ll. rev. 600 fr Michelet

E

<36601400140010

Die Frauen

der

französischen Revolution

von

Jules Michelet.

Frei bearbeitet und mit geschichtlichen Anmerkungen

von

Eduard Maria Oettinger.

Brüssel & Leipzig,

Verlag von August Schnée.

1854.

Die Frauen der französischen Revolution.

Erstes Buch.

I.

An die Frauen, an die Mütter, an die Töchter.

(Am 1. März 1854.)

Dieses Buch erscheint an dem Tage, an welchem man die Bücher schließt, an dem die Ereignisse das Wort ergreifen, an dem der europäische Krieg, seit vierzig Jahren unterbrochen, von Neuem beginnt.

Und wie werdet Ihr dies lesen? Ihr blickt dorthin, wo Eure Söhne, Eure Brüder sind, oder nach jener Gegend, wohin vielleicht schon morgen Eure Gatten ziehen. Eure Seele lauscht den Neuigkeiten, Euer Ohr dem fernen Donner: erschreckt vernehmt Ihr den ersten Kanonenschlag, der ernst und feierlich den großen Religionskrieg verkündet zwischen Morgen- und Abendland.

Ein Krieg, ein großer Krieg, dessen Grenzen sich nicht

bestimmen lassen! Schauplatz, Zeit und Character desselben werden sich von Tag zu Tage ausdehnen und verlängern. Es ist der Krieg der zwei Dogmen, der Krieg der zwei Symbole, der Krieg der zwei Glauben, des unserigen und des der Vergangenheit. Dieser bestimmt ausgeprägte Character, der sich für den Augenblick noch dunkel und unbestimmt in der unschlüssigen Handlungsweise und in dem ängstlich-verwirrten Stammeln der Politik ausspricht, wird sich mehr und mehr auf dem Schlachtfelde entwickeln.

Ja, welche zweideutige, falsche, zögernde Formen dieser furchtbare Neugeborene der Zeit, dessen Name den Tod von Hunderttausenden von Menschen verkündet, auch annehmen mag, dieser furchtbare Krieg ist der Krieg des barbarischen Orients gegen den jungen, starken, socialen Glauben des civilisirten Occidents.

In dem Augenblick, wo wir unsere ganze Existenz, all unser Hab' und Gut, unser Leben und das der Unserigen dieser großen Idee, der wichtigsten und heiligsten, die es giebt, willig hingeben, in diesem Augenblick sollte Jeder seinen Gürtel schnüren, all seine Kräfte zusammenraffen, in seine Seele blicken, in sein Haus, um sich zu überzeugen, ob er sicher ist, jene Einigkeit darin zu finden, die den Sieg verschafft.

Was sollte aus uns werden in diesem Kriege außerhalb, wenn der Mensch noch nebenbei einen Krieg zu führen hätte mit sich selbst und in sich selbst, einen dumpfen, alle Kraft lähmenden Krieg von stillen Thränen und stummen Seufzern! Was sollte aus uns werden, wenn der Glaube der Vergangenheit, an seinem Heerde kauernd, unsere Seele

einhüllend in diese liebkosende Thränen, die uns das Herz brechen, stark genug wäre, einen unserer Arme zu fesseln in dem entscheidenden Moment, wo es Zeit ist, mit beiden Händen dreinzuschlagen?

Sage mir also, geliebtes Weib, jetzt, wo wir noch vereint an diesem Tische sitzen, an dem ich nicht immer werde sein, sage mir, vor Beginn dieses wilden Zweikampfes, gleichviel wohin er mich führe, ob Dein Herz stets bei mir sein wird? Du erstaunst... Du weinst... Du schwörst. O schwöre nicht; ich glaube Alles! Aber ich kenne Deinen innern Kampf. Was wirst Du thun in den äußersten Fällen, die der gegenwärtige Kampf vielleicht morgen schon herbeiführen kann?

An dieser Tafel, wo wir heut noch zwei, wo Du aber bald allein sein wirst, erhebe, erstarke und befestige Dein Herz. Führe Dir vor Deine thränumflorten Augen die heldenmüthige Geschichte unserer Mütter vor. Lies das, was sie gethan, das, was sie gewollt. Erinnere Dich ihrer aufopfernden Hingebung, ihres glorreichen Glaubens vom Jahre 1789, der den Altar der Zukunft errichtet hat.

Glückliches Zeitalter starker Thaten, großer, aber vereint geduldeter Leiden im gemeinschaftlichen Kampfe und in der Gemeinschaft des Todes... Zeitalter, in welchem die Herzen sich in solcher Einheit der Idee verschmolzen, daß Liebe und Vaterland ein und derselbe Begriff war!

Noch größer ist heute der Kampf: er umfaßt die ganze Nation. Noch tiefer eindringend ist der jetzige Kampf, denn schon morgen wird er die geheimste moralische Fiber Deines Herzens berühren. Und was wirst Du thun für

mich an diesem Tage? Befrage die Geschichte unserer Mütter, befrage Dein Herz, befrage den neuen Glauben, für welchen Derjenige, den Du liebst, gläubig in den Kampf zieht, für den er leben, für den er sterben will.

O daß dieser Glaube mich stärke! Und daß Gott mich lenke! Denn seine Sache ist die Meinige!

II.

Einfluß der Frauen im achtzehnten Jahrhundert. Mütterlichkeit.

Alle Welt hat die ungewöhnliche Fruchtbarkeit der Jahre 1768, 1769 und 1780 bemerkt, dieser Jahre, so reich an Kindern des Genies, dieser Jahre, welche die Bonaparte, die Fourier, die Saint-Simon, die Châteaubriand, die de Maistre, die Walter Scott, die Cuvier, die Geoffroy Saint-Hilaire, die Bichat und eine unglaubliche Fluth von großen Geistern in allen Gebieten des menschlichen Wissens das Licht der Welt erblicken sahen *).

Ein anderer Zeitraum, zehn Jahre früher, (gegen 1760) ist nicht minder reich und staunenswerth. Es ist jene Epoche, welche die heldenmüthige Generation erzeugt hat, die, dreißig Jahre später, mit ihrem Blute die ersten Furchen der Freiheit befruchtet hat, jenes heroische Geschlecht, das, mit Hilfe seines in reichen Strömen fließenden Blutes, das Vaterland gemacht und ausgestattet hat; es ist das Zeitalter der Gironde und des Berges, der Roland und

---

*) Herr Michelet vergißt hier, vielleicht absichtlich, eine der größten Notabilitäten Englands, den Herzog von Wellington, zu erwähnen, der, wie Napoleon, im Jahre 1769 geboren ward. E. M. O.

Robespierre, der Vergniaud und der Danton, der Camille Desmoulins, jene unbefleckte, heldenmüthige, sich aufopfernde Generation, welche die unbesiegbaren Heere der französischen Revolution, jene der Kleber und so vieler andern Generale gebildet hat.

Der Reichthum dieser beiden Epochen, diese wunderbare Ueberfülle von Kräften, fast gleichzeitig auftauchend, ist er blos Zufall? Nein! Denn nach unserer Meinung ist nichts Zufall in dieser Welt!

Nein, die natürliche und sehr einfache Ursache dieser wunderbaren Erscheinung ist die überströmende Lebenskraft, die jener Zeitraum ausfluthen ließ.

Die erste Epoche (ungefähr 1760) ist die Morgendämmerung Rousseau's, der Anfang seines Einflusses beim ersten, mächtigen Eindrucke seines Buches „Emil", der lebhafte Wonneschauer aller Mütter, die ihre Kinder mit der Milch Rousseau'scher Grundsätze großsäugten.

Der zweite Zeitraum ist der Triumph der neuen Ideen des Jahrhunderts, herbeigeführt nicht allein durch das allumfassende Wissen Rousseau's, sondern durch den im Voraus bestimmten Sieg seiner Ideen in der Gesetzgebung, durch die großartigen Prozesse Voltaire's, durch seine erhabenen Vertheidigungen Sirven's, Calas und La Barre's *).

---

*) Jean Francois Le Fevre, Chevalier de la Barre, geboren 1747, ward als Opfer religiöser Intoleranz am 1. Juli 1766 zu Paris enthauptet, weil er, ein Jahr zuvor, ein hölzernes Crucifix, ausgestellt auf der Brücke zu Abbeville, verstümmelt haben soll. Das Tribunal dieser Stadt verurtheilte

Die Frauen schwiegen voll Andacht: sie häuften in sich all' diese mächtigen Eindrücke auf und schirmten das Heil der Zukunft! Die Kinder dieses Zeitraumes, sie tragen alle ein Zeichen an der Stirn: das Zeichen Rousseau's, das Zeichen seines „Emils".

Das war ein großes mächtiges Geschlecht, erzeugt von den erhabenen Gedanken einer vergrößerten Liebe, zur Welt gekommen in einem heiligen, leider allzu kurzen Augenblicke, in welchem das Weib, inmitten der Liebe und Leidenschaft, die Idee, die von ihr vergöttert ward, durchschimmern ließ.

Der Anfang war schön und erhaben. Die Frauen bemächtigten sich der neuen Gedanken durch die Vermittelung der Erziehung, durch die Hoffnungen und Wünsche reiner Mutterliebe, durch Beantwortung aller Fragen, die das Kind aufwirft vom Augenblicke seiner Geburt im Herzen der Frau, was sage ich? im Herzen der Jungfrau, viel früher als das Kind.

„O daß es glücklich werde, dieses Kind! Möge es gut und groß werden! Möge es groß und frei sein! Heilige Freiheit des Alterthums, welche Helden erzeugt hat! Wird mein Sohn unter deinem Schatten ruhen und gedeihen?"

Dies die Gedanken aller Frauen, aller Mütter! Und

---

den unglücklichen jungen Mann, kaum 19 Jahre alt, zu der Strafe, daß ihm die Zunge und der rechte Arm abgeschnitten und er sodann lebendig verbrannt werde. Laut Beschluß des Pariser Parlaments ward diese Strafe dahin abgeändert, daß der Sünder zuvor enthauptet und daß nur sein Leichnam den Flammen übergeben werde. E. M. O.

deßhalb seht Ihr sie auf diesen Plätzen, in diesen Gärten, wo das Kind unter den Augen seiner Mutter oder seiner Schwester spielt, lesen und träumen, träumen und lesen. Doch wie heißt das Buch, welches das junge Mädchen, bei Eurem Herannahen, so rasch in ihrem Busen verborgen hat? Ist's ein Roman? Ist's Rousseau's „Heloise"? Nein, viel eher ist's sein „Contrat social"; viel eher sind's „die Lebensbeschreibungen Plutarch's".

Die Macht der Gesellschaftssäle, der Reiz und Zauber der Unterhaltung, waren damals, was man auch dagegen eingewendet haben mag, nur Nebendinge im Einflusse der Frauen. Zur Zeit Ludwigs XIV. hatten sie sich jener Hilfsmittel bedient. Das, was sie im achtzehnten Jahrhundert einflußreicher, mächtiger und unbesiegbar machte, war jene enthusiastische Liebe, jene einsiedlerische Träumerei der großen Ideen und der starke Wille, Mütter sein zu wollen, Mütter in der ganzen Ausdehnung und Heiligkeit dieses Wortes.

Die geistreichen Klatschgeschichten der Madame Geoffrin, die beredten Selbstgespräche der Frau von Staël, der Reiz der Gesellschaft von Auteuil, das liebenswürdige Geplauder der Madame Helvetius, das berauschende Geschwätz der Madame Recamier wären nicht im Stande gewesen, die Welt zu ändern, eben so wenig und noch weniger all jene schreibenden Frauen, jene unermüdlichen Federn, jene unerschöpflichen Blaustrümpfe, an deren Spitze Frau von Genlis stand.

Das, was seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die ganze Lage verändert hat, das, was in den ersten Däm-

merungen der Morgenröthe eines neuen Glaubens im Herzen der Frauen, im Busen der Mütter aufgeblitzt, waren zwei mächtige, zwei magnetische Flammen:

Menschlichkeit — Mütterlichkeit!

Und aus diesen beiden Flammen entwickelte sich — was uns nicht überraschen kann! — ein glühender Strom begeisternder Liebe und befruchtender Leidenschaft: das Gefühl einer übermenschlichen Mutterliebe.

III.

Aufopferungsmuth des Mitleids. Eine Frau hat die Bastille zertrümmert.

Das erste Auftreten der Frauen in der Laufbahn des Heldenmuths (außerhalb des Bereiches der Familie) geschah, wie sich erwarten ließ, aus einem Antriebe von Mitleid.

So war es zu allen Zeiten. Das aber, was ausschließlich und eigenthümlich dem großen Jahrhundert der Menschlichkeit angehört, das, was in dieser Zeit der Opferfreudigkeit sich als neu und ursprünglich kundgab, war die erstaunenswerthe Ausdauer in einem beispiellos schwierigen, gefahrvollen und, hinsichtlich des Gelingens, unwahrscheinlichen Unternehmen, eine unerschrockene Humanität, die, jeder Gefahr trotzend, jedes Hinderniß besiegte und selbst die Zeit bezähmte.

Und das Alles für ein Wesen, das zu andern Zeiten vielleicht Keinen interessirt hätte, für ein Wesen, das nichts für sich hatte, als das: Mensch und — unglücklich zu sein!

Es giebt keine Legende, die ergreifender ist als jene des gefangenen Latude*); keine, die erhabener wäre, als die seiner Befreierin, Madame Legros.

*) Henri Masers de Latude, deutschen Lesern weniger bekannt, wurde auf Befehl der Marquise von Pompadour (der

Wir wollen weder die Geschichte der Bastille, noch jene des unglücklichen Latude erzählen. Es genüge zu sagen, daß, während alle Gefängnisse minder hart wurden, Latude's Kerker grausamer und unmenschlicher geworden war. Jedes Jahr verschärfte dessen traurige Zelle: man verstopfte die Fenster; man fügte Eisengitter hinzu.

Es fand sich, daß die alte, morsche, schwachköpfige Tyrannei in diesem Masers de Latude einen Menschen eingekerkert hatte, der mehr als jeder Andere geeignet war, dieselbe anzuklagen, ein eifriger und fürchterlicher Mann, den nichts zu bezähmen vermochte, dessen Stentorstimme die Mauern seines Kerkers erschütterte, dessen Geist und Kühnheit unbesiegbar waren. Ein Körper von unverwüstlichem Eisen, der allen Gefängnissen, der Bastille, Vincennes und Charenton, endlich sogar dem Schrecken der Mauern von Bicêtre unbeugsam Trotz zu bieten schien.

Das aber, was dessen Anklage niederschlagend und gehässig macht, ist der Umstand, daß dieser Mann, zweimal seinem Kerker entwischt, sich beide Male wieder selbst gestellt hat. Das eine Mal hatte er aus seinem Schlupfwinkel an Frau von Pompadour geschrieben, die ihn gleich darauf einfangen ließ. Das zweite Mal geht er nach Versailles, will den König sprechen, erreicht dessen Vorzimmer und des Königs Maitresse läßt ihn dort zum zweiten Male festnehmen. Also

---

er, um mit ihr in Verbindung zu kommen, eine Verschwörung vorgelogen hatte, die gegen sie angezettelt sei) in die Bastille gesteckt und von dort nach Vincennes abgeführt. Nach 39jähriger Gefangenschaft schrieb er die Geschichte seiner Leiden und starb im Jahre 1805. E. M. O.

selbst ein königliches Gemach ist kein geheiligter Ort, keine Zufluchtsstätte, kein Asyl?

Unglückseligerweise sind wir verpflichtet zu sagen, daß jene verweichlichte, schwache, hinfällige Gesellschaft reich an Philanthropen aller Stände, Ministern, Magistratspersonen und großen Herren war, die alle insgesammt den armen Teufel aufrichtig beklagten; keiner aber von Allen hatte den Muth, sich seiner anzunehmen. Malesherbes weinte, und Rohan vergoß heiße Thränen. Das aber war denn auch Alles!

Der arme Latude verschmachtete auf seinem unterirdischen Misthaufen im Bicêtre, buchstäblich gefressen von Flöhen und bisweilen heulend vor Hunger und Durst. Noch einmal hatte er versucht, durch einen betrunkenen Schließer eine Bittschrift zu richten, an, ich weiß nicht mehr, welchen hochgestellten Menschenfreund. Dieser verliert sie glücklicherweise... eine Frau ist's, die sie findet. Diese liest sie, sie schaudert, aber sie weint nicht, diese Frau da! Aber sie beschließt, sofort zu handeln.

Madame Legros — so hieß die Finderin der Bittschrift — war eine arme kleine Krämerin, die, vom Schweiße ihrer Arbeit lebend, flickend in ihrer Bude saß, während ihr Mann, Stundenmarken nachlaufend, Unterricht im Lateinischen gab. Aber diese kleine Krämerin hatte Muth, mehr Muth als der Herr von Malesherbes-Lamoignon und Rohan, die ihre Thränenschleußen unnütz in Bewegung gesetzt. Madame Legros hatte keine Furcht, sich einzumischen in die Fäden dieser grauenerregenden Geschichte. Sie begriff mit ihrem gesunden Menschenverstande das, was die

Andern nicht begriffen hatten oder vielleicht nicht begreifen wollten, daß der Unglückliche, der um Hilfe schrie, kein Narr, sondern das Opfer einer abscheulichen Rache der Regierung sei, die sich gezwungen sah, die Ruchlosigkeit ihrer alten Fehler vor den Augen der Welt zu verbergen. Sie sah dies, aber ließ sich dadurch weder entmuthigen noch abschrecken. Nie war ein Heroismus uneigennütziger oder vollständiger! Sie besaß die Kühnheit zu unternehmen, die Kraft der Ausdauer, die Halsstarrigkeit der Aufopferung jeden Tages und jeder Stunde, den Muth, die Tollkühnheit, alle Drohungen zu verachten, den Scharfsinn und jede schlaue List, um alle Verläumdungen des tyrannischen Gouvernements zu hintertreiben.

Drei Jahre ohne Unterlaß verfolgte sie ihr Ziel mit unerhörter Hartnäckigkeit, mit der unermüdlichen Gierigkeit des Jägers oder Spielers, mit einer Energie, die Andere sonst nur in Erreichung und Befriedigung böser Leidenschaften zu entwickeln pflegen.

Alle Unglücksfälle, die unterweges ihr begegnen, sind nicht im Stande, sie von ihrem Ziele zu entfernen. Ihr Vater stirbt, ihre Mutter stirbt. Sie verliert ihren kleinen Handel; sie wird von ihren Verwandten getadelt und auf gemeine Weise beargwohnt. Man fragt sie, ob sie die Maitresse jenes abenteuerlichen Gefangenen sei, für den sie sich so auffallend lebhaft interessire. Die Maitresse eines Schattenbildes, eines von Krätze und Ungeziefer zerfressenen Leichnams!

Die Versuchung der Versuchungen, der Gipfel, die Spitze der Kreuzesstätte, sind die Klagen, die ungerechten

Vorwürfe, die Zeichen des Mißtrauens von Seiten Desjenigen, für dessen Rettung sie sich aufopfert!

Erhabenes Schauspiel, ein armes, schlechtgekleidetes Weib zu sehen, das von Thür zu Thüre geht und dem Domestikenvolke den Hof macht, um sich dafür die Erlaubniß zu erbetteln, in die Hotels der Großen eindringen und dort für ihre Sache plaidiren und den Schutz dieser sogenannten Großen anflehen zu dürfen.

Die Polizei schaudert und ist empört. Madame Legros läuft Gefahr, von Augenblick zu Augenblick aufgegriffen, eingekerkert zu werden und zu verschwinden für immer. Das sagt ihr täglich alle Welt. Doch was liegt daran? Endlich läßt der Polizei-Lieutenant sie rufen. Er droht... sie aber bleibt standhaft, fest, unbeweglich. Sie ist's, die ihn zittern macht!

Glücklicherweise weiß sie sich den Schutz der Madame Duchesne, der Kammerfrau der Prinzessinnen, zu verschaffen. Sie geht nach Versailles... zu Fuß... im strengsten Winter... im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft. Ihre Beschützerin ist abwesend... sie läuft ihr nach, verstaucht sich den Fuß, setzt aber dessenungeachtet ihren Weg fort. Und endlich findet sie Madame Duchesne. Auch Madame Duchesne weint und weint sehr viel. Aber ach! was kann sie thun? Eine Kammerfrau gegen zwei oder drei Minister! Sie hält die Bittschrift in der Hand. Ein Abbé vom Hofe, Zeuge dieser Scene, entreißt sie ihr mit den Worten: Was kümmert Sie dieser elende Narr? Hüten Sie sich, sich in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen.

Und ein ähnliches Wort genügt, um selbst das Mitleid

der Königin, der man davon erzählt, mit Einem Male abzukühlen und erstarren zu machen. Sie hatte eine Thräne im Auge. Die Höflinge sahen diese Thräne. Sie scherzten und... Alles war vergessen.

Zu jener Zeit gab es in ganz Frankreich keinen bessern Menschen, als den König. Man beschloß, sich an ihn zu wenden. Der Cardinal von Rohan (ein Straßenjunge, aber — Alles in Allem! — mitleidig *) sprach dreimal mit Ludwig XVI. Aber dreimal erhielt er abschlägliche Antwort. Der König war zu gut, um nicht Alles zu glauben, was Herr v. Sartines ihn glauben zu machen für gut und rathsam hielt. Sartines war zwar nicht mehr Polizei-Lieutenant; doch war dies kein Grund, ihn den Feinden gegenüber, die ihn gestürzt hatten, durch Mißtrauen noch tiefer zu kränken. Ueberdem — Sartines ganz bei Seite! — muß erwähnt werden, daß Ludwig XVI., trotz all' seiner Herzensgüte, eine gewisse, wir möchten sagen, ihm angeborene Vorliebe für die Bastille besaß. Er wollte ihr nicht Unrecht thun. Es lag ihm an ihrem Rufe.

Dessenungeachtet war der König sehr menschlich. Er hatte die unterirdischen Kerker im Chatelet, das Gefängniß zu Vincennes abgeschafft und dafür die Force creirt, ein Gefängniß für die Schuldgefangenen, um diese von den Spitzbuben zu trennen.

Aber die Bastille, die Bastille! Das war ein alter, im Dienste seiner erlauchten, von Gott gesalbten Vorfahren

---

*) Un polisson, mais, après tout, charitable, so lautet das Original! E. M. O.

ergrauter, treu bewährter Diener, der nicht dulden wollte, daß irgend Jemand der alten Monarchie ein Haar an ihrem Zopfe krümme. Die Bastille war ein Mysterium des Schreckens, oder, wie Tacitus gesagt, ein instrumentum regni*).

Als sein Bruder, der Graf von Artois, und die Königin, ihm eines Abends Beaumarchais' Figaro vorlasen, um ihn zu bewegen, die Aufführung dieses Lustspiels zu gestatten, warf er statt aller Antwort blos die Bemerkung hin:

— Sonach müßte man also auch die Bastille abschaffen?

Als im Juli 1789 in Paris die Revolution ausbrach, schien es, als ob der König, ziemlich unbesorgt, selber daran Theil nehmen wolle. Erst als man ihm sagte, daß der Pariser Gemeinderath die Niederreißung der Bastille beschlossen habe, traf ihn dieser Befehl wie ein Donnerschlag.

— Ah, ah! rief er aus. Das ist denn doch zu stark!

Alles, was seine treue Bastille compromittirte, war ihm unangenehm. Und so geschah es, daß die Bittschrift, welche der mitleidige Polisson ihm im Namen Latude's überreicht hatte, zurückgewiesen ward.

Jetzt aber bestürmten ihn hochgestellte Frauen.

Er las und prüfte aufs Sorgfältigste alle auf diese Angelegenheit bezüglichen Papiere; aber er hatte deren keine andern, als jene, welche ihm von seiner Polizei, von denjenigen Leuten vorgelegt worden waren, die ein Interesse dabei

*) Herr v. Sartines pflegte sie „ultima regis ratio" zu nennen. Ein spottsüchtiger Septembriseur hatte in „ultimi regis ratio" umgetauft. E. M. O.

hatten, das Opfer ihrer himmelschreienden Ungerechtigkeit bis zu seinem Tode in festem Verwahrsam zu halten. Endlich erklärte er bestimmt: Latude sei dergestalt gefährlich, daß er sich nicht entschließen könnte, ihm jemals die Freiheit wiederzugeben.

Jemals! Jeder Andere wäre dabei stehen geblieben. Madame Legros aber beharrte bei ihrem Vorsatze.

Eh bien, sagt sie! Das, was mir nicht möglich geworden ist mit Hilfe des Königs, wird mir vielleicht ohne dessen Hilfe gelingen. —

Sie wird von den ewig unzufriedenen, ewig schmollenden Condés empfangen, empfangen von dem jungen Herzog von Orleans, von dessen gefühlvoller Gemahlin, der Tochter des guten Penthièvre; empfangen von einigen Philosophen und Menschenfreunden, vom Herrn Marquis de Condorcet, dem beständigen Secretär der Akademie der Wissenschaften, von Dupaty, von Villette, dem Quasi-Eidame Voltaire's u. s. w. u. s. w.

Die öffentliche Meinung beginnt zu murren. Die Fluth der Erbitterung ist im Steigen. Necker hatte Herrn v. Sartines fortgejagt. Gleich darauf folgte diesem sein Freund und Nachfolger Lenoir. Bald wird sich die Ausdauer belohnt sehen. Latude beharrt zu leben und Madame Legros beharrt darauf, ihn zu befreien.

1783 gelangt Breteuil, der Mann der Königin, der sie um jeden Preis volksthümlich machen will, ans Staatsruder. Er erlaubt der Akademie, den Tugendpreis der Madame Legros zuzuerkennen, sie damit zu krönen, aber mit der sonderbaren Bedingung, daß der Grund dieser Krönung,

das Motiv des zuerkannten Preises, nicht erwähnt werden dürfe.

Ein Jahr später entreißt man Ludwig XVI. die Befreiung Latude's. Und einige Wochen später erscheint der sonderbare, bizarre Befehl, der dem Intendanten befiehlt, Keinen mehr, auf Ansuchen seiner Familie, einzukerkern, sobald nicht hinreichend motivirter Grund dazu vorhanden sei u. s. w.

Auf diese Weise entschleierte man die ganze Tiefe des widernatürlichen Abgrunds gesetzloser Willkühr, in welchen Frankreich immer mehr und mehr hineingerathen war. Zwar wußte es schon genug davon; die Regierung aber gestand noch mehr!

Madame Legros erlebte nicht die Zerstörung der Bastille. Sie starb kurze Zeit vorher. Aber nichts desto weniger ist sie es, welcher der Ruhm gebührt, sie zerstört zu haben. Sie war es gewesen, welche die Einbildungskraft des Volkes mit Schreck und Haß gegen das Gefängniß der Willkührherrschaft, gegen den Kerker des „bon plaisir", gegen die Bastille, in welcher so viele Märtyrer des Glaubens und Gedankens gefangen saßen, erfüllt hatte. Die schwache Hand einer armen, alleinstehenden Frau zerbrach in Wahrheit den stolzen Zwinger jahrhundertlanger Tyrannei.

IV.

Die Liebe und die Liebe der Idee (1789—1791.)

Der Character dieses einzigen Moments besteht darin, daß die Parteien Religionen werden. Zwei Glauben stehen sich feindlich gegenüber: die fromme royalistische Abgötterei und die republikanische Idealität. In der Einen giebt sich die Seele, aufgeregt durch das Gefühl des Mitleids, mit Gewalt zurückgeschleudert gegen die Vergangenheit, die man ihr streitig macht, den Götzen des Fleisches, den materiellen Göttern, die sie fast gänzlich vergessen, von Neuem hin; in der Andern erhebt und begeistert sich die Seele zum Cultus einer reinen, unbefleckten Idee. Für sie giebt's keine Idole mehr: sie kennt keinen andern Gegenstand der Anbetung, als ihr Ideal: Vaterland und Freiheit!

Die Frauen, weniger verdorben als wir durch sophistische und scholastische Gewohnheiten, ziehen in beiden Religionen den Männern voran. Es ist ein edles, rührendes Schauspiel, unter ihnen nicht blos die Reinen, Vorwurffreien, sondern selbst die Unwürdigen ein edles Ziel verfolgen zu sehen, das Vaterland als eine Herzensfreundin und das ewige Recht der Menschheit, die Freiheit, als ihren Geliebten, als ihren Heiland zu umschließen.

Vaterland, Freiheit, Menschenwohl! Dies ist der heilige Dreiklang, der die Herzen der Frauen durchzittert. Sie schwärmen für die Tugenden des alten Roms. Sie blicken

um sich und suchen die Helden Plutarchs. Denn diese wollen sie, und diese schaffen sie! Es genügt nicht mehr, um ihnen zu gefallen, wie Rousseau und Mably zu sprechen. Sie verlangen, daß die Worte zu Thaten sich gestalten. Immer haben sie die Kraft geliebt. Sie vergleichen den modernen Schwächling mit dem Urbilde antiker Kraft, das beständig vor ihrem geistigen Auge steht. Nichts vielleicht hat mehr als diese Anforderung von Seite der Frauen dazu beigetragen, die Männer anzuspornen, anzufeuern, und dadurch den raschen Lauf der Revolution noch mehr zu beschleunigen.

Die Gesellschaft war Feuer und Flamme. Man schien, eintretend in diese Kreise, den glühenden Athem derselben zu fühlen.

Auch in unsern Tagen haben wir außerordentliche Handlungen, bewundernswürdige Aufopferungen und Massen von Menschen gesehen, die mit Freudigkeit ihr Leben hingegeben; immer aber, wenn unsere Blicke sich von der Gegenwart abwenden und auf die Vergangenheit, auf die Geschichte der französischen Revolution zurückblicken, finden wir mehr Wärme, mehr Gluth, mehr Begeisterung. Die Temperatur ist eine ganz andere. Sollte unsere Erdkugel seitdem in ihrem Innern wirklich erkaltet sein?

Leute aus jener vergangenen Zeit haben uns auf diesen Unterschied zwischen Jetzt und Damals aufmerksam gemacht; Anfangs aber haben wir ihn nicht gefühlt, nicht verstanden, nicht begriffen. Nach längerm Studium aber und je weiter wir in die Details eingedrungen sind, je mehr wir nicht blos die gesetzgebende Mechanik, sondern auch die Beweglichkeit

der Parteien, und nicht blos die Parteien, sondern die einzelnen Personen, die Individualitäten und deren Leben studirt haben, desto mehr ist uns das Wort jener Greise klar und deutlich geworden.

Der Unterschied der beiden Zeiten läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: man liebte.

Die Theilnahme, das Mitleid, der Ehrgeiz, alle großen ewigen Leidenschaften waren damals im Spiele wie heutzutage; der stärkste Theil aber war die Liebe, die Liebe im weitumfassenden Sinne dieses Worts: die Liebe der Idee, die Liebe der Frau, die Liebe zum Vaterlande und zum Wohle des ganzen Menschengeschlechts. Sie liebten das Schöne, das vergänglich, und das Schöne, das unvergänglich ist. Zwei Gefühle verschmolzen sich in Eines, wie Gold und Bronze in corinthisches Erz.

Im Jahre 1791 herrschen die Frauen durch das Gefühl, durch die Leidenschaft und — wir müssen dies gestehen — durch das Uebergewicht der Initiative. Niemals — weder früher, noch später — war deren Einfluß mächtiger als damals. Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Encyclopädisten, hatte der Geist die Gesellschaft beherrscht; später war es die That, die mörderische, furchtbare That. Im Jahre 1791 war das Gefühl und darum auch die Frau, das weibliche Geschlecht, die Beherrscherin der Gesellschaft.

Frankreichs Herz schlägt in dieser Epoche lauter als je. Die Wallung, die Aufregung — die von Rousseau datirt — ist fortwährend im Zunehmen. Zuerst sentimental und träumerisch, eine Epoche unruhiger Erwartung, eine ängstliche, unheimliche Schwüle wie eine Stunde vor dem Sturme,

wie in einem jungfräulichen Herzen die unbestimmte Liebe vor dem Geliebten Wurzel faßt. Im Jahre 1789 ein unermeßlicher Lebensfunke, der alle Herzen beben macht; dann 1790: die Féderation, die Fraternité und Thränen. 1791, die Krisis, der Kampf, die leidenschaftliche Erörterung. Aber überall Frauen! Ueberall die individuelle Leidenschaft aufgegangen in der Leidenschaft Aller! Das geheime und das gesellschaftliche Drama, Hand in Hand gehend, verzweigen sich dichter und dichter; die beiden Fäden verweben sich zu Einem. Ach, sehr oft und fast zu jeder Stunde werden sie Beide zugleich durchschnitten!

Damals circulirte eine englische Legende, die für die Frauen Frankreichs ein leuchtendes Vorbild zur Nacheiferung ward. Mistreß Macauley, die ausgezeichnete Geschichtsschreiberin der Stuarts, hatte dem alten Pfarrer Williams so hohe Bewunderung für ihr Genie und ihre Tugend eingeflößt, daß er, sogar in einer Kirche, ihre Marmorstatue als Gottheit der Freiheit geweiht hat.

Es gab wenig Schriftstellerinnen damals, die nicht träumten, Frankreichs Macauley zu werden. Die begeisternde Göttin fand sich in jedem Salon. Die Frauen waren es, — welche dictirten, verbesserten, umgossen all die Reden, die, Tags darauf, auf den Bänken der Clubbs und auf den Tribunen der Nationalversammlung gehalten wurden. Sie selber gehen hin, um diese Reden und deren Wirkung zu vernehmen. Leidenschaftlich begeisterte Richterinnen belagern sie den Fuß der Tribünen, durch ihre Gegenwart anfeuernd, fortreißend den schwachen, schüchternen Redner, daß er sich erhebe und um sich schaue! Dort sieht er das feine, geist-

reiche Lächeln der Frau von Genlis zwischen ihren beiden, verführerisch schönen Töchtern, zwischen der Prinzessin und Pamela. Hier begegnet er dem schwarzen, feuerglühenden Auge der Frau von Staël! Wie kann es ihm an Muth fehlen, wenn ein vielsagender Blick der Madame Roland ihn dazu anspornt? In solcher Umgebung fühlt Jeder sich begeistert! Hier ist jeder Redner beredt!

V.

Die Frauen des 6. Octobers (1789.)

Die Männer haben den 14. Juli, die Frauen den 6. October gemacht. Die Männer haben die königliche Bastille, die Frauen aber die königliche Würde selbst genommen und sie in die Hände von Paris, das heißt: in die der Revolution gelegt.

Der Anlaß dazu war die Hungersnoth. Ueberall circulirten schreckenerregende Gerüchte über den nahe bevorstehenden Krieg, über die Ligue der Königin und der Prinzen mit den deutschen Fürsten, Gerüchte über die fremden Uniformen, grün und roth, die man in Paris sah, über die Mehlvorräthe von Corbeil, von denen jetzt alle zwei Tage nicht mehr als ein einziger Sack ankam, über den Mangel an Lebensmitteln, der beim Herannahen der rauhen Jahreszeit mehr und mehr zunehmen mußte.

Hier ist keine Zeit zu verlieren, sagte man sich. Will man dem Kriege und dem Hungertode entgehen, dann muß man den König von seinem Versailles, von wo er unser Elend nicht mit eigenen Augen sehen kann, nach Paris bringen. Wenn nicht, dann entführt man ihn!

Niemand fühlte dies Alles lebhafter als der Instinkt der Frauen. Die Entbehrungen und Leiden, aufs Höchste gestiegen, hatten den Heerd der Familie erreicht.

Eine Dame gab Sonnabend, am 6. October, Abends,

den ersten Impuls. Einsehend, daß ihr Mann nicht gehört werden würde, läuft sie selbst in's Café de Foy, denoncirt dort die antinationalen Uniformen und Cocarden und zeigt Allen die große, allgemeine Gefahr. Montag ergreift ein junges Mädchen in den Hallen eine Trommel, schlägt Generalmarsch und reißt alle Weiber des ganzen Stadtviertels mit sich fort.

So etwas kann nur in Frankreich geschehen. Die Frauen, welche tapfere Soldaten erzeugen, sind selber brav. Das Land der Jeanne d'Arc, der Jeanne de Montfort und der Jeanne Hachette hat hundert solcher Heldinnen aufzuweisen. Eine dieser Heroinnen, an der Erstürmung der Bastille theilnehmend, zog später in den Krieg und ward Artillerie-Capitain: ihr Mann war Soldat. — Am 18. Juli, als der König nach Paris kam, sah man viele Frauen, die sich bewaffnet hatten. — Sie waren die Vorhut der Revolution. Wer kann darüber wohl erstaunt sein? Waren sie es doch, die am meisten geduldet, die am meisten gelitten hatten!

Großes Leiden, großes Elend macht erbittert. Dieses Elend trifft zuerst die Schwachen . . . die Frauen mehr als die Männer. Diese da gehen, kommen, suchen dreist und finden Hilfe, wenn auch nur für einen Tag. Die Frauen, die armen, hilflosen Frauen aber leben, wenigstens großentheils, eingesperrt; sie spinnen oder nähen und sind nicht im Stande in Tagen der Noth, wo Alles fehlt, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Trauriger Gedanke zu denken, daß das Weib, das bestimmt ist, mit einem andern Wesen, zu Zweien, zu leben, viel häufiger allein ist und verlassen

als der Mann. Er findet überall Gesellschaft, schafft sich überall neue Verbindungen. Sie aber ist nichts, ohne ihre Familie. Und die Familie beugt sie nieder: die ganze Schwere derselben ruht auf ihr. Sie bleibt im kalten nackten Zimmer mit den Kindern, welche weinen, weil sie Hunger haben oder krank sind, und mit den Kindern, die nicht mehr weinen, weil sie im Sterben liegen. Aber das, was mehr als Alles das Herz der Mutter zerreißt, ist die Ungerechtigkeit des Kindes. Gewohnt, in der Mutter die allgemeine Vorsehung zu erblicken, die immer und überall hilft, zürnt dieses Kind, hart und grausam, mit seiner Mutter über Alles, was ihm fehlt. Es schreit und hört nicht auf zu schreien und fügt dadurch dem tiefen Schmerze des Mutterherzens einen neuen, noch viel größern, noch mehr peinigenden Schmerz hinzu, weil sie ihm nicht zu helfen vermag.

Da habt Ihr die arme Mutter! Aber außer diesen Müttern wie viel arme, alleinstehende Mädchen, traurige Geschöpfe ohne Familie, ohne Schutz, ohne Beistand; Mädchen, die, zu häßlich oder tugendhaft, weder Freund noch Geliebten haben und keine Freude des Lebens kennen. Das kleine Handwerk, das sie erlernt haben, kann sie nicht ernähren. Was thun, damit es besser werden soll? Sie steigen in ihr Dachstübchen hinauf und harren, bis ihnen die Vorsehung einen rettenden Engel sendet. Nicht selten findet man sie todt . . . es ist die Nachbarin, die nur durch Zufall dies bemerkt!

Diese Unglücklichen haben nicht einmal Kraft genug, um sich laut zu beklagen, um ihre Lage zu schildern und gegen ihr trauriges Loos Verwahrung einzulegen. Die-

jenigen, welche handeln und sich dagegen auflehnen in Zeiten der größten Noth, dies sind die Starken, die das Elend noch nicht ganz und gar erschöpft und aufgerieben hat. Diese sind mehr arm als nothleidend. Die Unerschrockenen, die sich dann zuerst nach vorwärts drängen, sind jene großherzigen Frauen, die wenig für sich selbst, aber desto mehr für die andern, ihre Unglücksschwestern leiden. Das Mitleid, albern und stumpfsinnig bei den Männern, weniger empfindlich für die Noth Anderer, ist bei den Frauen ein sehr lebhaftes, heftiges und bisweilen wahrhaft heldenmüthiges Gefühl, das sie oft unwiderstehlich zu den kühnsten Thaten mit sich fortreißt.

Am 5. October gab es eine Menge solcher unglücklichen Geschöpfe, die seit länger als vier und zwanzig Stunden nichts gegessen hatten. Dies schmerzliche Schauspiel betrübte Jeden; Niemand aber that etwas für sie. Jeder schloß sich ein und beklagte die Härte der Zeit, die niederdrückende Noth.

Sonntags, am 4., rennt gegen Abend eine muthige Frau, die die allgemeine Noth nicht länger ruhig mitanzusehen vermag, vom Quartier Saint-Denis nach dem Palais-royal; sie bricht sich Bahn durch die lärmende Menge, welche perorirt, und setzt es durch, daß man ihr Gehör schenkt. Es war eine Frau von sechsunddreißig Jahren, sorgfältig gekleidet, anständig, aber stark und kühn. Sie verlangt, daß das Volk nach Versailles ziehe. Sie wolle sich an dessen Spitze stellen. Man witzelt darüber: sie aber giebt, entrüstet darüber, einem dieser Spötter eine Ohrfeige, und Jeder sagt sich: sie habe ein Recht dazu gehabt.

Am andern Morgen ist es dieselbe Frau, die den

Uebrigen voranzieht, einen Degen in der Hand. Sie ist's, die am Stadthause eine Kanone nimmt, sich darauf zu Pferde setzt und, mit brennender Lunte, nach Versailles zieht.

Zu den gleichzeitig mit dem ancien régime zu Grunde gegangenen Handwerken gehörte die Holzschnitzerei. Man hatte in dieser Gattung viel gearbeitet, sowohl für Kirchen, als für die Wohnungen der Reichen. Viele Frauen lebten von dieser Kunst. Die Eine unter ihnen, Madeleine Chabry, die aus Mangel an Bestellungen ihr Handwerk, das sie nicht mehr ernähren konnte, aufgegeben, hatte sich im Palais-royal-Viertel unter dem Namen Louison als Straußhändlerin etablirt. Sie war erst siebzehn Jahre alt, schön, pikant und geistreich. Dreist dürft Ihr wetten, daß es nicht der Hunger war, der diese da nach Versailles hinzog. Ihr gutes Herz, ihr männlicher Muth folgte der allgemein gewordenen Begeisterung. Die Frauen setzten sie an ihre Spitze und erkoren die Jugend und Schönheit zu ihrer Rednerin.

Aber außer ihr gab es noch viele darunter, die, nicht von Hunger getrieben, sich diesem Zuge angeschlossen hatten. Man sah darunter Krämerinnen, Portierfrauen, öffentliche Mädchen, gefühlvoll und mitleidig, wie diese armen Geschöpfe es gewöhnlich sind. Auch befand sich darunter eine beträchtliche Anzahl von Fischweibern und andern Frauen der Halle. Diese Letztern waren stark royalistisch, aber um so mehr wünschten gerade sie, den König in Paris zu haben.

Kurze Zeit zuvor — wir wissen nicht, bei welcher

Veranlassung — waren diese Dames de la halle in Versailles gewesen, um den König zu sehen; sie hatten mit ihm gesprochen — eine Vertraulichkeit, die Manchen lächeln macht, die aber dessenungeachtet rührend ist und besser, als manches Andere, den Geist jener Zeit characterisirt.

— Armer Mann! sagten sie, den König betrachtend. Guter Mann! Guter Vater!

Der Königin gegenüber viel ernsthafter, sagten sie: — Schütten Sie vor uns Ihr Herz aus! Verbergen wir uns nichts! Sagen wir Alles, was wir uns zu sagen haben, frank und frei!

Diese Frauen der Märkte sind nicht diejenigen, die am meisten leiden. Ihr Handel mit dem, was nothwendig ist zum Leben, erleidet weniger Schwankungen. Aber sie *sehen* das Elend besser als Andere und fühlen es. Immer auf freiem Platze, entgeht ihnen nicht, wie uns, die wir in unsern Zimmern leben, das traurige Schauspiel der Noth. Niemand hat mehr Mitgefühl für das Unglück, als diese rauhen, oft sogar rohen Weiber der Halle. Unter groben Formen, harten Worten verbirgt sich häufig unter ihnen ein feinfühlendes Herz, unendlich reich an Güte und Mitleid. Wir haben die Picarden, die Marktweiber von Amiens, arme Gemüsehändlerinnen, den Vater von vier Kindern, der guillotinirt werden sollte, retten sehen: es war am Tage der Krönung Karls X. Sie verließen ihren Handel, ihre Familie, zogen nach Rheims, brachten den König zum Weinen, entrissen ihm die Begnadigung des Verurtheilten, machten auf dem Rückwege

unter sich eine reichliche Collecte und schickten den begnadigten Verbrecher, reich beschenkt, zu seiner Frau, zu seinen Kindern heim.

Am 5. October hörten sie, um sieben Uhr, die Trommel rühren und vermochten nicht diesem Rufe zu widerstehen. Ein junges Mädchen hatte einem Gardisten die Trommel entrissen und Generalmarsch geschlagen. Und bald darauf waren alle Hallen verwaist und die Weiber derselben mitgezogen.

— Wir holen, sagten sie, den Bäcker und die Bäckerin, und werden dabei das Vergnügen haben, unser liebes Mütterchen*) zu hören.

Einerseits setzten sich die Hallen, andererseits die Vorstadt Saint-Antoine in Bewegung. Unterweges rissen die Weiber Alles, was ihnen begegnete, mit sich fort, Jenen, die nicht mit ihnen ziehen wollten, damit drohend, ihnen die Haare abzuschneiden. — Sie erreichen das Stadthaus und begegnen einem Bäcker, den das Volk ins Gefängniß schleppt, weil er bei einem Brote von zwei Pfund siebzehn Loth zu wenig gegeben hat. Obgleich der Mann, nach eigener Aussage, strafbar war, wollte die Nationalgarde ihn dennoch entwischen lassen. Sie fällte das Bajonnet gegen vier- bis fünfhundert Frauen, die sich bereits versammelt hatten. Auf der Mitte des Platzes hielt die Cavallerie der Nationalgarde. Die Frauen ließen sich nicht einschüchtern. Sie bombardirten Infanterie und

*) So hieß Mirabeau, damals der Abgott der Pariser Fischweiber.

Cavallerie mit Steinwürfen: diese hatten nicht den Muth, auf sie zu schießen. Die Frauen erstürmen das Rathhaus und dringen in alle Bureaux ein. Viele unter ihnen waren elegant gekleidet. Einige sogar hatten zur Feier dieses Tages ein weißes Kleid angelegt. Neugierig fragten sie die bestürzten Beamten, was in jedem dieser Säle aufbewahrt wäre und was darin zu sehen sei; sie ersuchten die Herren, jene Schüchternen, welche sie nur mit Gewalt mit sich hiehergeschleppt, und worunter Einige hochschwanger, Andere — vielleicht nur aus Furcht — bleich und traurig waren, freundlich bei sich aufzunehmen. Andere Frauen wieder — ausgehungert und wild — schrieen nach Brot und Waffen. Die Männer hier waren Feiglinge. Die Frauen wollten ihnen zeigen, was Muth heiße, was Muth vermag. Alle diese Leute des Rathhauses waren gut zum Hängen! Die Weiber begannen damit, deren Papiere und Schreibereien zu verbrennen. Sie wären vielleicht noch weiter gegangen und hätten das ganze Rathhaus angesteckt, hätte nicht einer unter all' diesen Männern den Muth gehabt, sie davon zurückzuhalten: es war ein Mann von hohem Wuchse, in schwarzer Kleidung und mit einer Miene, die noch viel ernster und trauriger als die Farbe seines Anzugs war. Anfangs wollten sie ihn tödten, glaubend, daß er Einer vom Magistrate und mithin ein Verräther sei! Er aber antwortete ruhig und gelassen:

— Ich bin kein Verräther, wohl aber Huissier meines Standes und einer der Sieger vom Tage der Erstürmung der Bastille.

— Dein Name? Dein Name? schrieen Alle!

— Stanislas Maillard! erwiderte der gelassene Huissier.

Und Niemand wagte es, ihn anzutasten.

Seit Tagesanbruch hatte er in der Sanct=Antons=Vorstadt wirksam vorgearbeitet. Die Freiwilligen der Bastille unter Hullin's Befehle standen auf dem Platze unter den Waffen. Die Arbeiter, welche die Feste niederrissen, glaubten, man schicke jene gegen sie. Maillard trat zwischen sie, um sie über ihren Irrthum aufzuklären. — Hier, am Stadthause, war er glücklich genug, eine Brandstiftung zu verhindern. Die Frauen hatten sich gegenseitig versprochen, keine Männer eintreten zu lassen: sie hatten an der großen Thüre ihre bewaffneten Schildwachen ausgestellt. Gegen eilf Uhr griffen die Männer den kleinen Eingang an, der auf die Arcada Saint=Jean hinausführt. Bewaffnet mit Hebestangen, Hämmern, Beilen und Piken erstürmen sie den Eingang, erstürmen sie die Waffen=Magazine. Unter ihnen befindet sich ein Gardist, der am Morgen die Sturmglocke hatte läuten wollen und der dabei ertappt worden war. Er sei, sagte er, nur wie durch ein Wunder entkommen. Die Moderirten, eben so wüthend wie die Andern, würden ihn gehängt haben, wenn die Weiber ihn nicht gerettet hätten. Er zeigte seinen entblößten Hals, auf dem noch die Spuren des Strickes, mit dem man ihn hängen gewollt, zu sehen waren. Als Repressalie ergriff man einen Mann vom Stadthause, um ihn zu hängen. Es war der brave Abbé Lefèvre, der am 14. Juli Pulver und Patronen unter das Volk vertheilt hatte. Frauen und Männer, die sich

als Frauen verkleidet hatten, hingen ihn wirklich an den kleinen Glockenthurm; eine unter ihnen zerschnitt den Strick: der Abbé fiel, nicht todt, sondern blos betäubt, fünf und zwanzig Fuß tief in einen Saal und war gerettet.

Weder Bailly noch Lafayette ließ sich sehen. Maillard sucht dessen General-Adjutanten auf und sagt: es gäbe nur Ein Mittel, das Alles zu enden: dies Mittel sei: daß er, Maillard, die Frauen nach Versailles führe. Während ihres Zuges dorthin habe man Zeit, die nothwendigen Streitkräfte zu sammeln. Er steigt hinab, schlägt die Trommel und verschafft sich Gehör. Dies kalte, tragische Gesicht des großen schwarzen Mannes wirkt Wunder auf dem Grêve-Platz. Die Frauen, die mit den Kanonen des Stadthauses sich bereits in Bewegung setzen, erwählen Maillard zu ihrem Führer. Mit acht bis zehn Trommelschlägern stellt er sich an die Spitze des von Minute zu Minute massenhafter anwachsenden Zuges: ihm folgen sieben- bis achttausend Frauen, einige hundert bewaffnete Männer und am Ende, als Nachhut, eine Compagnie der Freiwilligen von der Bastille.

An den Tuilerien angelangt, will Maillard den Quai entlang weiter ziehen. Die Frauen aber wollen triumphirend durch den Pavillon de l'horloge, durch Palast und Garten ziehen. Maillard, die Formen beobachtend, erinnert sie daran, daß dies das Haus des Königs, der Garten des Königs sei. Beide, ohne Genehmigung, durchstreifen, hieße den König verletzen. Artig nähert er sich dem Schweizer und erklärt, daß diese Damen hier durchgehen wollten, ohne das Geringste zu verderben. Der Gardist zieht seinen Degen

und stürzt auf Maillard, der jetzt ein Gleiches thut. Gleichzeitig schlägt eine Portière mit ihrem Stocke nach dem Schweizer: dieser fällt; ein Mann setzt ihm das Bajonnet auf die Brust. Maillard hält ihn zurück, entwaffnet beide Männer und zieht mit Bajonnet und Degen weiter.

Die Morgenstunde rückte vorwärts, der Hunger vermehrte sich. In Chaillot, in Auteuil und in Sevres war es nicht leicht, die armen ausgehungerten Teufel abzuhalten, Nahrungsmittel zu stehlen. Maillard duldete es nicht. Der Zug kam nicht weiter, als bis nach Sevres: es gab nichts, nicht einmal etwas zu kaufen. Alle Thüren waren geschlossen, bis auf die eines Kranken, der zurückgeblieben war. Maillard ließ sich von ihm einige Schoppen Weines geben, die er ihm bezahlte. Dann wählte er sieben Männer aus und beauftragte sie, sämmtliche Bäcker von Sevres mit allem Brote, das sich bei ihnen vorfinde, herbeizuschleppen. — Alles in Allem fanden sie acht Brote ... zweiunddreißig Pfund für achttausend ausgehungerte Magen. Man theilte das Wenige und schleppte sich mühsam weiter. Die Erschöpfung nöthigte die Mehrzahl der Frauen, ihre Waffen wegzuwerfen. Maillard machte ihnen begreiflich, wie nothwendig es sei, unbewaffnet vor dem König und der Nationalversammlung zu erscheinen, um sie zu rühren und zu erweichen. Die mitgeschleppten Kanonen wurden am Ende des Zuges versteckt. Der weise Huissier wollte einen Auftritt ohne Scandal. Beim Eintritt in Versailles gab er, um die friedliche Absicht des Zuges an den Tag zu legen, den Weibern das Signal, die Nationalhymne „Vive Henri IV." anzustimmen.

Die Leute von Versailles, entzückt darüber, schrieen aus voller Kehle: Es leben unsere Pariserinnen! Die fremden Zuschauer sahen in dieser Menge, die gekommen war, die Hilfe des Königs anzurufen, durchaus nichts Verfängliches. Ein der Revolution abholder Mann, der Genfer Dumont, der im Palais der Petites-Ecuries dinirte und aus dem Fenster zusah, sagte sich:

— Und dieses ganze Volk verlangt nichts weiter als Brot?

Die Nationalversammlung hatte an diesem Tage eine sehr stürmische Sitzung gehabt. Der König, der weder die Declaration der Menschenrechte, noch die Beschlüsse des 4. August sanctioniren wollte, erklärte, man könne constituirende Gesetze nur in ihrem ganzen Zusammenhange beurtheilen; nichts destoweniger wolle er in Anbetracht der beunruhigenden Zeitverhältnisse und unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß die ausübende Gewalt wieder alle ihre alte Kraft zurückerlange, beipflichten.

— Nehmt Ihr den Brief des Königs an, sagte Robespierre, dann habt Ihr keine Constitution mehr, ja nicht einmal ein Recht mehr, eine solche zu haben.

Duport, Gregoire, andere Deputirte, sprechen in demselben Sinne. Petion erinnert an die Orgie der Gardes du Corps. Einer der Abgeordneten, der selbst darunter gedient hat, verlangt zur Wahrung ihrer angegriffenen Ehre, daß man eine Anklage formulire und die Schuldigen darunter gesetzlich verfolge.

— Ich werde anklagen, erwidert Mirabeau, und die Strafbaren näher bezeichnen, aber dann erst, wenn die Ver-

sammlung erklärt, daß die Person des Königs die einzig unantastbare ist. Das hieß geradezu die Königin anklagen. Die ganze Nationalversammlung wich davor zurück: der Antrag ward zurückgezogen.

Mirabeau selbst war nicht ohne Unruhe über seine Ausflüchte. Er nähert sich dem Präsident und sagt zu ihm mit leiser Stimme:

— Mourier, Paris rückt gegen uns heran. Glaubt mir oder glaubt mir nicht: vierzigtausend Menschen sind im Anzuge. Werdet unwohl, geht aufs Schloß und bringt ihnen diese Kunde: es ist kein Augenblick mehr zu verlieren.

— Paris rückt gegen uns? fragt Mounier trocken (er glaubte, daß Mirabeau einer der Urheber dieses Schrittes sei). Nun wohlan! Desto besser! Um so eher werden wir Republik!

Die Nationalversammlung beschließt, daß man zum König schicke und ihn auffordere, die Erklärung der Rechte einfach und ohne Vorbehalt anzunehmen. Um drei Uhr verkündigt Target, daß eine Volksmenge von Paris im Anzuge sei.

Alle Welt wußte dies bereits. Nur der König wußte es nicht. Er war am Morgen, wie gewöhnlich, auf die Jagd gegangen. Er durchzog das Gehölz von Meudon. Man suchte ihn. Unterdessen ließ man Generalmarsch schlagen: die Gardes du Corps setzten sich auf dem Waffenplatze zu Pferde und lehnten mit dem Rücken ans Schloßgitter: zu ihrer Rechten, in der Nähe der Avenue von Sceaux, stellten sich das Regiment Flandern, weiter unten die Dragoner, und hinter dem Gitter die Schweizer auf.

Unterdessen erreicht Maillard die Nationalversammlung. Der ganze Zug verlangt ungestüm Einlaß. Er hat die größte Mühe, die Frauen zu überzeugen, daß es besser sei, nur Einige von ihnen eintreten zu lassen. Fünfzehn derselben nehmen an der Schranke Platz; worunter eine Frau, die am Ende einer Stange eine baskische Trommel trug und in der Mitte dieser Gruppe der lange, riesenhafte Huissier in seinem schwarzen, abgerissenen Kleide, einen Degen in der Hand.

Neben Maillard der dem Strick entgangene Gardist. Mit Ungestüm verlangt er das Wort. Er erzählt der Versammlung, daß er heute Morgen, als bei den Bäckern kein Brot zu finden war, die Sturmglocke habe läuten wollen und daß er dafür beinah' gehängt worden wäre, wenn diese ehrenwerthen Damen, die ihn hieher begleitet, ihn nicht gerettet hätten. Wir sind gekommen, fuhr er fort, um Brot und die Bestrafung der königlichen Garden zu verlangen, welche die Nationalcocarde beschimpft haben. Wir Alle da sind gute Patrioten. Und als solche haben wir unterweges alle schwarzen Cocarden abgerissen. Ich werde das Vergnügen haben, eine derselben vor den Augen der Versammlung zu zerreißen.

Und das that er denn auch. Dann setzte er ernsten Tones hinzu:

— Es ist Zeit, daß J e d e r die dreifarbige Cocarde aufstecke.

Dagegen erhob sich mehrseitiges, mißbilligendes Gemurmel.

— Sind wir ja doch Alle Brüder! rief der lange, unheimliche Huissier.

Maillard machte damit eine Anspielung auf das, was Abends zuvor der Gemeinderath von Paris erklärt hatte, daß, nachdem man die dreifarbige Cocarde als Zeichen der Brüderschaft angenommen, jeder brave Bürger, jeder Freund des Vaterlands verpflichtet sei, nur dieses und kein anderes Abzeichen zu tragen.

Die ungeduldigen Weiber schreien nach Brot. Maillard schildert die schreckenerregende Lage der Hauptstadt. Er erzählt, daß die Getreidezufuhren theils von andern Städten, theils von den Aristokraten abgeschnitten werden. Sie wollen uns verhungern lassen! ruft er aus. Ein Müller hat zweihundert Livres und das Versprechen erhalten, wöchentlich eine gleiche Summe zu bekommen, wenn er sich verpflichte, nicht zu mahlen. Gleiches hatte im Schooße der Nationalversammlung selbst der Bischof Gregoire erzählt.

— Nennt uns diese elenden Verräther! ruft die Versammlung.

Und die Weiber rufen wie aus einem Munde:

— Es ist der Erzbischof von Paris!

Jetzt ergreift Maximilien Robespierre das Wort. Er unterstützt die Aussage Maillard's, beruft sich auf Gregoire und erklärt, daß Letzterer ohne Zweifel im Stande sei, darüber nähere Auskunft zu ertheilen.

Andere Mitglieder der Versammlung versuchen durch Drohungen, wieder Andere durch Liebkosungen die nach Brot schreienden Weiber zu beruhigen. Ein Abgeordneter der

Geistlichkeit, Abbé oder Prälat, läßt sich herab, seine Hand einem dieser Weiber zum Kusse hinzureichen. Das Weib stößt sie empört zurück mit den Worten: Ich bin nicht dazu gemacht, die Pfote eines Hundes zu küssen. Ein anderer Deputirter, ein mit dem Ludwigskreuze geschmückter Officier, von Maillard sagen hörend: daß das größte Hinderniß der Constitution die Geistlichkeit sei, ließ sich von seinem Zorne hinreißen, auszurufen, daß derlei beleidigende Aeußerungen exemplarische Bestrafung verdienen. Maillard läßt sich dadurch nicht einschüchtern. Robespierre unterstützt Maillard und beruhigt die Frauen. Die, welche draußen voll Ungeduld harren, fürchten für ihren Redner. Es hat sich unter ihnen das Gerücht verbreitet, man habe ihn umgebracht. Er geht hinaus und zeigt sich einen Augenblick.

Und achttausend Stimmen schreien: Es lebe unser Anführer! Es lebe Maillard!

Dieser, zurückkehrend in den Schooß der Nationalversammlung, verlangt von ihr, die königlichen Garden aufzufordern, die der Nationalcocarde zugefügte Beschimpfung dadurch gut zu machen, daß auch sie dieselbe annehmen. Viele Deputirte legen Widerspruch dagegen ein. Maillard besteht in wenig gewählten Ausdrücken auf seiner Forderung. Der Präsident Mounier erinnert ihn an die Achtung, an die Ehrfurcht, die er der Versammlung schuldig sei, unpassend hinzusetzend, daß Niemand sie daran verhindere, Bürger zu sein!

— Präsident, erwidert Maillard, Bürger ist ein Titel, auf den Jeder unter Euch stolz sein darf, und wenn Einer

unter Euch wäre, der sich dieses Namens schäme, so verdiene er deßhalb von der Versammlung ausgeschlossen zu werden.

Einige Deputirte schaudern... Andere klatschen Beifall.

— Ja, riefen diese, wir Alle sind Bürger!

In demselben Augenblick überbrachte man von Seiten der königlichen Garden eine dreifarbige Cocarde.

Die Frauen schrieen: Es lebe der König! Es leben die Herren Gardisten!

Maillard, weniger schnell und leicht befriedigt, beharrt auf der Nothwendigkeit, daß das aufgestellte Regiment Flandern Befehl erhalte, heimzukehren.

Mounier verspricht auch dies und erklärt, um das Volk zu beruhigen, daß weder die Versammlung, noch der König irgend etwas vernachlässigt habe, um der herrschenden Noth vorzubeugen. Man werde bemüht sein, neue Hilfsquellen aufzusuchen; sie sollten jetzt getrost und ruhig nach Paris zurückziehen.

Maillard aber rührt sich nicht. Nein, sagt er, das genügt nicht!

Hierauf machte einer der Deputirten den Vorschlag, zum Könige zu gehen, um ihm selbst die unglückliche Lage von Paris vorzustellen und ans Herz zu legen. Dieser Vorschlag ward augenblicklich angenommen. Die Weiber, die sich von diesem Schritte viel versprachen, fielen den Deputirten um den Hals und umarmten den Präsidenten, wie sehr sich dieser auch dagegen sträubte.

— Wo steckt denn aber unser Mirabeau? fragten die Weiber! Wir möchten ihn gern einmal sehen, unsern Grafen von Mirabeau!

Mounier, umringt, geküßt, ja fast erstickt, setzt sich mit der im Schooße der Versammlung gewählten Deputation und der ihn begleitenden Frauenmenge, die fest darauf besteht, ihm zu folgen, traurig und niedergeschlagen in Bewegung nach dem Schlosse.

— Wir wateten bis an die Knöchel im Straßenkothe, erzählt Mounier; es goß in Strömen; wir durchzogen einen dicht zusammengedrängten, schlecht gekleideten, seltsam bewaffneten, lärmenden Menschenknäuel.

Die königlichen Garden patrouillirten im schnellsten Galopp vorüber. Diese Garden, Mounier, die Deputirten und deren auffallende Begleitung gewahrend, glaubten in der Letztern, allem Anscheine nach, die Anführer des Aufstandes zu erblicken und wollten diese dichten Massen auseinanderjagen, indem sie mitten durch sie hindurchritten. Die unantastbaren Deputirten entwischten so gut sie es vermochten und retteten sich durch den Schmutz so gut es ging. Man denke sich die Wuth der Weiber, die sich einbildeten, daß in Begleitung der Deputation sie sicher sein würden, respectirt zu werden, selbst von den Garden des Königs.

Zwei Frauen unter ihnen wurden verwundet, ja sogar, nach Aussage einiger Zeugen, durch Säbelhiebe. Und doch hatte das Volk bis jetzt noch gar nichts gethan. Es stand von drei bis acht Uhr Abends, geduldig, unbeweglich, das Geschrei und Hohngelächter abgerechnet, das sich hören ließ, so oft die verhaßten Uniformen der königlichen Leibwache vorüberzogen. Ein Kind nur warf mit Steinen.

Endlich hatte man den König gefunden. Er war, ohne sich sehr zu sputen, von Meudon heimgekehrt. Mounier,

begleitet von zwölf Frauen, wird empfangen. Er schildert dem Könige die ungeheure Noth der guten Stadt Paris und stellt seinen Ministern das Gesuch der Nationalversammlung, die reine, einfache, unbedingte Annahme der Erklärung der Menschenrechte und der übrigen Artikel der Verfassung, vor. Unterdessen hört der König mit herablassender Güte die Klagen der Frauen an. Die junge Louise Chabry, die beauftragt war, im Namen Aller das Wort zu ergreifen, fühlte sich in Gegenwart des Königs so ergriffen und bewegt, daß sie nichts Anderes als die Worte: Brot, Brot! hervorzustammeln vermochte und dann ohnmächtig zu Boden fiel. Der König, tief gerührt, ließ ihr alle mögliche Hilfe angedeihen, so daß sie, beim Weggehen, sich durch Dankbarkeit angetrieben fühlte, seine Hand zu küssen. Ludwig aber umarmte sie wie ein Vater.

Als Republikanerin war sie gekommen, und als Royalistin war sie von ihm weggegangen. Ja, sie hatte sogar gewagt: Es lebe der König! zu rufen. Die, welche auf dem Platze vor dem Schlosse harrten, waren außer sich über diesen Schrei und meinten, sie sei bestochen, dafür bezahlt worden. Die Arme kehrte alle ihre Taschen um, um Jeden zu überzeugen, daß sie kein Geld erhalten und daß man ihr Unrecht thue. Die Alten aber, neidisch auf die frühlingfrische Schönheit der jungen, abtrünnigen Blumenhändlerin, warfen ihre schmutzigen Strumpfbänder um den blendendweißen Hals, um die Verrätherin, die sich erdreistet hatte, vive le roi zu rufen, wuthentbrannt zu erwürgen. Nur durch Wunder ward sie gerettet. Sie floh ins Schloß zurück und erhielt vom Könige als Sicherheitskarte ihrer patriotischen Gesinnung einen schrift-

lichen Befehl, Getreide kommen zu lassen und jedes Hinderniß zur Verpflegung der guten Stadt Paris sofort zu beseitigen.

Auf das dringende Gesuch des Präsidenten Mounier hatte Ludwig ruhig geantwortet:

— Kommen Sie gegen neun Uhr wieder!

Aber trotz dieser Antwort war Mounier im Schlosse, vor der Thür des Staatsraths geblieben, auf Antwort dringend, von Stunde zu Stunde anklopfend, bis zehn Uhr Abends. Noch immer war kein Beschluß gefaßt!

Der Minister in Paris, Herr von Saint-Priest, hatte diese Neuigkeit erst sehr spät erfahren, (ein Beweis, daß der Zug nach Versailles unvorhergesehen und nicht im Voraus abgekartet war). Er schlug vor, daß die Königin nach Rambouillet fahre, der König aber bleibe und dem Andrängen des Volkes Widerstand leiste. Die Abreise der Königin allein wäre hinreichend gewesen, das Volk zu beruhigen und auseinander zu bringen, ohne, wie Herr von Saint-Priest zu rathen gewagt hatte, nöthigenfalls Gewalt zu brauchen. Necker wollte, daß der König nach Paris gehe und sich ganz und gar dem Volke vertraue, das hieß, daß er aufrichtig, wahr, sich der Revolution in die Arme werfe. Ludwig, unentschlossen wie gewöhnlich, vertagte den Staatsrath, um sich zuvor mit der Königin zu berathen.

Wohl wollte sie abreisen, aber nur mit ihm, um einen so unentschlossenen Menschen sich nicht selbst zu überlassen. Des Königs Name war seine Waffe, um den Bürgerkrieg anzufachen. Gegen sieben Uhr vernimmt Herr von Saint-Priest, daß Lafayette, gedrängt, fortgerissen von der Nationalgarde, gleichfalls nach Versailles ziehe.

— Man muß auf der Stelle abreisen, sagt er. Man wird den König, an der Spitze seiner Truppen, ohne Schwierigkeit durchziehen lassen.

Aber es war unmöglich, den König dazu zu bewegen. Er glaubte (damals wohl mit Unrecht!), daß die Nationalversammlung, sei er einmal abgereist, den Herzog von Orleans als König ausrufen werde. Schon darum wollte er nicht fliehen. Mit großen Schritten maß er das Zimmer und wiederholte, nachdenkend, von Zeit zu Zeit: Ein flüchtiger König! Nein, nein, das geht nicht, das kann nicht sein! Die viel entschlossenere Königin aber bestand darauf. Ihr Wille siegte, und sofort ward Befehl dazu gegeben. Schon aber war es zu spät.

Ein Pariser Soldat, der, wider seinen Willen, von den Frauen zu ihrem Oberhaupte gewählt worden war, und der, auf dem Wege nach Versailles, sich immer mehr und mehr exaltirt hatte, war jetzt eifriger als alle Andern. Er hatte es gewagt durch die königlichen Garden, die den Eingang des Schlosses besetzt hielten, hindurchzuschlüpfen. Er findet das Gitter geschlossen, ruft den Portier, verlangt, daß dieser öffne, und droht mit dem Bajonnet. Ein Lieutenant der Garde und zwei andere ziehen ihre Degen und sprengen auf ihn los, um ihm den Laufpaß zu geben. Er flieht, erreicht eine Baracke, stößt an eine Tonne an, fällt und schreit um Hilfe. Der Garde-Officier erreicht ihn in dem Augenblicke, wo die Versailler Nationalgarden nicht länger an sich halten können. Einer darunter, ein Weinhändler, springt aus der Reihe heraus, zielt auf ihn und trifft: er hatte ihm den Arm zerschmettert, mit dem er seinen Säbel hielt.

D'Estaing, der Commandant der Versailler Nationalgarde, der sich im Schlosse befand, glaubte es für seine Schuldigkeit zu halten, den König begleiten zu müssen. Obrist-Lieutenant von Lecointre blieb auf dem Platze und begehrte von der Municipalität Ordre, die sie nicht gab. Er fürchtete mit Recht, die ausgehungerte Menge werde plündernd durch die Stadt ziehen. Er eilte aufs Stadthaus, verlangte Nahrungsmittel für sie, konnte aber nichts erlangen als etwas Reis, was für die Masse nicht ausreichend war. Ueberall ließ er suchen und so gelang es ihm wenigstens so viel zu thun, als in seinen Kräften lag. — Gleichzeitig wandte er sich ans Regiment Flandern und fragte Officiere und Soldaten, ob sie schießen würden. Diese aber waren bereits durch andere Macht gewonnen. Frauen hatten sich in deren Reihen geworfen und sie gebeten und beschworen, dem Volke kein Leid zuzufügen. Unter diesen Frauen erschien Eine, die wir noch öfters wiedersehen werden, Eine, die nicht, wie die andern, durch den Koth gewatet war, Eine, die später als die Uebrigen gekommen zu sein schien. Dies war die schöne Theroigne de Mericourt*), eine Lütticherin, lebhaft, kühn, leidenschaftlich wie so viele andere Frauen von Lüttich, welche die Revolutionen des fünfzehnten Jahrhunderts mitgemacht und sich tapfer gegen

*) Der ursprüngliche Name dieser Revolutionsheldin war Anne Josephe Lambertine Terwagne. Sie adoptirte den Namen ihres Geburtsdorfes Mericourt und nannte sich, als sie nach Paris kam, Theroigne de Mericourt. Das Dorf heißt jetzt Marcourt und liegt im Luxemburg'schen. Sie wird also mit Unrecht von Michelet sowohl, als von Lamartine, Lütticherin genannt.

Karl den Kühnen geschlagen hatten. Eigenthümlich, fremdartig, pikant in ihrem rothen Ueberrocke und mit ihrem Amazonen-Hute, den Säbel an der Seite, sprach sie das Französische mit einem fremdartigen Accent, aber mit hinreißender Beredsamkeit. Man lachte, gab aber dennoch nach. Stürmisch, reizend, fürchterlich besaß dies verführerische Weib die Gabe, jedes Hinderniß siegreich zu beseitigen.

Theroigne hatte diesem armen Regimente Flandern den Kopf verdreht, es für sich gewonnen und es dergestalt entwaffnet, daß es seine Patronen brüderlich theilte mit den Versailler Nationalgarden.

Letztern ließ D'Estaing sagen, sie sollten sich sofort zurückziehen. Einige gingen, Andere blieben und erklärten, sie würden dann erst gehen, wenn sich die königliche Garde würde zurückgezogen haben. Die Garden erhalten Befehl, aufzubrechen. Es ist acht Uhr und stockfinster. Das Volk drängt und verfolgt die abziehenden Garden mit Hohngelächter. Mit dem Säbel in der Hand müssen sie sich Bahn brechen. Diejenigen am Ende des Zuges, härter bedrängt als die Uebrigen, lassen Pistolenschüsse fallen; drei Nationalgarden werden davon verwundet. Ihre Kameraden erwidern diese Schüsse... Die Leibgarde bedient sich ihrer Musketen.

Ein Lieutenant von Versailles erklärt einem Gardisten der Artillerie, daß, wenn er kein Pulver gebe, er ihm eine Kugel durchs Gehirn jagen werde. Diese Drohung bestimmt den Artilleristen, eine Tonne Pulvers herzugeben. Und damit wurden gleich darauf die Kanonen geladen, die der Rampe gegenüber aufgepflanzt standen, so, daß diese Kano-

nen den Truppen, welche das Schloß deckten, und den Garden des Königs, die nach dem Platze zurückkehrten, in die Flanken fielen.

Auf der andern Seite des Schlosses hatten die Leute von Versailles dieselbe Festigkeit und Entschlossenheit gezeigt. Fünf Wagen zeigten sich am Gitter, um hinaus zu fahren. Es ist die Königin, sagte man, die nach Trianon fährt. Der Schweizer öffnet... der Nationalgardist schließt.

— Es ist Gefahr vorhanden für Ihre Majestät, sagt der Commandant, sich in diesem Augenblicke aus dem Schlosse zu entfernen. Die Wagen werden unter Escorte zurückgeführt. Es gab keinen Ausweg mehr. Der König war ein Gefangener.

Der Regen fiel in Strömen herab. Die Menge suchte Schutz, wo sie konnte. Die Einen zerbrachen das Gitter des großen Marstalls, worin das Regiment Flandern lag, und mischten sich unter die Soldaten. Die Andern, ungefähr viertausend, waren in der Nationalversammlung zurückgeblieben. Die Männer verhielten sich ziemlich ruhig; für die Frauen aber war dieser Zustand der Unthätigkeit unerträglich: sie sprachen, schrieen und stießen sich hin und her. Maillard allein war im Stande, diese aufgeregte Masse zum Schweigen zu bringen, dadurch, daß er, den Lauf der Debatte unterbrechend, die Nationalversammlung haranguirte, ihrer Pflicht eingedenk zu sein und Alles zu thun, was die Nation von ihr erwarte.

Das, was neue Unruhe erweckte, war, daß die Gardes du Corps die Dragoner holten, die sich an den Thoren der Versammlung aufgestellt hatten, um sie zu fragen, ob sie

ihnen beistehen wollten, die Kanonen zu nehmen, die das Schloß bedrohten. Man warf sich wie wüthende Tiger entgegen und verjagte sie.

Um acht Uhr ein neuer Versuch. Man überbringt eine königliche Botschaft, wo, ohne die Erklärung der Rechte zu erwähnen, auf vage Art die freie Circulation des Getreides zugesichert wird. Es ist wahrscheinlich, daß in jenem Augenblick die Idee der Flucht vorherrschend war. Ohne den Präsidenten der Versammlung, an der Thür des Staatsraths harrend, einer Antwort zu würdigen, schickte man diese Botschaft geradenweges in die Versammlung, um die ungeduldige Menge zu beschäftigen.

Eine sonderbare Erscheinung hatte den Schrecken des Hofes vermehrt. Ein junger, schlechtgekleideter, ganz entstellter Mann tritt ein. Man erstaunt... es ist der Herzog von Richelieu, der in dieser Verkleidung sich mitten unter das Volk, mitten unter den neuen Menschenstrom, der sich von Paris nach Versailles herangewälzt, hineingemischt hatte. Auf halbem Wege war er athemlos vorangeeilt, um die königliche Familie von diesem neuen Zuzuge in Kenntniß zu setzen: er hatte schreckliche Dinge, wüthende Drohungen, haarsträubende Flüche gehört. Dies Alles erzählend, war er dabei so bleich geworden, daß auch Alle, die ihn hörten, aus Angst erbleichten.

Der Muth des Königs fing an zu sinken: er fühlte die Königin in Gefahr. Welch harten Kampf es seiner Ueberzeugung kostete, die legislativen Philosopheme der Nationalversammlung gutzuheißen, dennoch entschloß er sich, um

zehn Uhr Nachts die Erklärung der Menschenrechte zu unterzeichnen.

Endlich konnte sich Mounier entfernen. Er beeilte sich, vor Ankunft dieses großen Heeres von Paris, dessen Absicht er nicht kannte, in den Schooß der Versammlung, auf seinen Präsidentenstuhl zurückzukehren. Er tritt ein, findet aber keine Versammlung mehr. Sie hatte ihre Sitzung aufgehoben. Die Masse, immer lärmender, wilder, begehrender, hatte verlangt, daß die Preise des Brotes und die des Fleisches ermäßigt werden. Mounier findet an seinem Platze, auf dem Präsidentenstuhle eine große dicke Frau, die die Klingel hält und nur mit Widerstreben ihm den von ihr usurpirten Platz einräumt. — Er ertheilt Befehl, die Deputirten zu versammeln, und verkündet dem Volke, der König habe so eben die constitutionellen Artikel angenommen. Die Frauen, die ihn umdrängen, verlangen Abschrift davon.

— Aber werden sie uns auch Nutzen bringen? fragen sie den Präsidenten. Werden sie den Armen von Paris Brot verschaffen?

Andere wieder schrieen: Uns hungert! Wir haben heute noch nichts gegessen!

Mounier sagt, man werde zu den Bäckern nach Brot schicken. Und bald darauf langen von allen Seiten Lebensmittel an. Und Alle im Saale fallen darüber wie hungerige Wölfe her.

Die Frauen schwatzen, während sie essen, mit Mounier.

— Aber, liebster Präsident, sagt eine der bereits Halbgesättigten, wie hat es Euch einfallen können, dies abscheu-

liche Veto zu vertheidigen? Hütet Euch wohl vor der Laterne!

Mounier antwortet ihnen mit imponirender Festigkeit:

— Ihr seid nicht im Stande, dies zu beurtheilen. Man hat Euch darüber getäuscht. Was mich betrifft, so will ich lieber mein Leben aufs Spiel setzen, als Verräther an meinem Gewissen werden!

Diese Antwort erhält ihren ganzen Beifall. Und seit diesem Augenblick behandeln sie ihn alle mit mehr Achtung und mehr Freundschaft. Der Lärm aber wird immer stärker. Mirabeau allein wäre im Stande gewesen, diesen Tumult zu beherrschen. Er aber bekümmerte sich nicht darum. Wohl war er an diesem Abende unruhig. Nach der Aussage mehrerer Zeugen hatte er sich, mit einem großen Säbel bewaffnet, in die Reihen des Volkes gemischt und zu Jenen, die ihn erkannten, gesagt:

— Meine Kinder, wir sind für Euch!

Dann aber war er schlafen gegangen.

Der Genfer Dumont ging, um ihn zu suchen und in die Nationalversammlung zurückzuschleppen. Dort angekommen rief er mit seiner Donnerstimme:

— Ich möchte wissen, wer den Muth hat, die Ruhe unserer Sitzungen zu stören? „Monsieur le président, faites respecter l'Assemblée!"

Und die Frauen schrieen einstimmig Bravo. Und für einige Augenblicke war die Ruhe hergestellt.

Zum Zeitvertreibe des Volkes nahm die Versammlung die Berathung der Criminalgesetze auf.

Ich befand mich auf der Gallerie (erzählt Dumont).

Hier machte eine Fischfrau ihren Einfluß geltend. Es gehorchten ihr hunderte von Frauen, junge Mädchen namentlich, die auf ein von ihr gegebenes Zeichen schrieen oder schwiegen, ganz wie Jene es haben wollte. Sie rief die Redner vertraulich bei ihrem Namen oder fragte, wenn sie Den oder Jenen nicht kannte: Wie heißt der, der jetzt spricht? Bringt diesen Schwätzer da zum Schweigen! Jetzt handelt's sich nicht darum... jetzt handelt's sich um Brot! Herunter von der Tribune, langweiliger Schwätzer! Laßt uns lieber unser Mütterchen Mirabeau hören!

Und Alle schrieen wie aus einer Kehle:

— Ja, ja, unser Mütterchen Mirabeau!

Aber gerade er wollte nicht sprechen.

Lafayette, zwischen fünf und sechs von Paris abgereist, langte erst nach Mitternacht an. Wir müssen höher hinaufsteigen, um zu sehen, was er von Mittag bis Mitternacht gethan.

Gegen eilf Uhr Vormittags, unterrichtet vom gewaltsamen Einbruch ins Stadthaus, begab er sich dorthin, als sich die Menge bereits verlaufen hatte, und begann nun damit, eine Depesche an den König zu dictiren. Die Nationalgarde, sowohl besoldet, als unbesoldet, füllte den Grève-Platz. Von Glied zu Glied lief die Aufforderung, man müsse nach Versailles ziehen!

Lafayette hatte gut sagen und abrathen. Er ward gedrängt, bestürmt und fortgezogen.

Das ganze Schloß harrte voll Angst. Man wähnte, Lafayette habe sich absichtlich dazu zwingen lassen und werde von diesem Umstande Gebrauch machen, um dem Hofe Schutz

angedeihen zu lassen. Noch gegen eilf Uhr Nachts wollten die königlichen Wagen, als die Menge sich zerstreut hatte, durch die Grille du Dragon abfahren. Die Versailler Nationalgarde aber wachte und schloß die Durchfahrt.

Ueberdies wollte die Königin durchaus nicht allein abreisen. Sie begriff, daß sie, einmal getrennt vom Könige, nirgends sicher sei. Ungefähr zweihundert Edelleute, darunter mehrere Deputirte, boten sich ihr an, sie zu vertheidigen, und erbaten sich von ihr den Befehl, Pferde aus den königlichen Ställen zu holen. Marie Antoniette ermächtigte sie dazu, aber nur für den Fall, erklärte sie, wenn der König in Gefahr sei.

Lafayette ließ die Nationalgarde, vor ihrem Einrücken in Versailles, den Schwur der Treue wiederholen, den sie dem Gesetze und dem Könige geschworen hatte. Letztern benachrichtigte er von seiner Ankunft, und der König erwiderte, daß er ihn mit Vergnügen bei sich sehe und daß er eben seine (Lafayette's) Erklärung der Menschenrechte angenommen.

Lafayette war, zum größten Erstaunen der Garde, allein ins Schloß eingetreten. Im Oeil-de-Boeuf sagte ein Höfling dumm genug: Da kommt Cromwell! Worauf Lafayette ruhig erwiderte: Sie irren, mein Herr. Cromwell wäre sicher nicht allein gekommen!

Der König gab der Nationalgarde die äußern Posten des Schlosses; die königliche Garde behielt die im Innern. Selbst die äußere Umgebung wurde Herrn von Lafayette nicht gänzlich anvertraut. Als eine seiner Patrouillen den Park durchziehen wollte, fand sie das Gitter verschlossen.

Der Park war von den Garden und andern Truppen besetzt. Bis zwei Uhr Morgens erwarteten sie den König, Falls dieser sich zur Flucht entschlossen habe. Erst um Zwei ließ man, beruhigt durch die Versicherungen Lafayette's, ihnen sagen, sie könnten nach Rambouillet zurückkehren.

Eine Stunde später hatte die Nationalversammlung ihre Sitzung aufgehoben. Das Volk hatte sich zerstreut und niedergelegt, wo es Platz gefunden, in den Kirchen und anderswo. Maillard und viele Frauen — darunter Louison Chabry — waren bald nach Lafayette's Einrücken nach Paris zurückgekehrt, um der Hauptstadt die Decrete, betreffend die freie Zufuhr der Getreide und die Erklärung der Menschenrechte, zu überbringen.

Selbst Lafayette hatte große Mühe, seine Nationalgarden unter Dach zu bringen. Bis auf die Knochen durchnäßt und abgemattet, suchten sie sich zu trocknen und sich, so gut es ging, neu zu stärken.

Er selbst endlich, Alles ruhig glaubend, begab sich ins Hôtel de Noailles und schlief dort, wie sichs nach zwanzigstündiger Aufregung und Anstrengung schlafen läßt.

Viele Leute aber schliefen gar nicht. Vor Allen Jene, die erst Abends von Paris fortgezogen, den Tag über sich nicht angestrengt hatten. Der erste Zug, in welchem die Frauen vorherrschten, aus freiem Antriebe, ganz zufällig, und so zu sagen naiv, hatte kein Blut vergossen. Maillard hatte den Ruhm, selbst in der Unordnung immer noch etwas Ordnung aufrecht zu halten. Das natürliche Zunehmen, das bei derlei Aufregungen jederzeit wahrzunehmen ist, erlaubte nicht, sich dem Gedanken hinzugeben, daß der zweite

Zug eben so friedlich vorüberziehen werde. Es ist wahr, daß diese zweite Expedition unter den Augen der Pariser Nationalgarde und fast wie im Einverständnisse mit ihr vorgegangen war. Nichtsdestoweniger aber befanden sich Männer darunter, entschlossen, selbstständig aufzutreten. Mehrere darunter waren wüthende Fanatiker, gekommen mit der Absicht, die Königin zu tödten.

Gegen sechs Uhr Morgens erstürmten diese Leute von Paris und Versailles (Letztere gerade die Erbittertsten!) trotz der Gegenwehr der Garden, welche fünf Männer aus dem Volke getödtet hatten, die königlichen Gemächer, nachdem dieses Volk seinerseits sieben Schweizer Gardisten erwürgt hatte.

Die Königin, in höchster Gefahr, entrann dieser nur dadurch, daß sie sich ins Zimmer des Königs flüchtet. Sie ward gerettet durch Lafayette, der noch zu rechter Zeit mit seinen Gardisten herbeigeeilt war.

Als bald darauf Ludwig XVI. auf dem Balcon erschien, schrie ihm die Menge entgegen:

— Fort mit dem Könige nach Paris!

Auch die Königin ward gezwungen, sich zu zeigen. An ihrer Seite erschien Lafayette, der, theilnehmend an ihrer Gefahr, ihr die Hand küßte. Das Volk, überrascht, gerührt, sah in diesem Augenblicke nur Frau und Mutter in ihr und klatschte Beifall.

Sonderbar, die Politiker, namentlich Jene, welche den Herzog von Orleans zum General-Statthalter ausrufen wollten, fürchteten nichts so sehr als die Uebersiedelung des Königs nach Paris. Sie glaubten (und zwar nicht mit

Unrecht), daß dies für Ludwig XVI. eine Möglichkeit sei, von Neuem populär zu werden. Wenn die Königin (getödtet oder entflohen) ihm nicht nachgefolgt wäre, dann würden die Pariser höchst wahrscheinlich sich mit dem Könige vollständig ausgesöhnt und ihn von Neuem liebgewonnen haben, denn immer hatten sie eine gewisse Schwäche, eine ausgesprochene Neigung für den dicken Herrn, der keineswegs schlecht und boshaft war und der bei seiner Wohlbeleibtheit eine Miene väterlicher, glückseliger Gutmüthigkeit besaß, die ganz geeignet war, sich den Beifall der großen Masse zu gewinnen. Wir haben gehört, daß die Frauen der Halle ihn ein „gutes Väterchen" genannt. Und so dachte das ganze Volk!

Der König hatte die Nationalversammlung nach dem Schlosse beschieden. Doch kaum vierzig folgten diesem Rufe. Die Meisten, unentschlossen, blieben im Sitzungssaale. Das Volk, das die Tribunen füllte, flößte ihnen Furcht ein. Bei dem ersten Wort, das gesagt ward, hinzugehen, um das Schloß zu belagern, stieß es einen Schrei wilder Freude aus.

Da erhob sich Mirabeau. Gewohnt, mit stolzen Worten seinen Gehorsam des Volkswillens zu bemänteln, ruft er aus:

— Die Freiheit der Nationalversammlung wäre bloßgestellt, ließe sie sich herab, im Palaste der Könige die brennenden Fragen des Volkes zu berathen. Es vertrüge sich nicht mit ihrer Würde, den Ort ihrer Sitzungen zu verlassen. Es genüge, eine Deputation hinzuschicken. — Der junge Barnave unterstützt dessen Antrag. Der Präsident Mounier widersetzt sich, doch vergebens!

Endlich erfährt man, daß der König einwillige, nach Paris zu ziehen. Auf Mirabeau's Antrag beschließt die Versammlung, daß sie für die gegenwärtige Session unzertrennlich von der Person des Königs sei.

Mittag rückt heran. Es geht auf Eins. Der König muß abreisen, muß Versailles verlassen. Gute Nacht, alte Monarchie!

Hundert Deputirte, eine ganze Armee, ein ganzes Volk umringen den König. Er entfernt sich aus dem Schlosse seiner Ahnen, um es niemals wiederzusehen.

Die Menge setzt sich in Bewegung. Sie zieht nach Paris, vor und hinter und neben dem Wagen des Königs. Männer, Weiber ziehen, wie es geht, zu Fuße, zu Pferde, in Miethswagen und auf Karren, die man findet, ja selbst auf den Läufen der diesen Zug begleitenden Kanonen. Die Frauen tragen auf Piken große Laibe erbeuteten Brotes; Andere schwingen Pappelzweige, schon gebleicht vom Herbste. Alle waren sehr lustig, ja sogar ausgelassen und, nach ihrer Weise liebenswürdig, einige schlechte Witze abgerechnet, die sie sich in Bezug auf die Königin erlaubten.

Madame Veto, meinte Eine dieser Pappelschwingerinnen, könnte eben so gut zu Fuße gehen, als Unser Einer!

Andere wieder schrieen:

Wir bringen den Bäcker und die Bäckerin!

Alle aber dachten, sie brauchten nun nicht mehr Hungers zu sterben, wenn sie den König bei sich in Paris hätten. All' diese Weiber waren noch Royalistinnen und außerordentlich erfreut, ihr „liebes Väterchen“ in gute Hände zu bringen. Er besitzt zwar nicht viel Kopf, meinten sie; er hat

zwar nicht sein Wort gehalten; daran ist aber kein Anderer, als die Königin schuld. Aber, einmal in Paris, wird es nicht an Frauen fehlen, die der Oesterreicherin die Augen öffnen und sie besser berathen werden, als das parfumirte Hofgesindel von Versailles.

Dies Alles, bunt durcheinander, lustig, traurig, ausgelassen heiter und wehmüthig, niedergeschlagen. Alles hoffte; nur der Himmel war nicht dabei. Das Wetter hatte dies Fest nur wenig begünstigt. Es regnete in Strömen ohne Unterlaß. Es ging langsam durch den Schmutz. Mehrere knallten von Zeit zu Zeit, um sich aufzuheitern und ihre Waffen zu entladen, ihre Büchsen los.

Der königliche Wagen, eskortirt, Lafayette am Kutschenschlage, rückte langsam wie ein Sarg vor. Die Königin war ungemein unruhig. War es sicher, daß sie lebendig nach Paris komme? Sie befragte darüber Lafayette und dieser befragte Moreau de Mery, der in den glorreichen Tagen der Erstürmung der Bastille Vorsitzender im Stadthause war und besser als jeder Andere den Terrain kannte. Dieser gab die vielsagende Antwort:

— Ich zweifle, daß die Königin a l l e i n die Tuilerien erreicht. Aber einmal am Stadthause, wird sie wohl doch hinkommen!

Endlich ist der König in Paris. An dem einzigen Orte, wo er immer hätte sein sollen, am Herzen von Frankreich. Möge er sich dessen würdig zeigen!

Der Aufstand vom 6. October, nothwendig, natürlich und g e s e t z l i c h, wenn es einen solchen jemals gegeben hat, unverabredet, unvorhergesehen und wahrhaft volksthümlich,

gehört vorzugsweise den Frauen, wie Jener des 14. Juli den Männern an. Die Männer haben die Bastille, die Frauen haben den König genommen.

Der erste October ward durch die Frauen von Versailles verdorben, der sechste October wurde durch die Frauen von Paris gut gemacht.

VI.

Die Frauen der Föderation (1790.)

„So endete der schönste Tag unseres Lebens!“

Dies Wort, das die Verbrüderten eines Dorfes am Abende dieses großen Nationalfestes am Schlusse ihres Protocolls niederschrieben, war mir in die Feder gelaufen, als ich im Jahre 1847 die Erzählung der Föderationen beendigte. Nichts Aehnliches wird jemals für mich wiederkehren; denn auch ich hatte Antheil an jener Welt, weil ich der Erste war, der das Glück gehabt, diese großen Bekenntnisse des Volks in den Acten wiederzufinden und in der Schilderung jener Tage getreulich wiederzugeben.

Diese Verbrüderungen der Provinzen, Departements, Städte und Dörfer hatten Sorge getragen, alles selbst aufzuzeichnen, um ihre Geschichte zu erzählen. Sie schrieben sie ihrer Mutter, der Nationalversammlung, treu und einfach, oft in etwas schwerfälliger, kindischer Weise. Sie erzählten, so gut sie konnten. Und wer schreiben konnte, der schrieb. Aber nicht immer fand sich auf dem Lande ein geschickter Schreiber, der würdig und gewachsen war, all' diese Dinge für die Erinnerung der Nachwelt aufzuzeichnen. Der gute Wille mußte Vieles ersetzen. Wahrhafte Denkmäler der aufkeimenden Brüderlichkeit, naturwüchsige, unförmliche, inspirirte Annalen Frankreichs, Ihr werdet ewig bleiben, um späten Nachkommen Kunde zu geben von dem Herzen,

von der Begeisterung Eurer Väter, als sie zum ersten Male erblickten das dreifach geliebte Antlitz*) Eures neugeborenen Vaterlandes.

Und das Alles, was ihr damals aufgezeichnet, habe ich wiedergefunden nach sechszig Jahren, so wahr und frisch, als hättet Ihr's gestern erst niedergeschrieben, in diesen Papieren, die leider nur wenige gelesen haben. Gleich beim ersten Aufschlagen Eurer Blätter fühlte ich mich von tiefer Ehrfurcht ergriffen; ich fühlte etwas, was einzig und ohne Beispiel dasteht und worüber Niemand sich täuschen kann. Diese begeisterten Erzählungen, die Ihr damals ans Vaterland (vertreten durch die Nationalversammlung) gerichtet habt, sind nicht trockene Berichte: es sind glühendheiße Liebesbriefe.

Nichts Offizielles, nichts Anbefohlenes! Sichtbar, hörbar sprechen Herz und Empfindung. Das Rhetorische und Künstlerische darin ist eben jener gänzliche Mangel an künstlerischer Ausschmückung, jene rührende Einfachheit, die darin überall vorleuchtet. Sie haben sich wenig um die materiellen Einzelheiten bekümmert. Als ich jene noch heut zu Tage blendendfrischen Seiten las, erinnerte ich mich dessen, was Rousseau von der wunderbaren Sorgfalt gesagt, womit er alle Handschriften Juliens niedergeschrieben, ausgeschmückt und verschönert hatte.

In diesen ursprünglichen Versuchen der neuen Religion erbleichen und verschwinden alle Zeichen des Glaubens der

---

*) Michelet spielt dabei auf die bekannte dreifache Devise der Verbrüderungen: Liberté, égalité, fraternité! an.

Vergangenheit, alle in frühern Zeiten verehrten Symbole. Das, was davon übrig bleibt, die Ceremonien des alten Cultus, beibehalten, um diese neuen Festlichkeiten zu verherrlichen, ist — man fühlt es — nur Nebensache. In diesen ungeheuern Versammlungen, in denen das Volk jeder Classe und jedes Glaubens nur Ein Herz ausmacht, giebt's Etwas Höheres, Heiligeres, als ein Altar: der vor Gott sich verbrüdernde Mensch!

Alle alten Embleme zerfallen in ihr Nichts gegen das lebendige Symbol der neuen Lehre. Dies Symbol für den Menschen ist der Mensch. Die ganze conventionelle Welt stürzt zusammen: das Einzige, was von ihr übrig bleibt, ist die heilige Ehrfurcht für das wahre Ebenbild Gottes: für den Menschen! Er hält sich nicht für Gott: kein eitler Stolz befleckt ihn. Er will nicht als Sieger und Beherrscher thronen: die erhabenen Einklänge der Familie, der Natur, des Vaterlandes sind hinreichend, um diesen Festen eine religiöse Andacht einzuhauchen.

Ueberall sehen wir den Greis an der Spitze des Volks, überall auf der vordersten Reihe, über der Menge schwebend. Und rings um ihn die Mädchen, wie eine lebendige Blumenkrone. Bei all' diesen Festen erscheint die weibliche Jugend in weißem Kleide geschmückt mit der nationalen, dreifarbigen Schärpe. Hier hört man, wie Eine unter ihnen eine kurze, begeisternde Anrede hält, die jeden Jüngling, der ihr emsig lauscht, zum Helden macht. Anderswo (in der Bürger-Prozession zu Romans in der Dauphiné) zog ein junges, blühendschönes Mädchen voran, in der Hand eine Palme haltend mit der Inschrift: Dem besten der Bürger! Und

Mancher kehrte träumerisch von diesem Feste heim, begierig diese Palme für sich zu erringen.

Die Dauphiné, diese ernste, tapfere Provinz, die den Reigen der Revolution eröffnet, war reicher an Verbrüderungen, als jede Andere. Städte und Dörfer, die ganze Provinz verbrüderte sich. Die Landgemeinden an der Grenze von Savoyen, zwei Schritte weit von den Emigrirten, ackerbauend neben ihren Flinten, feierten die schönsten Feste.

Da gab's ein Bataillon bewaffneter Kinder, ein Bataillon bewaffneter Mädchen, ein Bataillon bewaffneter junger Frauen. In Maubec zogen sie in schönster Ordnung, ihre Fahnen an der Spitze, mit entblößtem Säbel und mit der anmuthigen Lebhaftigkeit, die nur den französischen Frauen eigenthümlich ist, vorüber.

Nicht minder tapfer hielten sich die Frauen und Mädchen von Angers. Sie wollten in den Krieg ziehen, der jungen Armee von Anjou und jener der Bretagne folgen, die gen Rennes zog, um theilzunehmen am ersten Kreuzzuge der Freiheit, um zu speisen die Kämpfer, um zu pflegen die Verwundeten. Sie schwuren, keine andern Männer als patriotische Bürger zu heirathen, nur die Tapfern zu lieben und ihr Leben nur Denjenigen zu weihen, die das ihrige opferfreudig hingaben der Ehre und dem Ruhme des Vaterlands.

Sie waren es, die seit 1788 im Herzen der Männer den Funken der Begeisterung, den Funken des Heldenmuths angefacht. Und jetzt bei den Verbrüderungsfesten im Juni und Juli des Jahres 90, jetzt, nachdem sie so viele Hindernisse siegreich beseitigt hatten, war Niemand bewegter, ge=

rührter, freudeberauschter, als diese Frauen, bei den Festen des Sieges. Sie umarmten die Hoffnung des Heils und träumten kein schöneres Glück, als das Wohl des Vaterlandes.

Mit Unrecht schließt man die Frauen vom öffentlichen Leben aus; man vergißt, daß sie in der That mehr Recht dazu haben, als irgend Jemand. Sie setzen ein Gut, viel theuerer das Unserige, aufs Spiel: der Mann wagt nur sein eigenes Leben, die Frau wagt das ihres Kindes. Sie ist weit mehr interessirt, sich genau zu unterrichten und Alles, was eintreten kann, vorherzusehen. In der vereinsamten, sitzenden Lebensweise, zu welcher der größte Theil unserer Frauen verurtheilt ist, verfolgen sie in ihren unruhigen Träumen alle Krisen des Vaterlandes, alle Märsche der Armeen, alle Wechselfälle des Kriegsglücks. Ihr glaubt sie am häuslichen Heerde. Nein, o nein! Ihr Geist ist in Algier und theilt alle Entbehrungen unserer jungen Soldaten in Afrika. Sie kämpfen, sie leiden mit ihnen.

Die Männer hatten, wir wissen nicht mehr in welchem Dorfe, sich versammelt, allein, in einem großen Gebäude, um dort gemeinschaftlich eine Adresse an die Nationalversammlung zu entwerfen. Die Frauen kommen: sie lauschen, sie treten ein und bitten mit Thränen in den Augen: man möge auch sie daran theilnehmen lassen. — Diese innige Verbindung zwischen Familie und Vaterland durchpuls'te alle Seelen mit einem bis dahin Allen unbekannten Gefühle.

Niemand bei diesen großen Festen des Volks war unbetheiligter Zuschauer: Alle waren mitwirkend, Männer,

Frauen, Greise, Kinder, vom hundertjährigen Urgroßvater bis hinunter zum neugeborenen Sohne des Vaterlandes. Letztere da, aufkeimende Blumen, mischte man unter die Blumen der Ernte. Die Mutter kam, um ihr Kind — war's auch das Erste und Einzige — auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Und das Kind leistete durch den Mund seiner Mutter den Bürgereid und reclamirte seine heiligen Rechte als Mensch und als Franzose!

Ja, das Kind, die personificirte Zukunft, spielte bei diesen Festen eine Hauptrolle. Die Gemeinde selbst wird auf einem Feste in der Dauphiné in der Person der obersten Magistratsperson von einem jungen Knaben bekränzt. Denn solche Hand bringt immer Glück. Gebt diesen bewaffneten Knaben noch zwei, drei Jahre, dann folgen sie muthig und begeistert ihren vorausgezogenen Brüdern. Das Jahr 1792 hat geschlagen: auch sie, Jünglinge erst von fünfzehn, sechszehn Jahren, ziehen nach Jemappes. Sie, deren Arm hier noch so schwächlich ist, sind die Soldaten, die Helden von Austerlitz. Ihre jungen Hände haben Glück gebracht: sie haben die Hoffnungen der Ihrigen gerechtfertigt: sie haben Frankreich mit Ruhm bekränzt.

Großes, glückliches Geschlecht geboren in jener Zeit allgemeiner Begeisterung! Kinder hingetragen und gesegnet am Altare des Vaterlandes, geweiht durch den Schwur ihrer Mütter, in deren Augen stolze Freudenthränen glänzen, hingegeben von frühester Jugend dem Dienste dieser großen, allgemeinen Mutter, welche Frankreich heißt. Ah, wer so geboren wird, kann niemals sterben! All' diese

Kinder erhielten schon am Tage ihrer Taufe den Trank der Unsterblichkeit!

Es giebt keine zweite Epoche in der Weltgeschichte, wo das menschliche Herz, größer als damals, die Unterschiede aller Klassen, aller Glücksgüter, aller Parteien, vergaß. In den Dörfern selbst gab es weder Reiche, noch Arme, weder Adel, noch Bauer. Die Lebensmittel waren gemeinschaftlich wie die Tische, an die sich Jeder setzte, der noch Platz daran fand. Alle Standesunterschiede hatten gänzlich aufgehört. Aller Hader, alle Zwietracht war verschwunden. Alle Feindschaften hatten sich gegenseitig ausgesöhnt. Es gab keine Katholiken, keine Protestanten, keine Juden mehr; es gab nur noch Franzosen, Bürger, Brüder!

Zu Saint-Jean-du-Gard, bei Alais, umarmten sich am Altare der katholische Pfarrer und der protestantische Pastor. Die Religionen fraternisirten sogar am Schauplatze ihrer ehemaligen Kämpfe, am Thore der Cevennes, auf den Grabhügeln ihrer Vorfahren, die sich gegenseitig getödtet hatten, im Namen der Religion, wie es hieß. Gott, so lange angeklagt, wurde endlich gerechtfertigt. Alle Herzen flossen über. Kalte Prosa war nicht mehr hinreichend: nur ein poetischer Ausbruch vermochte dieses tiefe, überfluthende Gefühl zu trösten. Der Pfarrer selbst dichtete und intonirte eine Hymne an die alle Menschen gleichmachende Freiheit. Der Maire antwortete in patriotischen Stanzen: selbst seine Frau, eine achtungeinflößende Familienmutter, konnte, ihre Kinder an den Altar führend, sich

nicht enthalten, ein Paar pathetische Worte an die Gemeinde zu richten.

Diese gleichsam hohepriesterliche Rolle einer Frau und würdigen Mutter darf uns keinesweges überraschen. Die Frau ist mehr als Priester. Sie ist Symbol und Religion zugleich!

VII.

Die Jacobinerinnen (1790.)

Am 6. October 1789, an demselben Tage, an welchem Ludwig XVI., Versailles verlassend, den Hauptact der Revolution, die Erklärung der Menschenrechte, unterzeichnet, hatte er dem Könige von Spanien seine Protestation geschickt. Seit jenem Tage hatte er die Idee gefaßt, auf österreichisches Gebiet zu fliehen und mit bewaffneter Macht zurückzukehren. Dieser Vorsatz, anempfohlen von Breteuil, der Creatur Oesterreichs und Marie Antoinettens, ward noch mehr befestigt durch den Bischof von Pamiers, der für Breteuil unbeschränkte Vollmacht erhielt, darüber mit den auswärtigen Mächten zu unterhandeln; Unterhandlungen, die durch den Grafen von Fersen, Schwedens Gesandter und seit vielen Jahren der treueste Anhänger der Königin, eifrigst unterstützt wurden.

Von welcher Seite man das Jahr 1790 auch immerhin betrachten möge, überall ein ungeheures Netz, ausgebreitet im Innern und außerhalb Frankreichs gegen die Revolution. Wenn sie nicht eine energische Kraft entwickelt, ist sie verloren. Nicht diese unschuldigen Verbrüderungsfeste können sie retten: sie bedarf dazu kräftigerer Associationen. Sie braucht Jacobiner und deren Clubbs, um die geheimen Ränke des Hofes und seiner Helfershelfer, die geheimen Machinationen der Geistlichkeit und des Adels, zu überwachen. Diese Clubbs bilden sich gleichsam von selbst und breiten sich blitzschnell über ganz Frankreich aus.

In einem bis jetzt Handschrift gebliebenen Actenstücke von Rouen findet sich, daß am 14. Juli 1790 drei Freunde der Verfassung (dies war der Name, den die Jacobiner damals geführt), sich bei einer reichen, angesehenen Wittwe dieser Stadt versammelten und in deren Hände den Bürgereid leisteten. Man glaubt Cato und Marcia in Lucain zu sehen

„Junguntur taciti contentique auspice Bruto.“

Und stolz schickten sie die Erklärung ihres Beitritts zur Verbrüderung an die Nationalversammlung, die gleichzeitig die des Beitritts der ganzen Stadt Rouen erhielt, der sich sechszig Städte und fast eine halbe Million Menschen angeschlossen hatten.

Jene drei Jacobiner sind zwei Wundärzte und ein Priester als Almosenier bei der Conciergerie angestellt. Einer darunter hatte seinen Bruder, Buchdrucker des Königs in Rouen, dafür gewonnen. Fügt diesen zwei Kinder, Neffe und Nichte jener Wittwe, und zwei andere Frauen hinzu, dann habt Ihr den ersten Clubb. Alle acht Mitglieder schwuren den Bürgereid in die Hände der neuen Cornelia.

Eine kleine, aber dennoch vollständige Gesellschaft. Die Dame (Wittwe eines Rheders) repräsentirt den Handel, der Buchdrucker die Industrie, die beiden Chirurgen die Fähigkeit, das Talent, die Erfahrung. Der Priester aber ist die Revolution selbst: er wird nicht lange mehr bleiben, was er ist. Er ist's, der die Beitrittsacte aufsetzt, abschreibt und an die Nationalversammlung schickt. Die Dame ist der Mittelpunct, der Priester ist der ausübende Arm des jungen Clubbs. Durch ihn ergänzt sich die Gesellschaft, obgleich ihr bis jetzt noch der Schließnagel, der Advokat, der Procureur,

fehlt. Priester im Justiz-Palast, in der Conciergerie, Almosenier der Gefangenen, Beichtvater der zum Tode Verurtheilten, gestern noch abhängig vom Parlament, heute Jacobiner und als Solcher sich der Nationalversammlung zu erkennen gebend: ein solcher Priester hat mehr Muth und Thätigkeit als drei Advokaten.

Man wundere sich nicht, daß eine Frau das Centrum dieses Clubbs ist. Diese Eine veranlaßte Viele ihres Geschlechts, die ehrbarsten und angesehensten Frauen der Stadt, ihrem Beispiele zu folgen und sich mit der ganzen Gluth des Frauenherzens, mit fast blindem Eifer, mit dem ihnen eigenthümlichen Geist der Bekehrungssucht, mit aller Leidenschaft des Mittelalters dem neuen Glauben in die Arme zu werfen. Die, von der wir oben gesprochen, hatte sich am eifrigsten erprobt. Sie war eine Jüdin, sah ihre ganze Familie den neuen Glauben annehmen und blieb Israelitin. Nachdem sie Mann und Kind verloren, nahm sie die Revolution an Kindesstatt an. Reich und unabhängig unterstützte sie auf jede Weise das Gedeihen ihres angenommenen Kindes.

Warum aber bildet diese kleine Gesellschaft ihre eigene Verbrüderung? Warum schließt sie sich nicht der allgemeinen an? Darum, weil ihr Rouen im Allgemeinen zu aristokratisch erscheint, weil die große, sechszig Städte in sich vereinigende Féderation mit den altadeligen Oberhäuptern der Herren d'Estouteville, d'Herbouville, de Sévrac, ihr nicht rein genug erscheint, und weil diese sich am 6. Juli und nicht am 14., an dem geheiligten Tage der Erstürmung der Bastille, gebildet hat.

VIII.

Das Palais royal im Jahre 1790. — Die Gleichstellung der Frauen. — Der Keller der Jacobiner.

Das Recht der Frauen an der Gleichheit, ihr Anspruch an dem Einfluß, an der politischem Macht, ward im Jahre 1790 durch zwei Männer gefordert, deren Character sehr von einander verschieden war; der Eine ein beredsamer Redner, ein kühner, romantischer Geist, der Andere der ernsteste und bevollmächtigste der ganzen Epoche. Wir müssen den Leser in den großen Heerd der allgemeinen Gährung, in das Palais royal führen, wo jene beiden Männer sich mehr, als alle Uebrigen, Gehör zu verschaffen wußten.

Treten wir ein in jenen Ort, von welchem am 12. Juli die Revolution ausgegangen war, ins Palais royal, in den Circus, der zu jener Zeit die Mitte des Gartens einnahm. Brechen wir uns Bahn durch diese aufgeregte Menge, durch die schreienden Gruppen, durch dies Gewölk von Frauen, die sich den Freiheiten der Natur geopfert haben. Drängen wir uns durch diese engen, angefüllten, erstickenden Holzgallerien durch einen dunkeln Durchgang; steigen wir dort fünfzehn Stufen hinab, dann befinden wir uns im Innern des Cirque, der Reitbahn.

Man predigt! Wer hätte das erwartet, an diesem Ort, in dieser so weltlich gesinnten, mit hübschen Frauen zweideutigen Geschlechtes angefüllten Versammlung! Beim

ersten Anblick hätte man glauben sollen, man halte den verlorenen Mädchen eine Strafpredigt. Das aber ist es nicht. Die Versammlung hat einen ernstern Character. Bei näherm Umschauen erblicken viele Schriftsteller, ja sogar Mitglieder von der Akademie. Am Fuße der Rednerbühne sehen wir Herrn v. Condorcet.

Der Redner, der sich so eben vernehmen läßt, ist wohl ein Priester? Der schwarzen Kleidung nach, ja! Eine schöne Persönlichkeit von ungefähr vierzig Jahren, mit glühender, manchmal trockner, manchmal heftiger Beredsamkeit ohne Salbung!

Priester, Dichter oder Prophet, gleichviel: es ist der Abbé Claude Fauchet. Dieser heilige Paulus spricht zwischen zwei Thecla's; die Eine, die ihn niemals verläßt, die, sie mag es wollen oder nicht, ihm in den Clubb und an den Altar folgt, hingerissen von der Gluth seiner Beredsamkeit; die Andere, eine Holländerin von gutem Herzen und edlem Geiste, ist Madame Palm-Aelder, die Sprecherin der Frauen, die deren Gleichstellung predigt.

Diese anfangs unbestimmten, sehnsuchtsvollen Wünsche nehmen allmählig festere Gestalt, bestimmtere Formen in den gelehrten Abhandlungen des berühmten Secretärs der Akademie der Wissenschaften an. Am 3. Juli 1790 formulirte Condorcet seinen Antrag der Zulassung der Frauen zum Bürgerrechte. Nach diesem Antrage kann der Freund Voltaire's, der letzte der Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, vielleicht mit Recht den Vorläufern des Socialismus beigezählt werden.

Aber will man diese Frauen in ihrer vollen politischen

Thätigkeit, in ihrem ganzen Eifer sehen, dann muß man aus dem Palais royal ein klein wenig weiter, nach der Straße Saint-Honoré gehen.

Der glänzende Clubb der Jacobiner jenes Zeitraums, der in seinem Schooße eine Menge adeliger Geschlechter und alle Schriftsteller jener Epoche sah, hielt seine Sitzungen in der Kirche der alten Mönche. Aber unter der Kirche, in einer Art matt erleuchteter Gruft, versammelten sich die verbrüderten Arbeiter, denen, zu gewissen Stunden, die Jacobiner den Geist der neuen Verfassung erklären. Bei wichtigen Fragen der öffentlichen Gefahr kommen diese Arbeiter nicht allein; die besorgten Frauen und Familienmütter, hingetrieben durch die häuslichen Leiden und Entbehrungen und durch die Bedürfnisse ihrer Kinder, begleiten ihre Männer, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten, um die Uebel und deren Heilung sich erklären zu lassen von Leuten, die dies Alles besser, als sie selbst, verstehen müssen. Viele Frauen, unverheirathet, oder deren Männer zu dieser Stunde arbeiten müssen, kommen allein und fassen ein Herz, sich in die Debatten zu mischen. *Die Noth macht uns Alle beredt!* Dies ist der erste, rührende Anfang der weiblichen Clubbs. Die Noth machte die Frauen zu Rednerinnen!

Und wer in der That litt mehr von den Stürmen der Revolution als die Frau? Wer fand die Monate und Jahre länger als das Weib? Und seit eben dieser Zeit waren sie heftiger als die Männer, so heftig, daß am 30. Decbr. 1790 selbst Marat mit ihnen zufrieden ist und ihnen das Lob an-

gedeihen läßt, daß die Entschlossenheit dieser Weiber aus dem Volke im Souterrain in seinen Augen tausendmal höher steht, als das unnütze Geschwätz der jacobinischen Versammlung, die, über ihnen, die tiefen Wunden der blutenden Gesellschaft zu heilen glaubt durch „Worte, Worte und nichts als Worte!“

Zweites Buch.

IX.

Die Gesellschaftssäle. Frau von Staël.

Der Genius der Frau von Staël ward aufeinanderfolgend von zwei Vorbildern und zwei Ideen beherrscht: bis 1789 von Rousseau und dann von Montesquieu.

1789 war sie drei und zwanzig Jahre alt. Aber schon damals übte sie auf Necker, ihren Vater, der von ihr wahnsinnig geliebt und durch ihren Enthusiasmus gelenkt, so zu sagen gegängelt ward, einen allmächtigen Einfluß aus. Nie hätte sich der Genfer Bankier so weit hervorgewagt in den Lauf der Revolution ohne den Anstoß, den er dazu von seiner Tochter erhielt. Sie war damals ganz Feuer, ganz Flamme, ganz Eifer, ganz Vertrauen. Sie glaubte fest an den gesunden Sinn des Menschengeschlechts. Noch war sie nicht beeinflußt, geschwächt und abgekühlt durch die mittelmäßigen Bewunderer und Anbeter, die sie später umringt haben. Zu allen Zeiten ward Frau von Staël durch Liebe angespornt, geleitet und fortgetrieben. Die Liebe, die sie für den Urheber ihrer Tage empfand, verlangte, daß Necker der größte Mann seines Jahrhunderts werde, und in der That läßt es sich nicht verkennen, daß es einen Augenblick gab, in welchem er sich durch den unbedingten Glauben an seine

Tochter zu sehr hoher Stufe emporschwang. Begeistert durch sie, wagte er sich in die Erfahrung des allgemeinen Stimmrechts hinein, eine Maßregel, die für ein so großes Reich und für ein so wenig herangereiftes Volk, als Frankreich und die Franzosen, immer höchst gefahrvoll ist!

Vater und Tochter, sehr bald zurückschreckend vor ihrer Kühnheit, säumten nicht, umzukehren. Frau von Staël, umgeben von Feuillants und Anglomanen, eine Bewunderin Englands, das sie bis dahin nur vom Hörensagen kannte, ward und blieb die blendende, beredte und dennoch, im Ganzen betrachtet, nur höchst mittelmäßige Sibylle der französischen Zukunft.

Für uns — wir wagen dies dreist zu behaupten — ist Frau von Staël niemals größer, als in der ersten Epoche ihres Seins erschienen, zu jener Zeit, als ihr Ruhm in der unbegrenzten Liebe zu ihrem Vater, und in der Kühnheit lag, die sie ihm einzuflößen verstand. Die Epoche, in der ihre geistige Größe, wenigstens in unserm Auge, gewaltig zusammenschrumpft, ist jene, wo wir sie von ihren geistreichen Anbetern, den Narbonne, Benjamin Constant und August von Schlegel, umschwärmt sehen, die, beherrscht durch sie, im Salon, im vertrautern Kreise, nichts destoweniger einen rückwirkenden Einfluß auf sie besaßen.

Betrachten wir noch einmal Vater und Tochter!

Necker — ein Genfer Bankier — hatte eine Schweizerin geheirathet, die, bis dahin Gouvernante, nur einen einzigen Fehler, den der absoluten Vollkommenheit, besaß. Die junge Necker ward von der Kälte ihrer Mutter, die mit der leicht

erregbaren, mittheilenden und beweglichen Natur der Tochter durchaus nicht harmonirte, frühzeitig niedergedrückt. Ihr Vater, der sie tröstet, sie bewundert, wird der Gegenstand ihrer Anbetung. Man erzählt sich, daß das junge Mädchen, weil sie den alten Engländer Gibbon sehr häufig von ihrem Vater loben gehört, einmal allen Ernstes die Idee gefaßt hatte, ihn durchaus heirathen zu wollen. Dieses Kind, schon vertraute Freundin und fast Frau ihres Vaters, nahm bunt durcheinander dessen Fehler, wie dessen gute Eigenschaften, dessen Beredsamkeit, die Schwülstigkeit, die Wärme und den Pathos an. Als Necker seinen berühmten, so entgegengesetzt beurtheilten „Compte rendu" veröffentlichte, zeigte man ihm eines Tages eine beredsame, höchst enthusiastische Vertheidigung dieses Berichts. Das Herz floß darin über, dergestalt, daß das Vaterherz sich unmöglich täuschen konnte: augenblicklich erkannte er den Styl seiner Tochter. Damals war sie sechszehn Jahre alt.

Sie liebte in ihrem Vater den Menschen, bewunderte in ihm den Schriftsteller und verehrte in ihm das Urbild des Bürgers, des Weisen, des Staatsmanns. Sie duldete Niemanden um sich, der Necker nicht für einen Gott hielt: eine naive, tugendhafte Albernheit, weit rührender als lächerlich. Als ihr Vater am Tage seines höchsten Triumphs in Paris einzog und auf dem Söller des Stadthauses erschien zwischen seiner Frau und seiner Tochter, unterlag diese dem Uebermaße des Wonnegefühls und ward vor lauter Glück ohnmächtig.

Ihr Herz hatte im Verhältniß zu ihrem Talente große Ansprüche. Nach der Flucht ihres Abgottes, nachdem sie

ihre ersten, ihre schönsten Hoffnungen eingebüßt hat, nachdem sie von Rousseau auf Montesquieu, zu den klugen aber herzlich matten constitutionellen Theorien herabgesunken ist, bleibt sie romanhaft in der Liebe und hätte für ihr Leben gern einen großen Helden geheirathet. Ihr Gemahl, der ehrliche, aber kalte, abgemessene Herr von Staël, der schwedische Gesandte, besaß nichts, was ihrem geträumten Ideale entsprach. Und da sie also keinen Helden zum Lieben fand, rechnete sie auf den mächtigen, glühenden Odem, der sie belebte, und beschloß, sich mit Hilfe dessen einen Helden zu s c h a f f e n.

Sie fand einen jungen, tapfern, geistreichen, aber etwas lockern Lebemann, Herrn von Calonne. Vorzugsweise liebte sie ihn wegen seiner heroischen Begabungen. Sie liebte ihn — auch dies darf nicht verschwiegen werden, — denn sie war ja eine Frau! — wegen seiner Kühnheit und geckenhaften Arroganz. Er stand schlecht angeschrieben bei Hofe und in den Salons der hohen Aristokratie. Herr von Narbonne war „grand seigneur“, voll Anmuth und Eleganz, aber zweideutigen Rufes. Das, was viele Frauen anstachelte, ihm mehr Aufmerksamkeit als manchem andern Cavaliere zu zollen, war das Gerücht, das man sich leise ins Ohr raunte: er sei die Frucht blutschänderischer Liebe zwischen Ludwig XV. und seiner Tochter. Die Sache war nicht ganz unwahrscheinlich. Als die jesuitische Hofpartei es durchgesetzt hatte, Voltaire und die voltairianischen Minister (Argenson und Machault) fortzujagen, mußte ein Mittel gefunden werden, die Marquise von Pompadour, die Beschützerin all' dieser Neuerer, unschädlich zu machen.

Eine Tochter des Königs, ganz Feuer und Flamme,

Polin wie ihre Mutter*), opferte sich, eine neue Judith, diesem heroischen, durch den Zweck geheiligten Mittel. Sie war außerordentlich heftig und leidenschaftlich und Musiknärrin, geleitet von dem in der Wahl seiner Mittel wenig gewissenhaften Herrn von Beaumarchais. Sie bemächtigte sich der Neigung ihres Vaters und beherrschte ihn einige Zeit, Angesichts der Frau von Pompadour. Aus jener Zeit soll, nach den Ueberlieferungen des bösen Leumunds, jener hübsche, geistreiche, aber etwas unverschämte Mann herrühren, der, gleich von seiner Geburt ein liebenswürdiger Bösewicht, mehr als jeder Andere geeignet war, die Köpfe aller Frauen verrückt zu machen.

Frau von Staël hatte eine in den Augen der Frauen furchtbare, schreckliche Eigenschaft: sie war nicht schön. Sie hatte starke Züge und eine große Nase.

Rechnet man eine etwas allzustarke Taille und eine durchaus nicht anziehende Hautfarbe hinzu, dann wird man sich sagen müssen, daß Frau von Staël durchaus nichts Verführerisches besaß. All' ihre Geberden waren mehr ausdrucksvoll als anmuthig. Vor dem Kamine stehend, die Hände hinterm Rücken, beherrschte sie mit männlicher Stellung, mit mächtiger Rede, seltsam abstechend vom zarten Tone ihres Geschlechts, den ganzen Saal. Ihrer Sprache nach wäre man versucht gewesen zu bezweifeln, daß sie eine Frau sei. Dabei war sie erst fünfundzwanzig Jahre alt, hatte sehr schöne Arme, einen junonischen Hals, prächtig-schwarze

---

*) Marie Lesczinszka, Gemahlin Ludwig XV., war eine Tochter des Polenkönigs Stanislaus.

Haare, die, in großen Locken niederfallend, der Büste etwas Imposantes gaben. Aber das, was alles Männliche und Unschöne an ihr vollkommen vergessen machte, waren ihre Augen, glühendschwarz, feuersprühend, leuchtend von Genie, Herzensgüte und allen edlen Leidenschaften der weiblichen Seele. In ihrem Blicke lag eine Welt. Man las darin, daß ihr Herz mild und großmüthig war. Sie hatte keinen Feind, der sie einen Augenblick hätte anhören können, ohne sich beim Scheiden von ihr sagen zu müssen: O welch' gute, edle, ausgezeichnete Frau!

Hinsichtlich ihrer geistigen Eigenschaften besaß sie in der That ein großes, ungeheures Talent, dessen Quelle in ihrem Herzen lag. Tiefe Einfalt und große Erfindungsgabe — diese beiden hervorstechenden Zeichen des Genie's — waren nicht bei ihr zu finden. Ihr Geist erhob sich, wie der ihres Vaters, nie höher als bis zum Barocken. Dies Barocke schwächte einen großen Theil ihrer natürlichen Anlagen, verhinderte sie, sich höher zu erheben, und zog sie beständig zur Emphase hinab. Diese Necker waren Deutsche, die sich in der Schweiz niedergelassen hatten und emporgekommene Bürger waren. Deutsche, Schweizerin und Bürgerin, besaß Frau von Staël etwas, wenn auch nicht geradezu Schwerfälliges und Plumpes, aber doch wenig Zartes! Zwischen ihr und ihrem Vorbilde Jean Jacques lag ein fast eben so großer Unterschied, wie zwischen Eisen und Stahl.

Aber gerade deßhalb, weil sie trotz ihres Talents, trotz ihres Reichthums, trotz ihrer adeligen Umgebung immer Bürgerin blieb, besaß sie die Schwäche, die großen Herren anzubeten. Sie gab ihrem guten, vortrefflichen Herzen nicht

den Aufschwung, der sie vollständig auf die Seite des Volks hinüber gezogen hätte. Ihre Urtheile, ihre Ansichten hatten etwas Zweideutiges. Sie bewunderte vor Allem das Volk, das sie am meisten aristokratisch hielt: die Engländer. Sie schwärmte für den englischen Adel, von Englands Geschichte, ohne sie zu kennen, ohne zu wissen, daß der englische Adel, noch ganz neu, aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen ist.

Kehren wir jetzt zu ihrem Helden zurück! Nur die Liebe, die größte aller Zauberinnen, konnte Frau von Staël glauben machen, jener junge Officier, jener blendende, leichtfertige Mann, jener Roué ohne moralischen Halt, sei stark genug, an die Spitze einer so großen Bewegung gestellt zu werden. Sie hoffte, den Griff des riesengroßen Schwertes der Revolution in die schwache Hand dieses jungen Gecken zu legen. Schon dies allein war ziemlich lächerlich. Aber noch lächerlicher war der Gedanke, diesen gewagten Schritt in den Grenzen einer Bastardpolitik, einer quasi-englischen Freiheit, mit dem Beistande der Feuillants, einer ausgebildeten Partei und mit dem Beistande Lafayette, fast eben so ausgebildet, als jene, zu unternehmen.

Daraus schlossen Robespierre und die Jacobiner, daß Narbonne und die Frau von Staël eng verbunden seien mit Brissot und den Girondisten und daß die Einen wie die Andern sich mit dem Hofe verständigen würden, um Frankreich in den Krieg zu stürzen und durch diesen Krieg die Contre-Revolution herbeizuführen.

Das Alles war nur ein Roman. Heutzutage ist es klar und deutlich erwiesen, daß — ganz das Gegentheil — die Girondisten Frau von Staël gründlich verabscheuten, daß

Narbonne dem ganzen Hofe verhaßt war und daß dieser vor dem höchst gewagten Unternehmen eines Krieges ängstlich zurückbebte, denn er (der Hof) glaubte mit Recht, daß er am andern Morgen nach dem Verluste der ersten Schlacht, des Verrathes angeklagt, einer schrecklichen Gefahr ausgesetzt sei, die weder Narbonne, noch Lafayette aufzuhalten im Stande wären. Die Gironde würde den kaum gezogenen Degen ihren schwachen Händen entreißen, um ihn gegen den Hof zu kehren.

— Seht Ihr denn nicht, sagte Robespierre, wie die Intrigue dieses verrätherischen Krieges, durch den man uns den Königen Europa's überliefern will, geradenweges aus dem schwedischen Gesandtschaftshôtel ausgeht? —

Das hieß mit andern Worten, daß Frau von Staël im Namen ihres Mannes und im geheimen Auftrage seines Hofes diesen perfiden Krieg begünstige; eine Vermuthung, die lächerlich erscheint, sobald man weiß, daß Frau von Staël, wahnsinnig vernarrt in ihren jungen Helden, es nicht erwarten konnte, seine Stirn mit dem Lorbeer gewonnener Schlachten gekrönt zu sehen. Die arme Corinne war jung, unerfahren, unklug, aber hundert Meilen von dem Gedanken eines politischen Verraths entfernt. Diejenigen, welche das weibliche Herz, das jugendliche Alter und die Leidenschaft der Liebe kennen, werden augenblicklich und vollständig begreifen, daß Frau von Staël — was vielleicht unmoralisch, aber wenigstens gewiß ist! — für ihren Geliebten und durchaus nicht für ihren Mann Propaganda machte. Es drängte sie, ihren Helden im revolutionären Kreuzzuge berühmt zu machen, und es kümmerte sie blutwenig, daß die

Schläge der Jacobiner dafür auf das Haupt des Gebieters ihres Gatten fielen.

Am 11. Januar erscheint Narbonne, von einer kurzen Reise, auf welcher er die Grenzen besichtigt hatte, zurückgekehrt, im Schooße der Nationalversammlung, um ihr Bericht darüber zu erstatten, den Bericht eines wahren Höflings. War's Uebereilung, war's Unkenntniß: kurz, er entwarf von der militärischen Lage Frankreichs ein überaus glänzendes Bild und gab ungeheure Zahlen von wohlgerüsteten Truppen an, die später, durch eine Denkschrift von Dumouriez, sich in Staub auflös'ten.

Der Fall Narbonne's, gestürzt durch die Gironde, hatte Frau von Staël urplötzlich in eine eifrige Royalistin umgewandelt. Als solche entwarf sie für die königliche Familie einen Plan zur Flucht; doch wollte sie, daß Narbonne, ihr Held, die Ehre dieses Planes ernte; der Hof aber war zu vorsichtig, um seine Rettung so leichtsinnigen Händen anzuvertrauen. Während der Schreckenszeit nach der Schweiz flüchtend; nach dem Thermidor verblendete Parteigängerin der Reaction, änderte sie im Jahre 1796 abermals ihre politische Farbe, unterstützte das Directorium und nahm versteckt an jenem Staatsstreiche Theil, der damals die Republik gerettet hat.

Bonaparte haßte sie, von dem Glauben ausgehend, sie habe ihren Vater bei Ausarbeitung seiner letzten Werke unterstützt, die ihm und seiner Politik feindlich gesinnt waren. Er fand, um sich dafür an ihr zu rächen, kein besseres Mittel, als die Lüge auszusprechen, sie habe ihm Gott weiß was für eine Liebeserklärung gemacht, was zu jener Zeit, wo sie

nur für Benjamin Constant zu leben schien, höchst unwahrscheinlich, ja sogar abgeschmackt war. Man kennt Napoleons lächerliche Verfolgungen, das Exil der Frau von Staël, die Beschlagnahme ihres „Allemagne“ und die seltsamen Anträge, die er ihr von Zeit zu Zeit unter der Hand hatte machen lassen, um sie zu bewegen, nach Frankreich, an seinen Hof zurückzukehren. Schon als Consul hatte er ihr anbieten lassen, ihr die zwei Millionen zurückzuzahlen, welche ihr Vater 1789 dem Staate geliehen. Später als Kaiser hatte er ihr sogar zugemuthet, für den König von Rom zu schreiben. Doch weil sie alle die lockenden Verheißungen zurückwies, rächte er sich an seiner Gegnerin durch schnöde Witze und grobe Vergleiche. Er nannte sie eine femme cosaque, einen Blaustrumpf in Kanonenstiefeln, eine Corinne mit Czako und Federbusch.

Im Jahre 1812 mußte sie nach Oesterreich, nach Rußland, nach Schweden fliehen. Es fehlte ihr an einer Heimath, als sie ihre „Zehn Jahre der Verbannung“ schrieb. Zwei Jahre zuvor hatte sie einen jungen, kranken, verwundeten Officier, Herrn von Rocca, einundzwanzig Jahre jünger als sie, geheirathet. Sie starb am 14. Juli 1817.

Alles in Allem, war sie eine vortreffliche Frau von gutem Herzen und großem Talente, das sich vielleicht, ohne die Salons, ohne den Schwarm ihrer mittelmäßigen Freunde, ohne die Armseligkeit dieser schwatzenden und schreibenden Welt, zur Höhe des Genie würde emporgehoben haben, wäre sie durch die Schmeichler, die sie zu allen Zeiten umringt haben, nicht mehr und mehr verdorben worden.

X.

Die Salons. Frau von Condorcet.

Fast im Angesichte der Tuilerien, auf dem jenseitigen Ufer, dem Pavillon de Flore und dem royalistischen Gesellschaftszirkel der Prinzessin von Lambelle gegenüber, erhebt sich das Palais der Münze. Dort gab es einen andern Salon, den der Frau von Condorcet, jenen Salon, den einer ihrer Zeitgenossen mit Recht den Heerd der Republik genannt hat.

In diesem europäischen Salon des gefeierten Secretärs der Akademie der Wissenschaften vereinigte sich aus allen Weltgegenden her der republikanische Gedanke jener Zeit. Hier gährte er; hier nahm er Körper und Gestaltung an; hier fand er seine Formeln. Die erste Idee dazu rührte seit 1789 von Camille Desmoulins her. Aber erst im Juni 1791 stießen Bonneville und die Cordeliers den ersten Ruf nach Republik aus.

Der letzte der Philosophen des großen, achtzehnten Jahrhunderts, derjenige, der Alle überlebte, um deren Theorien ins Gebiet der Realitäten hineingeschleudert zu sehen, war der Marquis von Condorcet, der Nachfolger d'Alembert's, der letzte Correspondent Voltaire's, der Freund Turgots. Sein Salon war der natürliche Mittelpunct des denkenden Europa's. Jede Nation fand sich, wie jede

Wissenschaft, in diesem Kreise vertreten. Alle ausgezeichneten Fremden kamen, nachdem sie die Theorien des neuen Frankreichs adoptirt hatten, um hier deren Anwendung zu suchen. Hier fanden sich der Amerikaner Thomas Payne, der Engländer Williams, der Schotte Mackintosh, der Genfer Dumont, der Deutsche Anacharsis Clootz. In einer Ecke des Saales stand unbeweglich der eifrige Freund des Hauses, der Arzt Cabanis, kränklich und schwermüthig, er, der die zarte, tiefsinnige Anhänglichkeit, die er für Mirabeau in seinem Herzen trug, in dieses Haus überpflanzt hatte.

Ueber diesen berühmten Denkern schwebte die edle, jungfräuliche Erscheinung der Frau von Condorcet, ein Wesen, das sich Raphael zum Urbilde der Metaphysik würde auserkoren haben. Sie war durch und durch Licht. Alles, was sie umgab, schien sich unter den Sonnenstrahlen ihres Blickes aufzuklären. Sie war Stiftsdame gewesen und schien noch immer weniger Frau als Edelfräulein. Sie war damals sieben und zwanzig Jahre alt, also zwei und zwanzig Jahre jünger als ihr berühmter Gemahl. Sie hatte kurz vorher ihre Briefe über das Mitgefühl geschrieben, ein Buch voll feiner, ungemein zarter Analyse, in dem man, unter dem Schleier einer außerordentlichen Zurückhaltung, die Schwermuth eines jungen Herzens, dem etwas gefehlt hat, herausfühlt *). Vergebens hat man sich bemüht, auszusprengen,

---

*) Dies kleine, rührend-schöne Buch, geschrieben vor der Revolution, erschien erst 1798; es theilt die Eigenschaften dieser beiden Epochen. Die Briefe sind an den Doctor Cabanis, den Schwager der Frau v. Condorcet, den untröstlichen Freund, den Vertrauten ihrer tiefen und geheimen Herzenswunde ge-

sie habe sich um die Gunst und den Zutritt zum Hofe bemüht und habe sich aus Mißvergnügen, diese Wünsche unerfüllt zu sehen, in die Arme der Revolution geworfen. Dies Alles ist falsch und erlogen.

Das aber, was weniger unwahrscheinlich ist, und was man häufig behauptet hat, ist, daß sie, bevor sie Herrn v. Condorcet geheirathet, ihm unumwunden erklärt habe, daß ihr Herz nicht mehr frei sei, daß sie liebe, aber ohne Hoffnung liebe. Der weise Mann nahm das freiwillige Geständniß mit väterlicher Liebe auf und wußte es zart zu achten. Nach derselben Ueberlieferung sollen Mann und Frau zwei ganze Jahre hindurch wie Geister zusammen gelebt haben. Erst 1789, an einem schönen Juli-Augenblick, in welchem Frau von Condorcet erkannt hatte, wie viel mächtige Leidenschaft in diesem dem Anscheine nach eiskalten Männerherzen aufgehäuft sei, begann sie diesen großen Bürger, diese tieffühlende Seele, die sich mit der Hoffnung des Heils für das ganze Menschengeschlecht mehr als für ihr eigenes Wohl trug, mit der ganzen Aufrichtigkeit ihres Herzens zu achten und zu lieben. Trotz seines Alters fand sie ihn jung, jung durch die ewige Jugend der erhabenen Idee, des schönen Wunsches, die seine Seele belebten und gänzlich ausfüllten. Das einzige Kind, das sie gehabt

---

richtet — — —. Frau von Condorcet hat sie vollendet in diesem bleichen, düstern Elisée d'Auteuil, reich an geliebten Schatten. Sie sprechen sehr leise, diese Briefe; den empfindlichsten Saiten ist ein Dämpfer aufgesetzt. Und trotzdem hört man, bei aller Zurückhaltung, die ersten Bekenntnisse des jungen Mädchens, die Betrübnisse der Wittwe heraus.

hatten, war neun Monate nach der Erstürmung der Bastille, im April 1790, zur Welt gekommen.

Condorcet, damals acht und vierzig Jahre alt, fühlte sich durch die großen Ereignisse in der That neu verjüngt: er begann ein neues Leben, ein drittes. Mit d'Alembert hatte er das Leben des Mathematikers, mit Voltaire das Leben des Kritikers gelebt; jetzt schiffte er sich auf den Ocean des politischen Lebens ein. Er hatte früher von Fortschritten geträumt. Jetzt wollte er sie verwirklichen, oder wenigstens all' seine Kräfte den Fortschritten Aller weihen. Sein ganzes Leben bot das seltene Beispiel einer merkwürdigen Verbindung zweier nur höchst selten vereinigter Fähigkeiten: starke Vernunft und unerschütterlicher Glaube an die Zukunft. Stark und unerschütterlich selbst gegen Voltaire, wenn er ihn ungerecht fand. Freund der Economisten, doch ohne Verblendung für sie, behauptete er dieselbe Unabhängigkeit den Girondisten gegenüber. Noch heute lies't man mit Bewunderung seine Vertheidigung von Paris gegen das Vorurtheil der Provinzen, dasselbe Vorurtheil, das, wie bekannt, auch die Mitglieder der Gironde belebt hatte.

Dieser große Geist war überall gegenwärtig, frei, klar und ganz Herr seiner selbst. Seine Thür, welche Arbeit ihn auch immerhin beschäftigen mochte, war stets geöffnet. Selbst im Salon dachte er beständig, denn es gab für ihn keine andere Zerstreuung, als die des Denkens. Er sprach wenig, hörte Alles und zog Nutzen aus Allem. Nie hat er irgend etwas vergessen. Die Männer ehrten ihn. Die Frauen

aber waren erstaunt, erschreckt, einen Mann zu sehen, der Alles wußte bis herab zur Geschichte ihrer Moden, hoch hinaufsteigend bis in die kleinste Einzelheit. Er schien sehr kalt und wenig mittheilend. Nur seine Freunde wußten seine Freundschaft nach dem Eifer zu beurtheilen, den er heimlich geltend machte, um ihnen Dienste zu erweisen. Er ist ein Vulkan unter Schnee, hatte d'Alembert von ihm gesagt. In seiner Jugend, sagt man, habe er einmal geliebt und, da nichts für ihn zu hoffen gewesen war, einen Augenblick die Idee gehabt, sich ums Leben zu bringen. Aelter und reifer, im Herzen aber nicht kälter geworden, habe er für seine Sophie, seine Frau, eine fortdauernde, unendliche Liebe, eine jener tiefen Leidenschaften genährt, die, je später sie sich geltend machen, tiefer als das Leben selbst sind, deren Tiefe sich nicht ermessen läßt.

Und Sophie war dieser Liebe vollkommen würdig. Als der unglückliche Condorcet, gehetzt wie ein wildes Thier, eingesperrt in einem wenig sichern Schlupfwinkel, sich selbst das Herz zerfraß mit den Gedanken der Gegenwart und seine Apologie, sein politisches Testament schrieb, gab ihm seine Frau den erhabenen Rath, diese eitlen Kämpfe ruhen zu lassen, seine Denkschrift vertrauensvoll der Nachwelt zu überliefern und friedlich seine „Esquisse d'un tableau des progrès de l'esprit humain“ zu vollenden. Er befolgte ihren Rath und vollendete dieses edle, großartige Werk, voll ungeheuern Wissens, voll unbegrenzter Liebe für das ganze Menschengeschlecht, voll von exaltirter Hoffnung, sich tröstend über seinen nahe bevorstehenden Tod mit dem rührenden Traume, daß es durch die Fortschritte der Wissen-

schaft dem Menschen einst gelingen werde, den Tod zu beseitigen.

Dies war eine große, schöne, erhabene Zeit! Und würdig dieser großen Männer waren die Frauen, würdig, von diesen Männern geliebt, würdig mit ihnen verschmolzen zu werden durch dasselbe Ideal: Vaterland und Tugend! Wer erinnert sich nicht eines Todtenmahls, wo die Freunde Camille Desmoulins ihn zum letzten Male beschworen, seinen „Vieux Cordelier" nicht mehr erscheinen zu lassen und seinen Antrag auf Einsetzung eines Gnadenausschusses (Comité de la clémence) auf spätere Zeit hinauszuschieben? Aber seine Lucile, vergessend, daß sie Weib und Mutter sei, schloß ihre Arme um seinen Hals und sagte: Laßt ihn, laßt ihn! Er folge dem Rufe seiner Bestimmung!

Ein Schatten dieser traurigen Bestimmung lag in den Zügen und in dem Ausdrucke Condorcets. Mit der schüchternen Haltung des selbst mitten in der Gesellschaft einsamen Gelehrten, hatte seine Physiognomie etwas Leidendes, Trauriges, Resignirtes. Die obere Hälfte seines Gesichtes war schön. Die Augen, edel und mild, voll ernster Idealität, schienen in den Hintergrund der Zukunft zu schauen. Seine große, breite Stirn, geräumig genug, um jede Wissenschaft in sich aufzunehmen, schien ein ungeheurer Speicher, in welchem sich alle Schätze der Vergangenheit aufgehäuft hatten.

Condorcet war mehr umfassend als stark. Man merkte dies an seinem etwas weichlichen, schwachen, ein klein wenig hängenden Munde. Die Universalität, die auf jeden Gegenstand den Geist zerstreut, ist fast immer Ursache einer ge-

wissen Art von Entkräftung. Fügt dem hinzu, daß er sein Leben im achtzehnten Jahrhundert gelebt und dessen ganze Schwere zu tragen, all' dessen große Eigenschaften und all' dessen Kleinlichkeiten durchzumachen hatte. — Neffe eines durch und durch jesuitischen Bischofs, der theilweise dessen Erziehung geleitet hatte, schuldete er mehr noch der Gönnerschaft der Herzoge v. Larochefoucauld. Obgleich arm, war er adelig, betitelt, ja sogar Marquis! Geburt, Stellung und vielfach verzweigte Beziehungen fesselten ihn ans ancien régime. Gleichen Contrast zeigte sein Haus, sein Salon, seine Frau.

Sophie von Condorcet, geborene Grouchy, zuerst Stiftsdame und begeisterte Schülerin Rousseau's und der Revolution, hervorgegangen aus halb-geistlicher Stellung, um die Seele eines Salons zu werden, welcher der Mittelpunct aller freien Gedanken war, erschien sie gleichsam wie eine Nonne der Philosophie.

Die Juni-Krisis von 1791 zwang ihren Mann, sich zu entscheiden, welcher Partei er sich anzuschließen habe. Herr v. Larochefoucauld, sein vertrauter Freund, gab noch nicht alle Hoffnung auf, den Republikanismus Condorcets wie jenen Lafayette's zu schwächen. Leichter noch hoffte er fertig zu werden mit dem bescheidenen Gelehrten, mit dem milden, schüchternen Manne, den seine Familie in früherer Zeit großmüthig beschützt hatte. Ja, man ging so weit, zu behaupten und im Volke zu verbreiten: Condorcet theile die royalistischen Ideen des Abbé Sièyes. Auf diese Weise stellte man seinen Ruf bloß, während man ihm gleichzeitig

als Versuchung die Aussicht eröffnete, zum Gouverneur des Dauphins ernannt zu werden.

Aber wahrscheinlich waren es gerade diese Gerüchte, die ihn veranlaßten, sich früher zu entscheiden, als es sonst vielleicht geschehen wäre. Am 1. Juli ließ er durch die Zeitschrift la Bouche du fer bekannt machen, er werde im Cercle social einen Vortrag halten über die Republik. Er wartete bis zum 12. und hielt diesen Vortrag mit einem gewissen Rückhalt. Er widerlegte mehrere banale, der Republik gemachten Einwürfe und setzte jene Worte hinzu, die allgemeines Erstaunen erregten: „Wenn dessenungeachtet das Volk sich berechtigt glaubt, einen Convent einzuberufen, um sich auszusprechen, ob man den Thron beibehalten wolle, ob die Erblichkeit fortbestehen solle für eine kleine Reihe von Jahren zwischen zwei Conventen, in diesem Falle ist das Königsthum den Rechten der Bürger nicht wesentlich entgegenlaufend." Dann machte er eine Anspielung auf das über ihn ausgesprengte Gerücht, daß man ihn zum Gouverneur des Dauphins ernennen wolle, und fügte hinzu: in diesem Falle werde er ihn vor Allem darin unterrichten, sich allenfalls auch ohne Thron zu behelfen.

Dieser Anschein von Unentschlossenheit mißfiel den Republikanern und verletzte die Royalisten. Letztere fühlten sich noch tiefer verwundet, als man in Paris ein von so ernster Hand geschriebenes, geistreiches, spöttisches Pamphlet, wie den „Brief eines jungen Mechanikers" verbreitete, welcher gegen ein mäßiges Honorar sich verpflichtet, einen brauchbaren constitutionellen König herzustellen. Dieser Brief war vom Marquis Condorcet.

„Dieser König", sagt er darin, „werde sich meisterhaft aller Functionen des Königthums entledigen, allen vorgeschriebenen Ceremonien genügen, vorgeschriebener Maßen zur Messe gehen und, mit Hilfe einer geheimen Springfeder, aus den Händen des Vorsitzenden der Nationalversammlung die Liste jener Minister entgegenzunehmen geruhen, welche die Majorität ihm bezeichnet hat. Mein König wäre für die Freiheit durchaus unschädlich und könnte, Falls etwas stockt, mit Hilfe einer sorgfältig vorgenommenen Reparatur bald wieder so gut hergestellt werden, daß das Volk niemals einen neuen König brauche, wodurch die allerdings sehr gewagte Erblichkeit der Krone ganz ohne Gefahr beseitigt würde. Diesen König könnte man ohne Ungerechtigkeit sogar für unverletzlich und ohne Widersinnigkeit für unfehlbar erklären!"

Dieser reife, ernste Mann, der sich mit einem Scherze hinauswagte auf das sturmbewegte Weltmeer der Revolution, verhehlte sich durchaus nicht die Wechselfälle, denen er sich preisgab. Voll Glaubens an die ferne Zukunft des Menschengeschlechts, hatte er weit weniger Glauben für die Gegenwart und machte sich keine Täuschung über die Lage, in welcher sich Frankreich befand, indem er alle Gefahren derselben wohl erkannte. Und diese eben fürchtete er, nicht für sich (gern gab er sein Leben hin), wohl aber für seine von ihm vergötterte Frau, für das junge Kind, das sie ihm im geheiligten Augenblicke des Juli geschenkt hatte. Vor mehreren Monaten schon hatte er heimlich Erkundigung eingezogen über den Hafen, nach welchem er im Nothfall

seine Familie könnte flüchten lassen, und endlich hatte er sich für den von Saint-Valery entschieden.

Dies Alles aber wurde vertagt und so rückten die Ereignisse, die er vorhergesehen hatte, allmählig näher und näher heran. Condorcet ließ sich fortreißen von der Zeit. Dieser weise, vorsichtige Mann wird kühn zur Zeit der Schreckensherrschaft. Schöpfer des Verfassungsentwurfs von 92, greift er mit jugendlicher Heftigkeit die Verfassung von 93 an und sieht sich durch diesen unbedachten Schritt gezwungen, einen Zufluchtsort zu suchen gegen die ihm drohende Gefahr der Achtserklärung.

XI.

Fortsetzung. Frau von Condorcet (1794).

„Liebe ist unbesiegbar wie der Tod!" Und gerade in diesen Zeiten des Todes feierte sie ihre erhabensten Triumphe, denn der Tod verleiht der Liebe etwas Aetzendes, etwas Brennendes, bittere und dennoch süße, himmlische Genüsse, die nicht irdischer Natur sind.

Man lese Louvets Reise durch ganz Frankreich, um Die wieder zu finden, die er liebte, um mit ihm jene Augenblicke unaussprechlicher Wonne zu theilen, die Beide empfinden, wenn sie, durch das Geschick sich in einem Kerker von Paris oder in einer Höhle des Juragebirges wiedersehend, sich gegenseitig halb vernichtet in die Arme fliegen. Wer hat beim Lesen dieses neu beseligenden Wiedersehens nicht hundertmal gesagt: Tod, wenn du die Macht besitzest, den höchsten Genuß des Lebens, die Liebe, zu verhundertfachen und bis zu solchem Grade zu verklären, dann wahrlich ruhen in deiner Hand die Schlüssel des Himmels.

Die Liebe hat Louvet gerettet. Desmoulins aber hat sie in den Tod gestürzt, dadurch, daß sie ihn in seinem Heroismus bestärkte. Auch an Condorcets Tode trägt sie gewissermaßen Mitschuld.

Am 6. April 1794 kehrte Louvet nach Paris zurück, um Lodoiska wiederzusehen. Condorcet verließ Paris, um

Sophiens Gefahren nicht zu verdoppeln. Wenigstens ist dies die einzige Erklärung, die sich auffinden läßt zur Motivirung der Flucht des Geächteten.

Sagten, wie man anderswo gesagt hat, daß Condorcet Paris verlassen habe, einzig und allein darum, um, verlockt vom Frühlinge, die lang entbehrten Freuden des Landlebens zu genießen, so wäre diese Auslegung eben so seltsam als unwahrscheinlich.

Man muß, um Condorcets Flucht zu begreifen, einen Blick in die Lage seiner Familie werfen.

Frau von Condorcet, jung, schön, tugendhaft, Gattin des berühmten Verbannten, der, dem Alter nach, ihr Vater hätte sein können, befand sich im Augenblicke der Aechtung ihres Gemahls und der Beschlagnahme seines ganzen Vermögens dem drückendsten Mangel preisgegeben. Weder ihr noch ihm waren Mittel zur Flucht übrig geblieben. Ihr gegenseitiger Freund Cabanis wandte sich an zwei Studenten der Medicin (später berühmt gewordene Lehrer) Pinel und Boyer. Durch sie ward Condorcet in einen gleichsam öffentlichen Ort, bei Madame Vernet, die in der Nähe des Luxembourg einige Pensionäre bei sich wohnen hatte, untergebracht. Diese Frau war in der That bewunderungswerth. Ein Montagnard, in demselben Hause wohnend, zeigte sich gut und verschwiegen. Er begegnete Condorcet tagtäglich und gab sich die Miene, den Geächteten nicht zu erkennen. Frau von Condorcet wohnte in Auteuil und kam von dort jeden Tag zu Fuße nach Paris, um hier für sich, ihre kranke Schwester, ihre alte Gouvernante und ihr junges Kind, Mittel zum Lebensunterhalt zu suchen. Ein Bruder des

Secretärs von Condorcet, hielt für sie, Straße Saint-Honoré, Nummer 352, also nur zwei Schritte von der Wohnung Robespierre's entfernt, ein kleines Leinwandsgewölbe. Im Entresol über ihrer Bude malte sie Portraits. Viele von den Machthabern des Augenblicks kamen hieher, um sich malen zu lassen. Keine Industrie gedieh mehr unter dem Schrecken. Jedermann beeilte sich, auf die Leinwand den Schatten eines so wenig sichern Lebens übertragen zu lassen. Der eigenthümliche Reiz der Reinheit und Würde dieser jungen Frau führte ihr selbst die heftigsten Gegner ihres Mannes zu. Was Alles aber mußte sie von ihnen anhören? Wie viel lieblose, rauhe, grausame Aeußerungen und Urtheile! Sie ist davon angegriffen und kränklich geblieben bis ans Ende ihrer kummervollen Tage. Abends, manchmal wann sie es wagte, schlüpfte sie zitternd und gebrochenen Herzens durch die Dunkelheit der Straßen nach der Rue Servandoni, jenem einsamen, düstern, feuchten Gäßchen, verborgen unter den Thürmen von Saint-Sulpice. Schauernd, von Jemand begegnet und erkannt zu werden, stieg sie eiligen Schritts zur armseligen Dachstube des großen Mannes, des von ihr innig geliebten Gatten hinauf. Liebe und Kindesliebe schenkten ihm einige kurze Stunden der Freude und des Glücks, deren er an der Seite seiner Sophie genoß. Es ist unnöthig zu sagen, wie sehr sie ihm die Mühseligkeiten, die Demüthigungen, die harten Prüfungen und die barbarischen Leichtfertigkeiten, diese Foltern ihrer verwundeten Seele, verbarg, wie Alles, was sie thun und erdulden mußte, um ihren Mann zu erhalten, um durch ihre Geduld den Haß der Einen, wie die Wuth der Andern seiner Feinde zu besänftigen und auf

diese Weise das beständig über seinem Haupte schwebende Fallbeil aufzuhalten. Aber Condorcet hatte einen zu scharf durchschauenden Blick, um nicht dies Alles zu errathen. Unter diesem bleichen Lächeln, das den innern Kampf ihm verbergen wollte, las er Alles, was sie litt und duldete seinetwegen, was sie that und was sie wagte, einzig und allein für ihn. Ach, dann fühlte er, brennender als je, den mächtigsten Stachel des Schreckens. Immer wortkarg, verschloß er Alles, was er darüber empfand, in die tiefsten Falten seines Herzens, begann aber mehr und mehr ein Leben zu hassen, das jenes andere Dasein, welches er mehr liebte als sein eigenes, einer ewigen Gefahr preisgab.

Was hatte er gethan, um diese Todesqual zu verdienen? Keinen von allen Fehlern der Girondisten. Weit entfernt, Föderalist zu sein, hatte er das Recht der Hauptstadt vertheidigt und alle Vortheile derselben als Werkzeug der Centralisation ins hellste Licht gestellt. Das erste Manifest der Republik war bei ihm geschrieben und von seinen Freunden hinausgeschleudert worden zu einer Zeit, als Robespierre, Danton, Vergniaud, mit Einem Worte, noch Alle zauderten. Von ihm — wahr ist's — rührt jener erste, unpractische, unanwendbare Verfassungs-Entwurf her, jene Maschine, die keine Macht in Bewegung zu setzen vermochte, weil sie überladen war von Gewährleistungen, Schranken und Fesseln für die ausübende Gewalt. Jenes schreckliche Wort, daß die vorgezogene Verfassung, jene des Jahres 93, nur ein Fallstrick und ein geschicktes Mittel zur Herstellung einer Dictatur sei, hatte wohl Chabot, aber nicht Condorcet gesagt. Erschreckt vor seiner eigenen Kühnheit hatte Jener die Noth-

wendigkeit gefühlt, sich mit Robespierre wieder auszusöhnen, dadurch, daß auf Chabots Antrag Condorcet in Acht gethan ward.

Condorcet, der die Vertheidigung jenes Satzes am Tage nach dem 31. Mai gewagt hatte, wußte wohl, daß dies Wagniß ihm den Hals kosten könnte. Und darum hatte er sich durch Cabanis ein sicher wirkendes Gift verschafft. Stark durch diese Waffe, jeden Augenblick über sein Dasein zu verfügen, wollte er von seinem Schlupfwinkel die begonnene Polemik, den Zweikampf der Logik gegen das Messer der Guillotine, fortsetzen und die Herrschaft des Schreckens durch die Keulenschläge der siegenden Vernunft zu Boden schleudern. Dies war sein fester Glaube an diesen Gott des achtzehnten Jahrhunderts, der Glaube an den unfehlbaren Sieg des gesunden Menschenverstandes!

Von diesem Vorsatze hielt ihn eine milde Gewalt, unbesiegbar und unbeschränkt, die Stimme seines heißgeliebten Weibes, seiner angebeteten Sophie zurück, sie, eine leidende Blume, gleichsam als Geißel der Wuth seiner Gegner dergestalt ausgesetzt, daß sie, die nur für ihn lebte, auch für ihn sterben sollte. Frau von Condorcet begehrte von ihm das größte aller Opfer, das seiner Leidenschaft, das des begonnenen Kampfes, das heißt mit andern Worten, das Opfer seines Herzens. Sie wiederholte ihm, sich mit seinen Feinden nicht mehr zu beschäftigen, diese ganze, in Wuth ausartende Welt, die ja doch nur vorübergehend sei, ungehindert austoben zu lassen, sich außerhalb der Grenzen dieser Zeit zu stellen, schon hier Besitz zu ergreifen von seiner Unsterblichkeit und den Gedanken zu realisiren, den er so lange

schon genährt hatte, den Gedanken, eine Schilderung der Fortschritte des Menschengeschlechts zu schreiben.

Groß war die Anstrengung und die Zeit drängte ihn; denn konnte er wissen, ob es für ihn ein Morgen gab? Der Einsiedler, der im Winter des Jahres 1793 von seinem beschneiten Dache herab, aus seiner Dachluke, nichts als die laubentblätterten Gipfel der Bäume des Luxemburggartens erschauen konnte, übereilte diese rauhe, ungebahnte Arbeit, arbeitete Tag für Tag, Nacht für Nacht, glücklich, sich bei jedem Blatte, bei jedem Abschnitt, bei jedem neuen Jahrhundert seiner Geschichte sagen zu dürfen:

— Abermals ein Weltalter dem Tode entrissen!

Gegen Ende des Märzmonats hatte er alle Zeitalter, alle Jahrhunderte der Welt zurückgelebt, gerettet und für kommende Zeiten aufbewahrt. Die Lebenskraft aller Wissenschaften, die Macht ihrer Ewigkeit schien in ihm und in seinem Werke. Denn was ist Geschichte, was ist Wissenschaft? Kampf gegen den Tod! Die leidenschaftliche Begeisterung einer unsterblichen Seele riß den Weisen fort, seine Flügel zu erheben bis zur Höhe jener Weissagung: Die Wissenschaft wird endlich auch den Tod besiegen. Und dann wird man nicht mehr sterben!

Eine erhabene Herausforderung an die Herrschaft des Todes, die ihn umgab! Eine große, edle und rührende Rache! Seine Seele hatte sich geflüchtet in das kommende Glück des Menschengeschlechts, in den Bereich seiner unbegrenzten Hoffnungen. Am 6. April, nachdem er die letzte Zeile seines unsterblichen Werks vollendet hatte, zog er seine wollene

Mütze über die Ohren und verließ in schlichtem Arbeitskittel die gastliche Schwelle der guten Frau Vernet. Sie hatte seine Absicht errathen und überwachte ihn. Nur durch List war es ihm gelungen, ihr zu entkommen. In der einen Tasche trug er seinen treuen Freund, seinen Befreier, die Giftphiole, in der andern den römischen Dichter, der die Trauerhymnen der sterbenden Freiheit geschrieben hat*).

So irrte er den ganzen Tag auf dem Lande herum. Gegen Abend kehrte er in das reizende Dorf von Fontenay-aux-Roses ein; ein liebenswürdiger Ort, bevölkert von Schriftstellern aller Gattungen, ein Ort, wo er selbst, als Secretär der Akademie der Wissenschaften, theilnehmend an dem Königsthume Voltaire's, so viele Freunde, so viele Höflinge besessen hatte, die sich jetzt auf der Flucht befanden und auseinander gejagt waren. Von dem alten Glanze dieses Dorfes war nur ein Haus noch, das Haus der petit-menage (so hieß man Herrn und Madame Suard) übrig geblieben. Ein wahres Miniaturbild an Größe und Geist. Suard, ein kleiner, liebenswürdiger Mann; Madame, lebhaft und nett, Beide schriftstellernd, doch statt dickleibiger Bücher nichts als kleine, leichte Aufsätze, einige Artikel für die Minister oder sentimentale Novellen schreibend. (In Letztern excellirte Madame.) Nie gab es ein Paar, das sich das Leben leichter und ange-

*) Altera jam teritur bellis civilibus aetas;

— — — — — — — —

Justum et tenacem propositi virum

— — — — — — — —

Et cuncta terrarum subacta
Praeter atrocem animum Catonis!

nehmer zu machen verstand, als Herr und Madame Suard. Beide blieben geliebt, einflußreich und geachtet bis an ihr Ende. Geachtet sagen wir, was, Herrn Suard gegenüber, um so mehr sagen will, da er — was vielleicht nicht Jeder weiß — als Censor gestorben ist.

Beide warteten hier, gleichsam vergraben, ungefährdet die Stürme der Revolution ab, indem sie sich niederduckten und auf keine Weise bemerkbar machten. — Als der ermattete Flüchtling mit bleicher, hagerer Miene, mit ungekämmtem Barte in seiner ärmlichen Kleidung, wie eine beunruhigende Bombe, gänzlich unerwartet in ihr friedliches Haus fiel, fühlte sich der kleine niedliche Haushalt dadurch nicht wenig aus seinem Geleise gebracht. Was war denn seitdem Alles vorgefallen? Hier schien man es kaum zu ahnen. Das aber, was ausgemacht und sicher ist, war, daß Condorcet bald nach seinem Eintreten durch die Gartenthür wieder hinausging. Er möchte wiederkommen, sagt man ihm. Man wolle die Thür so lange geöffnet lassen. Als Condorcet zurückkehrte, fand er sie verschlossen. — Die allbekannte Selbstsucht der Suard's scheint mir nicht hinreichend, um diese Ueberlieferung für buchstäblich wahr zu halten. Sie betheuern — und wir glauben es ihnen — daß Condorcet, welcher Paris verlassen, um keinen seiner Freunde zu compromittiren, auch sie nicht habe gefährden wollen. Er habe etwas Speise verlangt; man habe sie ihm gegeben. Das sei Alles!

Condorcet brachte die Nacht und den darauf folgenden Tag im Walde zu. Das Laufen hatte ihn sehr erschöpft. Ein Mann, der seit einem Jahre nicht aus seinem Zimmer

gekommen war und jetzt plötzlich rastlos umherirrte, mußte sich natürlich bis auf den Tod ermattet fühlen. Und deßhalb sah er sich gegen seinen Willen gezwungen, mit seinem langen Barte und seinem verstörten Gesichte, als armer Hungerleider, in die letzte Schenke von Clamart einzukehren. Dort aß er gierig und öffnete gleichzeitig, um sein Herz emporzurichten, den römischen Dichter. Diese Miene, dieses Buch, diese weißen Hände verriethen ihn bald. Bauern, welche dort tranken, (es war der revolutionäre Ausschuß) begriffen sogleich, dieser unheimliche Gast sei ein Feind der Republik. Und ohne Weiteres schleppten sie ihn zum Vorsteher des Districts. Er machte ihnen keine andere Schwierigkeit als die, daß er vor Mattigkeit fast keinen Schritt vorwärts thun konnte, ohne aufs Neue zusammenzusinken. Er hatte sich die Füße wundgelaufen. Man packte ihn auf die elende Schindmähre eines Winzers, der zufällig vorüberzog. In diesem Zustande ward der berühmte Repräsentant des achtzehnten Jahrhunderts unter dem Spotte seiner Begleiter nach dem Gefängnisse von Bourg-la-Reine abgeführt. Sein Körper war krank und gebrochen; sein Geist aber blieb hell und klar. Er wollte der Republik die Schande des Vatermords und das Verbrechen ersparen, den letzten jener Philosophen zu richten, ohne die sie nie existirt haben würde.

Um der Guillotine zu entgehen, hatte er das Gift geleert. Er starb am 28. Mai 1794.

XII.

Die Frauen-Clubbs. — Olympia de Gouges. — Rose Lacombe.

Die Jacobiner nannten sich, wie wir bereits gesagt haben, Freunde der Verfassung. Der Clubb, der sich unterhalb des Saales der Jacobiner versammelte, nannte sich die brüderliche Gesellschaft der Vaterlandsfreunde beiderlei Geschlechts oder, kurzweg, Vertheidiger der Verfassung. Dieser Clubb hatte im Mai 91 eine starke Ausbreitung genommen. Bei einem großen Anlaß, wo er gegen die Beschlüsse der Assemblée constituante protestirte, zählte er 3000 Mitglieder. Um diese Zeit gewann er ein neues berühmtes Mitglied, Madame Roland, die erst kurz vorher nach Paris gekommen war.

Leider kennt man nur wenig die Geschichte dieser Frauen-Clubbs. Das Wenige, das man davon weiß, findet sich nur beiläufig erwähnt in den Journalen und Lebensbeschreibungen jener Zeit.

Mehrere dieser Frauen-Vereine waren gegen 1790 und 91 von Olympia de Gouges, einer vielbegabten Improvisatrice, gegründet worden, die, wie Lope de Vega, tagtäglich eine Tragödie schrieb. Trotz dieser dichterischen Fruchtbarkeit besaß sie nur wenig wissenschaftliche Bildung. Einige behaupten sogar, sie habe weder lesen noch schreiben können. Sie war — geboren im Jahre 1755 zu Montauban — Tochter einer Putztrödlerin. Ihr Vater

soll, nach der Aussage der Einen, Kaufmann, nach der Behauptung Anderer Schriftsteller gewesen sein. Viele glaubten, sie sei ein uneheliches Kind Ludwigs XV. Diese unglückliche Frau, voll großherziger Ideen, war das Spielzeug und Opfer ihres oft allzufeurigen Menschlichkeitsgefühls. Sie war es, die das Recht der Frauen durch einen eben so gerechten als erhabenen Satz vertheidigt hat: Da die Frauen, eben so gut als die Männer berechtigt sind, das Schaffot zu besteigen, so haben sie auch dasselbe Recht auf die Rednerbühne.

Revolutionärin im Juli 89, war sie am 6. October Royalistin geworden, als man den König wie einen Gefangenen nach Paris geschleppt hatte. Unter dem Eindrucke der Flucht und des Verraths Ludwigs, war sie im Juni 91 eine glühende Republikanerin, die, als man ihm den Prozeß zu machen begann, den Muth besaß, den König zu vertheidigen. Man lachte über ihre Inconsequenz. Sie aber wußte die Spötter zur Ruhe zu bringen, dadurch, daß sie in ihrer südlichen Heftigkeit Jeden, der sie zu beleidigen wagte, zu einem Zweikampf auf Pistolen herausforderte.

Vor Allem war die Partei Lafayette's bemüht, sich ihrer zu bemächtigen und sie an die Spitze eines contrarevolutionären Festes zu stellen. Bei mehr als einem Anlaß ließ man sie Dinge sagen und schreiben, die ihr schwacher Geist nicht zu begreifen vermochte. Mercier und andere Freunde riethen ihr vergebens, nicht weiter zu gehen. Und trotzdem that sie es und verließ sich dabei auf die Uneigennützigkeit ihrer Absichten, die sie dem Publikum in einer sehr edel gehaltenen Flugschrift: Der Stolz der Unschuld,

erklärte. Als sie den König vor der Schranke des Nationalconvents sah, erbot sie sich, obgleich aufrichtige Republikanerin, ihn dennoch zu vertheidigen. Dies Anerbieten ward nicht angenommen. Aber seitdem war sie verloren*).

Die Frauen wagen bei der öffentlichen Kundgebung ihrer Gesinnungen, mit welchen sie den Parteien Trotz bieten, immer mehr als die Männer. Es war ein verabscheuenswürdiger Macchiavellismus jener blutigen Tage, seine unreinen Hände auf jene Frauen zu legen, deren Heldenmuth Begeisterung hervorrufen konnte, und sie lächerlich zu machen durch Beleidigungen, welche die männliche Rohheit so leicht und ungestraft an dem schwächern Geschlechte ausüben kann. Eines Tages wird Olympia de Gouges, in einer Volksgruppe ergriffen, beim Schopfe genommen. Ein roher Lümmel hält den unter seiner Hand gedrückten Kopf und entreißt ihm die Haube: ihre Haare entfesseln sich, arme, graue Haare, obgleich sie damals erst achtunddreißig Jahre zählte. Talent und Leidenschaft hatten sie vor der Zeit gebleicht. — Wer will Olympia's Kopf für fünfzehn Sous? fragte der Barbar. Mein Freund, sagte sie ruhig, hier nimm dreißig dafür! Man lachte und die Gefahr war überstanden.

Doch nicht für lange Zeit! Gezogen vor das Revo-

*) Ihre Vertheidigung des Königs erschien während der Debatten des Prozesses unter dem Titel: Die drei Urnen, oder das Wohl Frankreichs. Das Erscheinen dieser Schrift war der Grund oder, richtiger gesagt, der Vorwand zu ihrer Gefangennehmung. E. M. O.

lutionsgericht, mußte sie die bitterste aller Erfahrungen machen, sich von ihrem eigenen Sohne mit Verachtung verläugnet zu sehen. Da gebricht es ihr an Kraft. Durch jene traurige Rückwirkung der Natur, von welcher selbst die Unerschrockensten nicht immer ausgeschlossen sind, fühlt sie sich plötzlich weich und zu Thränen gestimmt. Sie wird wieder Weib: schwach, zitternd und den Tod fürchtend. Man sagt ihr, daß man schwangern Frauen eine Vertagung der Todesstrafe gewähre. Auch sie, sagte man, wollte es sein. Einer ihrer Freunde soll ihr diesen traurigen Dienst, dessen Unnützlichkeit leicht vorauszusehen war, unter Thränen geleistet haben. Die vom Tribunale befragten Chirurgen erklärten, daß Olympia's Schwangerschaft — wäre sie wirklich vorhanden — noch zu neu sei, um von ihnen bestätigt werden zu können.

Erst im Angesichte der Guillotine fand sie ihren ganzen Muth wieder und sie starb, indem sie dem Vaterlande anempfahl, ihre Ehre zu rächen und ihrem Namen einen Platz in seinem blutenden Herzen einzuräumen*).

Die Frauen-Clubbs, die sich im Jahre 93 ganz und gar geändert hatten, begannen seitdem immer mehr Einfluß zu gewinnen. Der Clubb der Femmes revolutionnaires besaß

*) Sie ward am 5. November 1793 guillotinirt. Bald nach ihrer Hinrichtung erschien ihr „Testament politique", eine lesenswerthe Schrift, die besser als alles Andere geeignet ist, die vielfachen Widersprüche ihrer politischen Glaubensmeinungen aufzuklären. E. M. O.

damals in seinem Oberhaupte und Leiter ein Mädchen von großer, kühner, fortreißender Beredsamkeit, dasselbe Mädchen, das in der Nacht des 31. Mai, in der Generalversammlung der Evêché, in welcher der Sturz der Girondisten beschlossen worden war, zuerst die Initiative ergriffen und in ihrer Heftigkeit die Wuth der Männer überflügelt hatte. Ihr damaliger Liebhaber war ein junger Lyoneser, der Leclerc hieß, als ein eifriger Apostel Chalier's und ein vertrauter Freund des Tribunen der Saint-Martin-Straße — Jacques Roux — galt, jenes Roux, dessen zündende Reden viele communistischen Ideen verbreiteten. Leclerc, Roux und Andere schrieben nach der Ermordung des sogenannten Ami du peuple ein Journal, das, ob es gleich der „Schatten Marats" hieß, eine nur sehr wenig maratistische Tendenz verfolgte.

Diese kühnen Neuerer, heftig gehaßt von Robespierre und den Jacobinern, waren Ursache, daß Letztere feindlich auftraten gegen die Frauen-Clubbs, wo die von Jenen gepredigten Neuerungen warmen Anklang fanden.

Andererseits waren die Fischweiber und Marktfrauen, größtentheils gut königlich gesinnt und im höchsten Grade aufgebracht über die Abnahme ihres Handels, gegen diese Frauen-Clubbs empört und gingen in ihrem ungerechten Zorne so weit, diese Clubbs für das Sinken ihres Handels verantwortlich zu machen. Stärker und besser genährt als diese Frauen (arme Arbeiterinnen) schlugen sie diese häufig. Mehr als einmal überfielen sie eine dieser Clubbs unter den Fleischbänken von Saint-Eustache und jagten sie, mit Besen-

stielen und Prügeln anderer Art bewaffnet, aus dem Sitzungssaale.

Wieder andererseits fanden es diese Republikanerinnen im höchsten Grade unangemessen, daß jene Fischweiber es absichtlich vergaßen, die dreifarbige Cocarde zu tragen, die laut dem Gesetze alle Welt zu tragen verpflichtet war. Im October 93, zur Zeit der Hinrichtung der Girondisten, verkleideten sie sich als Männer, zogen bewaffnet durch die Markthallen und verhöhnten und beleidigten die Fischweiber und Gemüsehändlerinnen. Diese fielen wie racheschnaubende Furien über sie her und ließen ihnen mit Hilfe ihrer derben Fäuste, zum Ergötzen aller männlichen Zuschauer, eine unanständige Züchtigung, die das Geschlecht der verkleideten Angreifer verrieth, angedeihen. Ganz Paris sprach von nichts Anderm. Ja sogar der Convent mischte sich hinein und entschied . . . aber gegen die armen Opferlämmer ihrer republikanischen Gesinnung. Es ward den Frauen untersagt, sich zu versammeln. So ward diese große sociale Frage mit Einem Male durch Zufall erwürgt.

Was aber wurde aus Rose Lacombe? Seltsam und sonderbar! Dieses heftige Weib hatte, wie die Mehrzahl der Schreckensmänner jener Zeit, einen Tag der Schwäche und Menschlichkeit, der sie ins Verderben stürzte. Sie hatte sich bloßgestellt durch den Versuch, einen Verdächtigen zu retten. Das war der tragische Augenblick im Märzmonat 94. Sie begehrte als Schauspielerin, engagirt beim Theater in Dunkerque, einen Paß dorthin.

Im Juni desselben Jahres finden wir sie wieder an den Pforten der Gefängnisse, um den Gefangenen Wein, Zucker,

Pfefferkuchen zu verkaufen, ein einträgliches Geschäft, das, durch die stillschweigende Erlaubniß der Kerkermeister, ihr erlaubte, ihre billige Waare um jeden Preis zu verkaufen. Kein Mensch wäre im Stande gewesen, in ihr die wüthende Bacchantin von 93 herauszukennen. Sie war eine auf ihren Nutzen bedachte Verkäuferin geworden, eigennützig zwar, aber — der Wahrheit die Ehre! — noch immer frisch, hübsch und artig!

XIII.

Théroigne de Mericourt (1789—1793.)

Es giebt ein sehr hübsches in Kupfer gestochenes Bild von dieser schönen, tapfern, unglücklichen Lüttícherin, die — unsere Leser werden sich dessen erinnern — am 5. Oct. damit angefangen hatte, das Regiment von Flandern für das Volk zu gewinnen und dadurch die letzte Stütze des Königs zu zertrümmern. Sie war's, die — am 10. August — in der ersten Reihe der Kämpfenden, den Degen in der Hand, ins Schloß der Tuilerien eindrang und aus der Hand der Sieger eine Bürgerkrone erhielt. Jenes Portrait, gezeichnet in der Salpetrière, wo sie später als Närrin eingesperrt war, erinnert leider nur sehr schwach an die heldenmüthige Schönheit, die das Herz unserer Väter entzückt und ihnen in einer Frau das Bild der Freiheit gezeigt hat.

Der runde, starke Kopf (ein wahrer Typus der Lütticher Bevölkerung), das schwarze Auge, etwas starr und hart, hat seine Flammen noch. Noch wohnt die alte Leidenschaft, die Spur jener heftigen Liebe darin, für die dieses Weib gelebt hat und gestorben ist, jene Liebe — nicht für einen Mann, sondern (wie sehr dies auch Manchem bei solchem Leben unwahrscheinlich vorkommen mag!) jene große, heilige Liebe für eine große heilige Idee, die Liebe zur Freiheit, die Liebe zur Revolution.

Doch bei aller Gluth ist das Auge dieses armen Geschöpfes wild, scheu, unheimlich, voll von Bitterkeit, Vorwurf und erstarrtem Schmerzgefühl. Zeit und Unglück haben sie gebeugt. Ihre Züge haben etwas Materielles angenommen. Die schwarzen Haare abgerechnet, die durch ein Tuch zusammengehalten werden, ist alles frei. Ihr nackter Busen — die letzte Schönheit — beweist durch seine reinen festen, fast jungfräulichen Formen, daß die Unglückliche, ihre Reize vergeudend an die Leidenschaften Anderer, an sich und für sich selbst viel weniger leidenschaftlich war, als der Ruf sie uns geschildert hat.

Um diese Frau vollkommen zu verstehen, muß man ihre Heimath, das Land der Wallonen, von Tournai bis Lüttich, und vor Allem Lüttich, dieses kleine, glühende, sprühende Frankreich am Maasstrome, diese Vorhut der Niederlande, so tief hineingeworfen in die Mitte der deutschen Bevölkerungen, kennen, dieses kleine Lüttich, das eine glorreichere Geschichte aufzuweisen hat, als manches größere Land. — Um Théroigne zu verstehen, muß man das Schicksal dieser Stadt Lüttich, dieser Märtyrerin der Freiheit beim Ausbruche der französischen Revolution, näher ins Auge fassen. Leibeigene der drückendsten Tyrannei, Sklavin der Priesterherrschaft, zerbrach sie dieses Joch, um zwei Jahre später von Neuem zurückzufallen in die Krallen ihres, mit der Hilfe Oesterreichs ihr aufgedrungenen Bischofs. Die Lütticher, die sich in Massen nach Frankreich hinübergeflüchtet hatten, zeichneten sich in den Reihen der französischen Armeen durch ihre ungestüme Tapferkeit nicht minder als durch ihre feurige, hinreißende Beredsamkeit auf den Rednerbühnen der revolu-

tionären Clubbs aus. Sie waren die Brüder, die Kinder Frankreichs. Das rührendste von allen Festen der Revolution ist nach unserer Ansicht Jenes, bei welchem die Pariser Gemeinde, Lüttich feierlich an Kindesstatt annehmend, die ruhmgeschmückten Archive dieser freiheittrunkenen Stadt durch die Straßen von Paris ziehen ließ, bevor man sie in den Schooß des Stadthauses aufnahm. —

Théroigne war die Tochter eines ziemlich wohlhabenden Pachters, der ihr einige Erziehung hatte geben lassen. Sie besaß von Natur aus eine große Lebhaftigkeit des Geistes und eine ihr gleichsam angeborene Beredsamkeit: diese Lütticher Race hat Vieles mit dem Süden Frankreichs gemein. — Verführt durch einen deutschen Edelmann und von ihm in Stich gelassen, ging sie nach England, sah sich dort bewundert und von Anbetern umringt, unter welchen sie vor Allen einem italienischen Sänger, einem alten häßlichen Castraten, den Vorzug gab, der sie, gleichsam als Dank für diese Vorliebe, bestahl, plünderte und ihre Schmucksachen verkaufte. Damals ließ sie sich nach ihrer Heimath („la Campine") Gräfin von Campinados nennen*).

Als sie nach Frankreich kam, schwärmte sie auch hier für Männer, deren Herz nicht wußte, was Liebe ist. Sie erklärte frank und frei, sie verabscheue den unsittlichen Lebenswandel Mirabeau's. Dafür liebte sie desto eifriger, desto glühender, den kalten, trockenen Sièyes, der ein geborener

*) Einige wollen behaupten, daß sogar der Prinz von Wallis, der nachmalige König Georg IV., für die Schönheit der sogenannten Gräfin von Campinados geschwärmt haben soll.
E. M. O.

Weiberfeind war. Außer ihm zeichnete sie noch einen andern ernsten finstern Mann aus, einen von jenen Leuten, die später den Cultus der Vernunft einsetzten, den Schöpfer des republikanischen Kalenders, den Mathematiker Romme, dessen Gesicht eben so häßlich, als sein Herz rein, groß und edel war. Und dieses Herz durchbohrte er an jenem Tage, an welchem er die Revolution für todt hielt.

Romme war 1789 von Rußland heimgekehrt. Er war Haushofmeister des jungen Prinzen Stroganoff und machte sich keine Gewissensbisse, den seiner Aufsicht anvertrauten Zögling in den Salon der schönen Lütticherin, die von Männern wie Sièyes und Pétion de Villeneuve*) besucht wurde, einzuführen. Das heißt genug gesagt, daß Théroigne, wie zweifelhaft auch ihre Stellung sein möchte, ein keineswegs ganz verlorenes Geschöpf war.

Ganze Tage brachte sie auf der Tribüne der Nationalversammlung zu, kein Wort von dem verlierend, was hier gesagt ward. Einer der spottbilligsten Witze jener königlich gesinnten Federn, welche die „Actes des apôtres" schrieben, war Jener, daß sie Théroigne mit dem Deputirten Populus verheiratheten, der sie nicht einmal gekannt hat; eine Heirath, die ihr wohl blos des zweideutigen Namens ihres Bräutigams wegen angedichtet ward. Die Royalisten nannten sie die Braut des Volks, amanda populi, Aspasia des Rinnsteins u. s. w.

Aber wenn Théroigne auch nichts Anderes gethan hätte, so wäre sie doch unsterblich durch ein bewunderungswer-

*) Der erste Maire der Stadt Paris. E. M. O.

thes Blatt des „Vieux Cordelier“, worin Camille Desmoulins eine Sitzung der Cordeliers schildert. Hier ein Auszug aus jener Nummer:

Der Redner wird unterbrochen. Ein Geräusch macht sich hörbar an der Thür, ein schmeichelhaftes, angenehmes Gemurmel. Eine junge Dame tritt hinein .... Sie verlangt zu sprechen. Wie? Darf man seinen Augen trauen? Diese Dame ist nichts Geringeres als die schöne Amazone von Lüttich, Mademoiselle Théroigne! Ja, das ist ihr rothseidener Ueberrock und der Degen, den sie am 5. October trug in Versailles, als der einschmeichelnde Ton ihrer Stimme das Regiment von Flandern bekehrte. Der Enthusiasmus hat seinen Brennpunct erreicht. „Es ist die Königin von Saba, ruft Desmoulins. Sie kommt, den Salomon des Districts zu besuchen.“

Und schon hat sie mit dem leichten Schritt des Panthers den ganzen Saal durchschritten und sich auf die Rednerbühne geschwungen. Ihr schönes, lebhaft geröthetes Angesicht erscheint Blitze schleudernd mitten unter den düstern apocalyptischen Gestalten Danton's und Marat's.

„Seid Ihr wirklich Salomone,“ ruft sie aus, „wohlan, dann werdet Ihr's beweisen. Ihr werdet den Tempel bauen, den Tempel der Freiheit, das Schloß der Nationalversammlung. Und Ihr werdet es dorthin bauen, wo einst die Bastille stand.

Wie? Während die ausübende Gewalt den schönsten Palast des Erdkreises, den Pavillon de Flore und die Säulengänge des Louvre bewohnt, lagert die gesetzgebende Gewalt unter den Zelten, im Ballhause, in der Reitbahn, wie

die Taube Noah's, die keinen trockenen Fleck findet, um darauf ihren Fuß zu setzen.

Das darf so nicht länger bleiben! Es ist Zeit, daß das Volk, die Gebäude betrachtend, welche von den beiden Gewalten bewohnt werden, schon durch den Anblick allein erfahre, wo der wahre Herrscher thront. Was ist ein Herrscher ohne Schloß? Ein Gott ohne Kirche, ohne Altar! Wer wird seinen Cultus anerkennen?

Bauen wir diese Kirche, diesen Altar! Und daß Alle zu diesem Baue beitragen, daß Alle ihr Gold, ihre Edelsteine herbeitragen! Hier mit Freuden sind die Meinigen! Ja, Brüder, laßt uns bauen diesen einzig-wahren Tempel. Keiner ist Gottes würdiger als der, in welchem die Erklärung der Menschenrechte verkündigt ward. — Paris, der Wächter dieses Tempels, wird dann weniger eine Stadt als das gemeinsame Vaterhaus aller Franzosen, der Sammelplatz aller Stämme, ihr Jerusalem sein!"

Als Lüttich, durch die Oesterreicher zu Boden geworfen, seinem geistlichen Tyrannen zurückgegeben war, eilte Théroigne nach ihrer Heimath, um dort Propaganda zu machen für Frankreich. — Von Spionen verfolgt, ward sie bei ihrer Ankunft in Lüttich sofort festgenommen, hauptsächlich als Mitschuldige an dem Attentate des 6. Octobers gegen die Königin von Frankreich, die Schwester Kaiser Leopold's.

Nach Wien abgeführt und erst nach mehrmonatlichem Verhöre aus Mangel an Beweisen freigelassen*), kehrte sie

*) Von Wien nach dem Spielberg abgeführt, verdankte sie ihre Freilassung einzig und allein der Neugier des Kaisers Leo-

nach Frankreich zurück, doppelt erbittert gegen Marie Antoinette und deren Agenten, die sie bis nach Lüttich verfolgt und dort an die Oesterreicher ausgeliefert hatten. Sie beschrieb dies Abenteuer und wollte es veröffentlichen. Schon hatte sie, wie es hieß, einige Bruchstücke daraus bei den Jacobinern vorgelesen, als die Revolution des 10. Augusts ausbrach.

Keiner von allen Royalisten war ihr mehr verhaßt als der Journalist Suleau, eines der wüthendsten Werkzeuge der Contre-Revolution. Sie haßte ihn, nicht allein der plumpen Ausfälle wegen, zu deren Zielscheibe er sie gemacht, sondern mehr noch darum, weil er in Brüssel, unter dem Schutze der österreichischen Bajonnete, ein Journal redigirt hatte, das unter dem Titel „die Sturmglocke der Könige" gegen die Lütticher Revolution aufgetreten war und die Häupter derselben verdächtigt, angefeindet und, wie Théroigne behauptete, in den Staub gezogen hatte.

Suleau war gefährlich, nicht blos durch seine Feder, sondern mehr noch durch seinen Muth und seine weithin ausgebreiteten Verbindungen in der Provinz und selbst außerhalb Frankreichs. Montlosier erzählt, daß Suleau in einem Augenblicke der Gefahr ihm gesagt habe: „Wenn's noththut, werde ich Euch meine ganze Picardie zu Hülfe schicken. Suleau, wunderbar thätig, schien die Gabe zu besitzen, sich vervielfältigen zu können. Man begegnete ihm überall, häufig verkleidet. Lafayette sagt, er habe

pold, der, von dem Rufe ihrer syrenenartigen Schönheit angelockt, verkleidet hinabgestiegen sein und, von den Schlingen ihrer Reize gefesselt, dort länger verweilt haben soll, als es ursprünglich seine Absicht gewesen war. E. M. O.

ihn so gefunden, als er, im Jahre 90, Abends das Hôtel des Erzbischofs von Bordeaux verlassen.

Auch am Morgen des 10. Augusts hatte Suleau sich verkleidet und bewaffnet in dem Augenblicke, als die Wuth des Volks ihren Gipfel erreichte. Er wurde festgenommen mitten unter einer mit Stutzbüchsen bewaffneten Royalisten-Patrouille, die einen Rundzug um die Tuilerien gewagt hatte.

In dem Augenblicke, als man Suleau festnahm, lustwandelte Théroigne mit einem Gardisten auf der Terasse der Feuillants. Sie erkannte ihn. Vom ritterlichen Standpuncte aus hätte sie ihn beschützen und vertheidigen sollen, weil er sie immer verhöhnt und beleidigt hatte; aber von dem damals herrschenden Gesichtspuncte aus war es ihre Pflicht, den öffentlichen Feind, ob er gleich auch ihr persönlicher Gegner war, zu vernichten. Ein Commissär, der auf eine Bank gesprungen war, versuchte die Menge zu beruhigen. Théroigne stieß ihn herab, stellte sich hinauf und sprach gegen Suleau. Zweihundert Mann der Nationalgarde vertheidigten die gefangenen Royalisten: man erzwang von der Section einen Befehl, auf jeden Widerstand Verzicht zu leisten. Einer nach dem Andern herbeigerufen, wurden sie von der wüthenden Menge erdrosselt. Suleau soll mehr Muth als alle Andere gezeigt und einem der Würger ein Schwert entrissen haben, um sich Bahn zu brechen. Um diese Scene besser auszuschmücken, behaupten Viele, das Mannweib Théroigne habe mit ihrer Hand diesen starken, kräftigen und von der Wuth der Verzweiflung aufgestachelten Mann niedergesäbelt. Andere sagen, jener Gardist, wel-

cher an seinem Arme Theroigne geführt, habe ihm den ersten Schlag beigebracht, der ihn betäubt zu Boden geworfen; Théroigne und andere Weiber hätten ihn alsdann gliedweise gemordet.

Theroigne's Theilnahme am 10. August, die Krone, die ihr die siegreichen Marseiller zuerkannten, hatten ihre Verbindungen mit den Girondisten, den Freunden der Marseiller, die diese nach Paris hatten kommen lassen, immer fester und fester geknüpft*). Sie schloß sich ihnen fester an nach den Septembermorden, die Danton auf seinem Gewissen hat. Seit dem April 92 hatte sie mit Robespierre gebrochen. Sie besaß den Muth, in einem Kaffeehause in Gegenwart vieler seiner Anhänger laut zu äußern:

„Wenn dieser Mensch fortfährt, alle Welt ohne Beweise der Schuld zu verläumden, dann entziehe ich ihm meine Achtung!"

Als dies am Abende desselben Tages von Collot d'Herbois ironischen Tones den Jacobinern wiedererzählt ward, befand sich Théroigne auf der Zuhörerbühne mitten unter den eifrigsten Anhängern Robespierre's. Trotz aller Anstrengungen, die man machte, sie zurückzuhalten, sprang sie über die Schranke, welche die Tribunen vom Sitzungssaale trennte, durchbrach die feindliche Menge und begehrte, gehört zu werden. Man verstopfte sich die Ohren aus Furcht, aus ihrem Munde eine Lästerung gegen den Gott dieses Tempels

*) Um jene Zeit soll sie ein Liebesverhältniß mit Barbaroux, dem Antinous der Girondisten, angeknüpft haben. E. M. O.

zu vernehmen. Die arme Théroigne ward ungehört hinausgejagt.

Aber trotz ihres Bruchs mit den Jacobinern, blieb sie noch immer populär, geliebt und bewundert von der Menge, auf die ihr Muth und ihre Schönheit einen magischen Eindruck machten. Ihre Feinde ersannen ein Mittel, ihr diesen Zauber zu rauben und sie vor den Augen des Volks herabzuwürdigen durch die feigste Rache, die ein Mann auf eine Frau auszuüben im Stande ist. Eines Morgens, als sie ganz allein auf der Terasse der Feuillants spazieren ging, bildete sich fast auf derselben Stelle, wo am 10. August vor ihren Augen Suleau niedergemetzelt worden war, eine dichte Gruppe, die sie fest umringte, sie umgriff, ihr die Röcke aufhob und sie, nackt wie sie war, mit Ruthenhieben züchtigte wie ein Kind unter dem lauten Jubel der Zuschauer. Ihr Bitten, ihr Schreien, ihr verzweifelndes Geheul verdoppelten das Gelächter der cynischen, grausamen Menge.

— Haut zu, haut zu! schrieen die alten Weiber, die deren Jugend, deren Schönheit beneideten.

Die Unglückliche, endlich freigelassen, fuhr zu schreien und zu heulen fort, weniger aus Schmerz, als aus tiefbeleidigtem Schamgefühl. Gebrochen und getödtet durch diesen Act barbarischer Beleidigung, verlor sie ihren Verstand.

Von 1793 bis 1817, während dieses Zeitraums von vierundzwanzig Jahren, blieb sie verrückt und wüthend in den Mauern der Salpêtrière, heulend wie am ersten Tage ihrer furchtbaren Demüthigung. Es war ein herzbrechendes Schauspiel, dieses schöne, heldenmüthige Weib zu sehen, das mehr und mehr bis zu einem Thiere herabgesunken war,

gleich einer wüthenden Hyäne an den Eisengittern ihres Kerkers rüttelnd, sich selbst zerfleischend mit ihren schmutzigen Nägeln, herabgesunken bis zu jener Stufe des Wahnsinns, daß sie zuletzt ihre eigenen Excremente aß. —

Die Royalisten gefielen sich in dem Glauben, darin eine Rache Gottes zu erblicken.

So starb dieses Weib, dessen verhängnißvolle Schönheit die Revolution in den ersten Tagen ihres Enthusiasmus bezaubert und berauscht hatte, untergegangen in ihrem eigenen Schmutze, am 9. Mai 1817.

Und nur ein einziges Blatt besaß den Muth, mit zwei Zeilen den Tod dieser Circe der Revolution anzuzeigen*).

*) Ein belgischer und ein deutscher Dichter haben dieses Weib zur Heldin eines Gedichts gemacht. Adolph Mathieu schrieb eine „Théroigne de Mericourt,“ Rudolph Gottschalck eine „Lambertine“. — Wer mehr wissen will über diese Frau, findet Aufschluß über sie in meinem „Dolch“ (Narren-Almanach, Jahrgang 1849). E. M. O.

XIV.

Die Vendéerinnen im Jahre 90 und 91.

In dem Augenblick, wo die Ausgewanderten, den Feind an der Hand führend, ihm am 24. und 25. August, am Jahrestage der Pariser Bluthochzeit, die östlichen Grenzen Frankreichs geöffnet hatten, war im Westen der Krieg der Vendéer ausgebrochen.

Sonderbar! Dies geschah am 25. August, an jenem Tage, wo der Bauer der Vendée die Revolution angriff, jene Revolution, die, in ihrer großmüthigen Parteilichkeit, den langen Prozeß der Jahrhunderte zu Gunsten des Bauernstandes entschied und die Rechte des Herrenstandes aufhob ohne Entschädigung.

In demselben Augenblick nahmen alle Nationen, Savoyen, Italien, Belgien, das deutsche Rheinland und die Städte, die deren Thore sind, Nizza, Chambery, Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Mainz, die dreifarbige Fahne an: Alle geizten nach der Ehre, französisch zu werden. Und trotzdem findet sich im Herzen Frankreichs selbst ein dergestalt verblendetes Volk, daß es gegen Frankreich, gegen seine Mutter, gegen das Volk, dem es selber angehört, zu den Waffen greift. Diese armen, unwissenden und verführten Vendéer rufen, ihre weißen Fahnen erhebend: Tod der Nation!

Alles ist geheimnißvoll in diesem Kriege der Vendée.

Es ist ein Krieg der Finsterniß und des Räthsels, ein Krieg der Phantome und unergreifbarer Geister. Im Volke kreisen darüber die widersprechendsten Gerüchte. Nach irgend einer tragischen That langen die abgeschickten Commissäre der Nationalversammlung unerwartet am Orte jener That an und finden die Gemeinde im tiefsten Frieden. Der Bauer ist bei seiner Arbeit. Die Frau sitzt vor der Thür in der Mitte ihrer Kinder und spinnt, den Rosenkranz am Halse. Und der Gutsherr? Man findet ihn bei Tische; er ladet die Abgeordneten ein und trinkt mit ihnen auf das Wohl des Vaterlands. Beruhigt und entzückt kehren die Commissäre nach Paris zurück; doch schon am andern Morgen beginnen die Morde und Brandstiftungen von Neuem ihre Schrecken zu verbreiten.

Vergebens fragt sich die Nationalversammlung, wo und wie der flüchtige Geist des Bürgerkriegs zu fangen, zu ergreifen ist.

Blicken wir näher um uns. Aber wir sehen nichts, als dort unten auf der Steppe, in der Heide, eine graue Schwester, eine Nonne, die niedergebeugten Hauptes dahinschleicht. Weiter unten, zwischen zwei Gehölzen, erblicken wir eine Dame zu Pferde, begleitet von ihrem Diener; sie reitet blitzschnell, überspringt die Gräben, verläßt die Fahrstraße und reitet, unbekümmert, ob ihr Jemand begegnet, querfeldein.

Auf derselben Landstraße wandert, den Korb am Arme, Eier oder Früchte tragend, eine ehrbare Bäuerin. Auch sie eilt, denn auch sie will noch vor Anbruch der Nacht die Stadt erreichen.

Doch wohin geht diese Nonne, diese Dame, diese Bäuerin? Sie gehen auf drei verschiedenen Wegen und langen dessenungeachtet an einem und demselben Orte an. Alle drei pochen an die Thür eines Klosters. Und warum nicht? Die Dame besucht ihre junge Tochter, die hier erzogen wird; die Bäuerin verkauft hier ihre Waare, die fromme Schwester sucht hier Obdach, nur für Eine Nacht.

Wer will sagen, daß sie gekommen sind, um sich Befehl zu holen vom Priester? Heute ist Keiner da! — Ja, aber gestern war er hier. Doch wer kann es verfänglich finden, wenn er Sonnabends kömmt, um hier die Beichte der Nonnen entgegenzunehmen. Beichtvater und Leiter der frommen Schwestern, leitet er durch sie die Herzen ihrer Beichtkinder. Ihrem gefühlvollen Herzen, ihrer unermüdlichen Zunge vertraut er ein Geheimniß, das alle Welt erfahren soll, ein falsches Gerücht, das man verbreiten will, ein Signal, nach dem sich Jeder richten soll. Unbeweglich in seiner Zurückgezogenheit setzt er mit Hilfe dieser gleichfalls unbeweglichen Nonnen die ganze Umgegend in Bewegung.

Frau und Priester, da ist Alles, da ist die Vendée, da ist der Bürgerkrieg! Ohne Beistand der Frau vermöchte selbst der Priester nichts!

— Ah, Ihr Räuberinnen! rief eines Abends ein republikanischer Anführer, in einem Dorfe angelangt, in welchem die Frauen allein zurückgeblieben waren zu einer Zeit, als dieser schreckliche Krieg das Leben so vieler Männer verschlungen hatte. Ihr Weiber, sagte er, seid an allem Unglück schuld. Ohne Euch Frauen stände die Republik schon lange fest! Geht, Ihr Alle, Alle sollt

sterben. Morgen schießen wir Euch nieder, und übermorgen kommen Eure Männer, die Räuber, um uns dafür niederzuschießen *).

Er schoß sie nicht nieder, diese Frauen. Aber er hatte ein wahres Wort gesagt. Er kannte die geheime Ursache, die Triebfeder des Bürgerkrieges, besser als jeder Andere; denn dieser republikanische Officier war Priester gewesen und hatte seine Kutte abgeworfen: er wußte, daß jedes Werk der Finsterniß nur durch das tiefinnige Einverständniß zwischen Frau und Priester gelingen könne.

Denn die Frau ist das Haus; aber sie ist auch mehr als dies allein: sie ist Kirche und Beichtstuhl. Dieser düstere Eichenschrank, wo die Frau, knieend unter Thränen und Gebeten, den fanatischen Funken empfängt und mit sich forträgt, dieser Beichtstuhl ist der wahre Heerd des Bürgerkriegs.

Und außerdem ist die Frau das Bett, der mächtige Einfluß der ehelichen Gewohnheiten, die unbesiegbare Gewalt der Seufzer und Thränen. Der ermüdete Mann ist eingeschlafen. Sie aber, sie schläft nicht. Sie dreht und wendet sich so lange, bis er aufweckt. Sie stöhnt, sie seufzt, sie weint. — Was hast du wieder? fragt der Mann. — Ach, unser guter König sitzt gefangen im Tempel! Sie haben ihn geohrfeigt, wie die Pharisäer unsern Herrn und Heiland Jesus Christus! Und wenn der Mann, nachdem er sie beruhigt, wieder einzuschlafen versucht, weckt sie ihn von Neuem mit den

*) Wörtlich aus den Denkwürdigkeiten der Frau von Sapinaud. E. M. O.

Worten: Man sagt, man wolle die Kirche verkaufen und das Pfarrhaus! Fluch Jedem, der's zu kaufen wagt!

Und auf diese Weise hatte jedes Haus, jede Familie in der Vendée einen glühenden, eifrigen, unermüdlichen, keineswegs verdächtigen, aufrichtigen und naiv-leidenschaftlichen Prediger der Contre-Revolution, einen Prediger, welcher weinte und litt und kein Wort sprach, dem nicht anzuhören war, daß ihm dabei das Herz brach.

So begann sich, nach und nach, dieses grenzenlose Unglück, diese grausame Scheidung, zu offenbaren. Die Frau ward das Hinderniß und der Widerspruch des revolutionären Fortschritts, den der Mann begehrte.

Dieses Factum, das ernsteste und schrecklichste jener Epoche, war bisher wenig oder gar nicht bemerkt und hervorgehoben worden.

Das Eisen zerschnitt den Lebensfaden vieler Männer. Dies aber war nicht das Schlimmste. Weit schlimmer noch war jenes unsichtbare Eisen, das die Bande der Familie zerschnitt und das Weib zum Gegner ihres Mannes machte.

So war es gegen 92. Die Frau ward, sei's aus Liebe zur Vergangenheit, Macht der Gewohnheit, sei's aus Schwäche des Herzens und aus leider nur allzu natürlichem Mitleid für die Opfer der Revolution, sei's endlich aus Abhängigkeit und Gehorsam für den Priester, der nimmer ruhende, ewig klagende Anwalt der Contre-Revolution.

Es war auf dem materiellen Gebiete der Erwerbung der Nationalgüter, auf dem sich hauptsächlich der moralische Kampf zwischen Mann und Frau entspann.

War dies eine materielle Frage? Man kann Ja und Nein sagen.

Für die Revolution war es eine Frage auf Leben und Tod. Da die Abgabe nicht einging, blieb ihr kein anderes Mittel, als der Verkauf der Nationalgüter. Wenn dieser sich nicht verwirklichte, dann war sie entwaffnet und den Gefahren der Invasion bloßgegeben. Das Heil der moralischen Revolution, der Krieg der Principien, beruhte auf der finanziellen Revolution.

Kaufen ist ein bürgerliches Geschäft, eine Sache der Hoffnung und des Vertrauens. Jeder Kaufende gab zu erkennen, daß er sich und sein Gut dem Gefahr laufenden Staatsschiff anvertraue und entschlossen sei, darauf zu landen oder unterzugehen. Der gute Bürger kaufte, der schlechte hingegen verhinderte zu kaufen.

Auf der einen Seite die richtige Zahlung der Abgaben, auf der andern Seite den Verkauf der Nationalgüter verhindern, der Revolution alle Lebensmittel abschneiden und sie sterben lassen durch Hunger: das war der sehr einfache und ganz gut berechnete Vorsatz der kirchlichen Partei.

Der Edelmann zog den Fremden heran und der Priester verhinderte, daß man sich gegen den heranrückenden Feind vertheidige. Dieser entwaffnete, Jener erdolchte Frankreich.

Wodurch war's dem Priester möglich gemacht, das Rad der Revolution zu hemmen? Dadurch, daß er sie in den Schooß der Familie überpflanzte, die Frau dem Manne gegenüberstellte, indem er mit Hilfe der Frau die Börse des Mannes zu den Bedürfnissen des Staates schloß.

In diesem Sinne arbeiteten vierzigtausend Kanzeln,

hunderttausend Beichtstühle — eine ungeheure Maschine, von unberechnenbarer Kraft, ohne Schwierigkeit ankämpfend gegen die revolutionäre Maschine der Zeitungspresse und Clubbs, denen nun ihrerseits, wenn sie siegen wollten, kein anderer Ausweg blieb, als den Schrecken zu Hilfe zu rufen.

Der kirchliche Schrecken hatte schon 89, 90, 91 und sogar schon 92 in den Predigten und Beichten gewüthet. Die beichtende Frau wurde gebeugt, erschreckt, zerknirscht nach Hause geschickt. Von allen Seiten hatte ihr der Priester nichts als Hölle und ewige Flammen gezeigt. Man konnte nichts mehr thun, ohne sich dafür verdammt zu sehen. Der Priester hatte ihr gerathen, dem Gesetze den Gehorsam aufzukündigen und der Revolution keine Abgabe zu zahlen. Wer anders handelte, war verdammt. Aber die Tiefe dieses Abgrunds, der Schrecken der Qualen ohne Heilmittel, die spitzeste Kralle des Teufels war Jenem bestimmt, der sich so weit vergaß, Nationalgüter anzukaufen. Wie hätte die Frau es wagen sollen, mit einem solchen Menschen fortzuleben? Sein Brot war ja nur Asche! Welche Frau hätte den Muth gehabt, noch länger das Bett eines solchen Verstoßenen zu theilen?

Wer ist im Stande zu sagen, auf wieviel Arten der Mann verfolgt, bedroht und gequält ward von Seite seiner Frau, kein Nationalgut zu kaufen!

Und so kam's, daß der Verkauf dieser Güter dem Staate wenig einbrachte. Keiner wollte sie sich aneignen, weil seine Frau ihm tausendmal wiederholte: es ruhe der Fluch der Kirche darauf.

So standen die Sachen in fast ganz Frankreich, vor

Allem aber in der Vendée, in Anjou, in Maine und in der Bretagne, überall, wo die Frau mit dem Priester eng verbunden war. Das Weib verhinderte den Mann, Nationalland zu kaufen. Diese vom Bauer so sehr erwünschte und seit Jahrhunderten erstrebte Erde war in dem Augenblick, wo der Staat sie ihm gewährte, nicht vorhanden für ihn, weil die Frau ihn, im Namen Gottes, vom Ankaufe derselben zurückhielt.

Nach unserer Ansicht waren die Frauen noch aufrichtiger, noch heftiger fanatisch als die Priester selbst. Sie rissen Jene fort, die sie zu leiten schienen. Die Frauen waren es, welche ihre Beichtväter beherrschten und ihre Männer in den Bürgerkrieg trieben.

Der Bauer, der bis 1789 mit der Kirche, wegen des Zehnten, in beständigem Kriege gelegen hatte, stand jetzt auf der Seite des Priesters. Wer hatte ihn so schnell ausgesöhnt? Die Revolution selbst, indem sie den Zehnten aufhob. Durch diese mehr großherzige als politische Maßregel gab sie dem Priester all' seinen ganzen Einfluß auf das Land wieder. Hätte der Zehnten fortbestanden, nie hätte der eigennützige Bauer seiner Frau nachgegeben, nie hätte er die Waffen gegen die Revolution ergriffen.

Die widerspenstigen Priester kannten vollständig den Zustand der ihnen ergebenen Landbevölkerung, das tiefe Schmerzgefühl der Frauen, die düstere Empörung der Männer. Und daraus schöpften sie große Hoffnungen und unternahmen es, ihre Hoffnungen dem Könige mitzutheilen. In einer Menge von Briefen die sie im Frühjahre 92 theils selber schrieben, theils schreiben ließen, ermuthigen sie ihn,

standhaft zu bleiben, keine Furcht vor der Revolution zu haben und jede Maßregel, welche Thron oder Kirche gefährden könnte, durch das constitutionelle Hinderniß, durch sein Veto, zu beseitigen. In allen Tonarten und nach den verschiedenartigsten Beweisgründen predigt man ihm Widerstand gegen das Andrängen der Revolution. Bald sind es Bischofsbriefe, angefüllt mit Phrasen von Bossuet: Sire, Sie sind der allerchristlichste König . . . erinnern Sie sich Ihrer glorreichen Vorfahren... was hätte Ludwig der Heilige gethan? Bald sind es Briefe, geschrieben von frommen Schwestern oder in deren Namen. Diese klagenden Tauben, herausgerissen aus ihrem Klosterneste, verlangen vom Könige die Erlaubniß, darin bleiben, darin sterben zu dürfen. Sie wollen, anders ausgedrückt, daß der König die Vollstreckung der Gesetze, die sich auf den Verkauf der Kirchengüter beziehen, aufhalte.

Die kühnsten Briefe aber kommen vom Priesterstande. „Sire," schreibt Einer, „Sie sind ein frommer Mann. Wir haben dies nicht vergessen. Sie werden thun, was Sie können. Aber Zeit ist es, daß Sie erfahren, was Sie nicht zu wissen scheinen: das Volk ist müde der Revolution. Sein Geist hat sich geändert... sein frommer Glaube ist zurückgekehrt ... Kirchen und Beichtstühle werden wieder besucht. Den Liedern der Revolutionen sind die Gesänge der Kirche gefolgt. Das Volk ist auf unserer Seite!"

Einer dieser Briefe, ganz geeignet, den König zu täuschen*), zu ermuthigen und ihn desto schneller an den Ab-

*) All' diese Briefe werden noch jetzt in den National-

grund zu drängen, ist der, den die in Angers vereinigten Priester, welche den Eid zu leisten sich geweigert, am 9. Februar 92 an Ludwig XVI. geschrieben. Offen und kühn verkündigt er den Bürgerkrieg. Sie brüsten sich mit einer Armee, mit einer Jacquerie von Bauern, die zu ihrer Verfügung steht. Diese blutigen Zeilen scheinen niedergeschrieben von der Hand, von dem Dolche Berniers, eines jungen Pfarrers zu Angers, der, mehr als jeder Andere, die Vendée in Gährung gebracht, sie durch Verbrechen besudelt, durch seinen Ehrgeiz gespalten und zu seinem eigenen Vortheile ausgebeutet hat.

„Man sagt," heißt es in jenem Briefe, „daß wir die Bevölkerung aufreizen. Wir thun aber gerade das Gegentheil. Was würde aus dem Königreiche, wenn wir das Volk nicht zurückhielten? Ihr Thron würde sich dann nur auf einen Haufen von Leichnamen und Trümmern stützen. Sie wissen, Sire, Sie wissen es zu gut, was ein Volk, das sein Vaterland liebt, zu thun im Stande ist. Aber Sie wissen nicht, was dieses Volk im Stande sein wird, wenn man ihm seine Religion, seine Tempel, seine Altäre anzutasten oder zu zertrümmern wagt."

In diesem Briefe liegt eine kühne Drohung. Dieses Va-tout eines Priesters ist, man merkt es, sein letzter Schrei vor dem Bürgerkriege. Er zögert nicht, die geheime Ursache seiner Verzweiflung zu offenbaren: den Schmerz, losgerissen

---

Archiven, im Eisenschrank, C. 37, enthaltend alle Papierschaften des gegen Ludwig XVI. geführten Prozesses, aufbewahrt.
E. M. O.

zu werden von Jenen, deren Gewissen er leitet. „Man wagt es, fährt dieser Brief fort, jene Mittheilungen zu unterbrechen, welche die Kirche nicht allein erlaubt, sondern ausdrücklich vorschreibt.“

Diese Propheten des Bürgerkrieges waren ihrer Sache nur zu gewiß. Sie liefen nicht Gefahr, sich zu täuschen, indem sie voraussagten, was sie selber thun würden. Die Haushälterinnen und Wirthschafterinnen der Pfarrer und anderer Priester waren die Ersten, die mit mehr als ehelicher Heftigkeit gegen die beeidigten Priester losbrachen. In Servan, bei Saint-Malo, kams zu einer wahren Weiber-Meute. Im Elsaß war die Haushälterin eines Pfarrers die Erste, welche die Sturmglocken läutete, um Jagd zu machen auf die Priester, welche den Bürgereid geleistet hatten. Die Frauen der Bretagne lauteten nicht, aber sie schlugen zuerst los. Mit Besen bewaffnet stürmten sie in die Kirche und jagten den beeidigten Priester vom Altare weg. — Noch weit sicherere Schläge wurden von den Nonnen geführt. Die Ursulinerinnen brüteten in den ihrer Leitung anvertrauten Mädchenschulen den Krieg der Chouans aus. Die Filles de la sagesse, deren Mutterhaus sich zu Saint-Laurent, bei Montagu befand, bliesen den Funken zur Flamme an. Diese frommen Krankenpflegerinnen impften Jedem ihrer Patienten die Wuth gegen den tollen Hund der Revolution ein.

— Laßt sie laufen, sagten die Philosophen, die Freunde der Duldung. Laßt sie weinen und schreien und ihre alten Kirchenlieder abheulen. Was kann das uns schaden?

Ja, aber tretet Abends in diese Dorfkirche ein und seht

wie das Volk hineinströmt. Hört Ihr diese Gesänge und schaudert Ihr nicht? Diese alten Litaneien und Hymnen werden durch die Art und Weise, wie man sie singt, eine andere Marseillaise. Und dieses „Dies irae", mit Wuth gebrüllt, was ist es anders als ein Gebet des Mörders, ein Ruf an die ewigen Feuer göttlicher Rache?

— Laßt sie gewähren, sagte man, sie singen, aber thun nichts!

Und unterdessen sammelten sich große Haufen. Im Elsaß versammelten sich achttausend Bauern, um zu verhindern, daß man die Gerichtssiegel lege auf ein Kirchengut. Diese guten Leute, sagte man, hatten freilich keine andere Waffe, als ihren Rosenkranz. Andere aber hatten sie Abends, als der constitutionelle Pfarrer, nach seiner Behausung heimgekehrt, Steinwürfe erhielt durch die Fensterscheiben.

Man wandte nicht kleine, schüchtern angelegte Intriguen, sondern kühn und keck die gröbsten Mittel an, um den Fanatismus der Leute anzufachen: man schenkte ihnen Irrthum und Mord in vollen Zügen ein. Die gute Jungfrau Maria erschien und verlangte, daß man jeden Feind der Kirche ihres gekreuzigten Sohnes tödte. In Apt und Avignon bewegte sie sich, that Wunder und erklärte, sie wolle nicht länger in den Händen der Constitutionellen bleiben, und man entriß sie nach blutigem Kampfe der Hand des beeidigten Priesters. In der Provence aber ist zu viel Sonne. Die Jungfrau erschien lieber in der Vendée, in den Nebeln, in den dichten Gestrüppen, in den undurchdringlichen Hecken. Sie benutzte den alten localen Aberglauben und zeigte sich

auf drei verschiedenen Orten und immer in der Nähe einer alten druidischen Eiche. Aber ihr Lieblingsaufenthalt war jenes Saint-Laurent, von wo die „Töchter der Weisheit“ die Wunder der heiligen Jungfrau und ihren Ruf nach Rache verbreiteten.

Alle diese Vorbereitungen zum Bürgerkriege, dies tiefe Einverständniß der Frauen mit den Priestern, der Priester mit dem Könige und des Königs (damals blos vorausgesetzt und später erst bewiesen,) mit den Feinden Frankreichs, deren Heere er seit 1791 herbeigerufen, dies Alles verfehlte seine Wirkung nicht. Die constitutionellen Royalisten, welche geglaubt hatten, die Freiheit und das Königthum mit einander auszusöhnen, fanden sich grausam getäuscht durch den König selbst und durch die Geistlichkeit. Gebrochen, machten sie Platz der Gironde, welche das Königthum, und endlich den Montagnards, die den König tödteten, die aber, eben dadurch, im Gefühle des Volks und in dem Herzen der Frauen das gefährlichste Werkzeug der Gegen-Revolution hervorriefen: die Legende Ludwigs XVI.

Drittes Buch.

XV.

Madame Roland (1791—1792.)

Es bedurfte, um die Republik zu wollen, um sie Andern einzuflößen, um sie zu schaffen, nicht blos eines edeln Herzens, eines großen Geistes, es bedurfte außer dieser beiden Eigenschaften noch einer dritten: man mußte jung sein, jene Jugend der Seele, jene Gluth der Leidenschaft, jene Art von Verblendung besitzen, die schon erzeugt glaubt das, was noch in der Seele schlummert. Man mußte den Glauben dazu haben.

Es bedurfte einer gewissen Uebereinstimmung, nicht blos des Willens und der Gedanken, sondern auch der Sitten und Gewohnheiten der Republik: man mußte in sich tragen die moralische Republik, die Einzige, die berechtigt ist, die politische Republik zu gründen. Man mußte, um uns klarer auszudrücken, die Herrschaft über sich selbst errungen haben und seine Freiheit in der Erfüllung seiner Pflichten suchen.

Mehrere Deputirte und Journalisten holten sich nach den Tagen der Erschöpfung und Entmuthigung, in Stunden, in welchen ihr republikanischer Glaube zu schwanken und zu fürchten begann, Muth und Kraft in einem Hause, in dem diese beiden Stützen niemals fehlten. Es war ein kleines

bescheidenes Haus: das brittische Hôtel in der Guénégaud-Straße, in der Nähe des Pont-neuf. Diese düstere Straße, die nach der Rue Mazarine führt, welche noch weit stiller ist, hat keine andere Aussicht als die langen Mauern des Münzgebäudes. — Man stieg drei Treppen hinauf und war jederzeit gewiß, zwei Personen anzutreffen, die sich in ihren Arbeiten gegenseitig unterstützten: Herrn und Madame Roland, die erst kurz vorher von Lyon nach Paris gekommen waren. Im kleinen Salon befand sich ein großer Tisch, an dem beide Gatten schrieben. Die halbgeöffnete Thür, die ins Schlafzimmer führte, zeigte zwei Betten, deren ganzer Luxus in ihrer blendenden Reinlichkeit lag.

Roland war fast ein Sechsziger. Seine Frau zählte sechsunddreißig Jahre und sah noch viel jünger aus, als sie es wirklich war. Roland schien der Vater seiner Frau. Seine Gestalt war groß und mager, seine Miene ernst und leidenschaftlich. Dieser Mann, den man allzusehr dem Ruhme seiner Frau aufgeopfert hat, war ein eifriger Bürger, der sein Vaterland in der tiefsten Tiefe seines Herzens trug, einer jener alten Franzosen von der Race der Vauban und Boisgilbert, die, unter dem vollsten Glanze des Königsthums, den Muth besaßen, ihr Leben der heiligen Idee des allgemeinen Wohls zu weihen. Inspector der königlichen Manufacturen hatte Roland sein ganzes Leben unter Arbeiten und Reisen verlebt, keine andere Sorge als die: Frankreichs Industrie auf jede Weise zu verbessern und zu heben. Er hatte bereits mehrere seiner Reisen und verschiedene Abhandlungen und Denkschriften, die sich auf einzelne Handwerke bezogen, erscheinen lassen. — Seine schöne, muthige

Frau, nicht zurückgeschreckt durch die Trockenheit dieser Gegenstände, copirte, übersetzte und machte allerhand Auszüge für ihn. Die Kunst, Torf zu stechen, die Kunst geschorene Wolle zu verarbeiten, das Wörterbuch der Manufacturen hatten lange Zeit die schöne Hand der Madame Roland beschäftigt, ihre besten Jahre absorbirt und ihr keine andere Zerstreuung, als das Stillen ihres einzigen Kindes gewährt. Eng verbunden mit den Arbeiten und Plänen ihres Gemahls, besaß sie für ihn eine Art töchterlicher Anbetung, die so weit ging, daß sie häufig sogar für ihn kochte, was sie um so mehr für ihre Pflicht hielt, weil der Magen des Greises schwach und von der Arbeit dergestalt angegriffen war, daß er nur leichte Speisen zu verdauen mochte.

Madame Roland mischte sich, wenn die Freunde ihres Mannes kamen, nie unaufgefordert in deren Gespräch. Sie setzte ihre Arbeit fort und sprach nur dann mit, wenn sie dazu veranlaßt ward. Dann aber entwickelte sie die Gründe ihrer Ansicht mit so vielem Geiste, mit so vielem Scharfsinn, daß bald Jeder, der sie hörte, ihrer Meinung war.

Beim ersten Anblick war man versucht, in ihr Rousseau's Julie zu sehen. Aber nur mit Unrecht! Sie war weder Julie, noch Sophie, sie war Madame Roland.

Manon Philippon (so hatte sie als Mädchen geheißen) war die Tochter eines Kupferstechers. Auch sie selbst stach im väterlichen Hause. Ihr frisches Aeußere verrieth die Tochter aus dem Volke. Sie hatte eine schöne, aber keinesweges kleine Hand, einen etwas großen Mund, ein etwas aufgestülptes Kinn, eine schön gewölbte Taille und jenen

Reichthum an Hüfte und Busen, der bei den sogenannten „Damen der höhern Stände" nur zu den Ausnahmen gehört.

Von allen Heldinnen Rousseau's unterschied sich Manon dadurch, daß sie nicht deren Schwächen besaß. Madame Roland war tugendhaft, nicht verweichlicht durch Unthätigkeit und Träumerei, worin die Frauen langsam hinschmachten; sie war im höchsten Grade arbeitsam und thätig. Die Arbeit schützte sie vor Untugend. Auf ihrem schönen ausdrucksvollen Gesichte lagerte, von der Geburt bis zum Tode, das Glühen einer heiligen Idee: Pflicht genannt. Sie selber giebt sich dieses Zeugniß in einem Augenblicke, wo man nicht mehr lügt. — Niemand, sagt sie, hat weniger als ich das Gefühl der Wollust gekannt: jederzeit habe ich meine Sinne zu beherrschen gewußt.

Der leichtsinnige Lebenswandel ihres Vaters, der sich dem Trunke ergeben, hatte sie genöthigt, sich in ein Kloster zu flüchten. Es lag in der Straße Neuve-Saint Etienne, die nach dem Pflanzengarten führt; eine kleine, durch die Erinnerung an Pascal, Rollin und Bernardin de Saint-Pierre berühmt gewordene Straße. In diesem Kloster lebte sie, nicht als Nonne, sondern als Schützling in ihrer stillen Zelle zwischen Plutarch und Rousseau, heiter und muthig in der drückendsten Armuth, mit einer mehr als spartanischen Mäßigkeit. Schon hier fand sie Gelegenheit, sich in den Tugenden der Republik zu üben.

Und so rein sie das Haus am Quai de l'Horloge verlassen hatte, so rein war sie in das Haus ihres Gatten eingetreten, und noch eben so rein saß sie an der Wiege

ihres Kindes, das sie trotz heftiger Schmerzen selber stillt. Und nicht minder rein ist sie in den Briefen, die sie an ihre jungen Freunde schreibt, die ihr zugethan sind mit leidenschaftlicher Freundschaft, die unter Andern bei Bosc nicht ganz frei von Liebe ist. Sie beruhigt sie, sie tröstet sie und erhebt sie über deren Schwäche. Und daher kommt es, daß Keiner von allen ihren Freunden erkaltet und daß Alle ihr treu bleiben bis zum Tode, nicht wie einem Weibe, sondern wie der Tugend selbst, der man ewige Treue geschworen hat.

Einer dieser Freunde weiß sich, mitten in einer Zeit, wo ringsumher Schrecken herrscht, Eingang in ihren Kerker zu verschaffen, und nicht bedenkend die Gefahren, die ihm drohen, aus ihren Händen jene unsterblichen Blätter zu empfangen, die sie in den Mauern ihres Kerkers geschrieben, jene Blätter, worin sie ihr Leben erzählt *).

Er selber, verbannt und verfolgt, durch den Schnee flüchtend, ohne Obdach, rettet diese heiligen Blätter, die er auf seiner Brust mit sich fortträgt, diese Blätter, die ihn vielleicht gerettet haben, weil die Gluth jenes großen Herzens, das sie geschrieben, sich seinem eigenen Herzen mitgetheilt haben mag.

Er war es, derselbe würdige Bosc, der, im Augenblicke des Scheidens sich über sich selbst erhebend, ihr den edlen Rath ertheilt hatte, sich nicht zu vergiften, ihren Tod nicht den Blicken des Volkes zu entziehen, das Schaffot vorzu-

*) Die Memoiren der Madame Roland erschienen erst zwei Jahre nach ihrer Hinrichtung unter dem Titel: „Apel à l'impartiale postérité, Par. an. IV. (1795.)

ziehen, öffentlich zu sterben und durch ihren Muth die Republik und die Menschlichkeit zu ehren. Und sie befolgt seinen Rath und schreitet mit ruhig-lächelnder Miene, Hand in Hand mit ihrem finstern Gemahle, umgeben von jener Gruppe junger, vorwurfsfreier Freunde, wie Bosc, Champagneur*) und Bancal des Issarts, der Unsterblichkeit zu.

Neidische Menschen, die nicht fähig sind, an eine vollkommene Tugend zu glauben, haben sich bemüht, irgend eine Schwäche, irgend einen Fehltritt in dem Leben dieser Frau aufzusuchen, und diese Leute haben ohne den mindesten Grund, ohne irgend ein trifftiges Anzeichen, zu behaupten gewagt, sie habe am Ende des Dramas, im Momente ihres höchsten Aufschwungs, mitten unter den Schrecken und Gefahren der Septembergräuel, Zeit und Muth gefunden, Galanterien anzuhören und sich lieben zu lassen. Das Einzige, was diese Verläumder in Verlegenheit setzt, ist, daß Keiner von ihnen den Namen des begünstigten Liebhabers zu nennen weiß**).

Noch einmal gesagt: Nichts ist da, wodurch sich jene Verläumdung beweisen ließe. Madame Roland war immer

---

*) Champagneur gab ihre gesammelten Schriften unter dem Titel „Oeuvres de Manon Jeanne Philippon Roland" in drei Bänden heraus. In dieser Sammlung findet sich auch ihr Bild. Eine deutsche Uebersetzung ihrer Werke erschien, von L. F. Huber veranstaltet, in Leipzig.

**) Weit entfernt, den Nimbus der Madame Roland verkleinern zu wollen, sei es uns erlaubt, an ein zu jener Zeit vielverbreitetes Gerücht und an den Antinous der Gironde, an Charles Barbaroux, zu erinnern. E. M. O.

unbeschränkte Herrin ihres Willens, ihrer Handlungen. — Aber hatte diese starke und dennoch leidenschaftliche Seele niemals eine Versuchung zu bestehen? Diese Frage ist eine ganz andere, und ohne Zaudern beantworten wir sie durch: Ja!

Diese bis jetzt noch wenig aufgeklärte Thatsache ist eine keineswegs unwichtige Episode aus ihrem Privatleben. Diese Thatsache übte im Jahre 91 auf Madame Roland einen tiefen Einfluß aus, und die mächtige Thatkraft, die sie seit jener Zeit entwickelte, würde Manchem weit weniger erklärbar sein, zeigte man ihm nicht nackt und ungeschminkt die geheimen Ursachen, die damals jene Seele bewegten, welche bis dahin ruhig und stark, aber nur stark in und durch sich selbst, ohne Thätigkeit nach Außen gewesen war.

Im Jahre 89 hatte Madame Roland arbeitsam, unbemerkt, in ihrer öden, traurigen Hecke zu La Platière, in der Nähe von Villefranche, nicht weit von Lyon gelebt. Hier hört sie, wie ganz Frankreich, die Kanonen der Bastille. Ihr Busen schwellt, ihr Herz erhebt sich. Das wunderbare Ereigniß scheint alle Träume ihrer Jugend, Alles zu verwirklichen, was sie von den alten Helden gelesen und sich eingebildet hatte. Mit Einem Male hat sie ein Vaterland. Die Revolution breitet sich über ganz Frankreich aus. Lyon, Villefranche, die ganze Umgegend, das Land und die Dörfer erwachen. Das Verbrüderungsfest ruft die Hälfte des ganzen Königreichs, alle Abgeordneten der Nationalgarde von Corsika bis Lothringen, nach Lyon. Seit frühem Morgen steht Madame Roland in unbeschreiblicher Extase auf dem wunderbar schönen Rhone-Quai, sich berauschend an diesem Volke, an dieser Brüderlichkeit, an dieser glänzenden Mor-

genröthe einer neuen, über ganz Frankreich heraufgezogenen Zukunft. Am Abende desselben Tages schreibt sie ihren Bericht darüber für ihren Freund Champagneux, einen jungen Mann von Lyon, der ohne Vortheil, blos aus reiner Vaterlandsliebe, ein Journal schrieb, an welchem sie Mitarbeiterin war*). Von der Nummer, in welcher ihr Bericht (ohne ihren Namen) erschien, wurden sechszigtausend Exemplare verkauft. All' diese Nationalgarden tragen, nach ihrer Heimath zurückkehrend, ohne es zu wissen, die Seele der Madame Roland, deren begeisterte Liebe für das Vaterland mit sich fort.

Und auch sie kehrte heim; nachdenkend in ihrer Einsamkeit, die ihr jetzt, viel mehr als bisher, trocken, dürr und unheimlich vorkam. Wenig geeignet für die technischen Arbeiten, die zu jener Zeit ihren Gatten beschäftigten, las sie, um sich zu beschäftigen und zu zerstreuen, den interessanten Proces verbal der Wähler von 89, die Revolution des 14. Juli, die Erstürmung der Bastille.

Der Zufall fügte es, daß einer dieser Wähler, Bancal des Issarts, an die Rolands empfohlen war und einige Tage in ihrem Hause verlebte. Bancal, Sohn einer Fabrikantenfamilie, die sich von Montpellier nach Clermont übergesiedelt hatte, war dort Notar gewesen; erst vor Kurzem hatte er diese einträgliche Stellung aufgegeben, um sich uneingeschränkt den Studien seiner freien Wahl, den staatswissenschaftlichen und menschenfreundlichen Bestrebungen, den

*) Dieses Blatt war der „Courrier de Lyon“.
E. M. O.

Pflichten des Bürgers zu widmen. Ungefähr vierzig Jahre alt, besaß er nichts Glänzendes, aber ungemein viel Milde, ein gutes, mitleidiges Herz. Er hatte eine sehr religiöse Erziehung genossen und nachdem er einen politisch-philosophischen Abschnitt, den Nationalconvent, und eine lange Gefangenschaft in Oesterreich zurückgelegt hatte, starb er in tiefster Frömmigkeit über der Bibel, die er in hebräischer Sprache zu lesen versuchte.

Bancal ward durch einen jungen Arzt, Lanthenas, einen Freund der Rolands, nach La Platière gebracht, wo er selber ganze Wochen, ganze Monate zubrachte, um mit ihnen und für sie zu arbeiten und deren Aufträge zu besorgen. Lanthenas Milde, das gefühlvolle Wesen Bancals, die ernste und dennoch feurige Güte ihres Gemahls, ihre gemeinschaftliche Liebe zu allem Guten und Schönen, ihre Anhänglichkeit an diese Frau, die ihnen das Bild jeder Vollkommenheit war, das Alles bildete natürlicherweise eine vollständige Harmonie. Sie vertrugen sich so gut, daß sie sich fragten, ob sie nicht so mit einander fortleben könnten. Von welchem dieser drei Männer diese Idee ausging, man weiß es nicht; doch so viel ist gewiß, daß sie von Roland mit Wärme aufgefaßt, mit Eifer festgehalten ward. Beide Gatten konnten, wenn sie Alles, was sie besaßen, zusammennahmen, vielleicht sechszigtausend Francs herbeischaffen. Lanthenas hatte zwanzigtausend oder etwas mehr, wozu dann noch an hunderttausend von Bancal's Seite hinzukamen. Dies zusammen machte eine ziemlich runde Summe, die den Freunden erlaubte, Nationalgüter, welche damals zu Spottpreisen zu haben waren, für gemeinschaftliche Rechnung anzukaufen.

Es giebt nichts Rührenderes, nichts Würdigeres und Anständigeres als jene Briefe, welche Roland in Bezug auf dieses Vorhaben an Bancal schrieb. Dieses edle Vertrauen, dieser Glaube an Freundschaft und Tugend, giebt uns einen hohen Begriff von Roland und seinen beiden Freunden.

„Kommen Sie, mein lieber Freund, kommen Sie, schreibt er. Ach, warum säumen Sie? Sie kennen mein Haus und mich und wissen, daß man in meinem Alter sich nicht ändert. Wir, meine Frau und ich, predigen Vaterlandsliebe; auch der Doctor thut seine Schuldigkeit. Meine Frau ist die Apothekerin der Armen des Cantons. Wir Beide, Sie und ich, werden die andern Geschäfte besorgen.“

Die große Aufgabe Rolands war die, die Bauern der Umgegend aufzuklären und ihnen das neue Evangelium zu predigen. Trotz seines Alters ein bewundernswerther Fußgänger begleitete er seinen Freund Lanthenas häufig bis nach Lyon, unterwegs überall ausstreuend das Samenkorn der Freiheit. Der edle Mann hoffte in Bancal einen würdigen Hülfsgenossen, einen neuen Missionär zu gewinnen, dessen mildes, salbungsvolles Wort Wunder wirken würde. Gewohnt, den uneigennützigen Eifer des jungen Lanthenas zu sehen, der Madame Roland in ihren menschenfreundlichen Bestrebungen unterstützte, kam es ihm nicht in den Sinn, zu ahnen, daß Bancal, älter und ernster als Lanthenas, etwas anderes als Frieden bringen könne in das ihm gastfreundlich geöffnete Haus. Er hatte vergessen, daß seine Frau, die er so innig liebte, ein Weib war, während er in ihr nur den unwandelbaren Gefährten seiner

Arbeiten sah. Madame Roland, arbeitsam, mäßig, frisch und züchtig, mit ihrem durchsichtig reinen Teint, mit ihrem festen, klaren Blick, war, Alles in Allem, das beruhigendste Bild der Kraft und Tugend. Mit der Anmuth des Weibes verband sie den Geist und das stoische Herz eines Mannes. Viel eher hätte man, ihr gegenüber, die Freunde, die sie umgaben, für schwächliche Frauen halten können: Bancal, Lanthenas, Bosc, Champagneux, sie Alle hatten weiche, fast weibliche Züge. Doch der Allerweiblichste, der Allerschwächste war, durch sein Herz, gerade der, der sich für den Festesten hielt, der ernste, strenge Roland, ein schwacher Greis, dessen Herz mit tiefer Leidenschaft von dem Herzen seiner Frau abhing.

Diese Lage war, wenn auch nicht gefährlich, doch wenigstens voll Kampf und Sturm. Roland glich Rousseau's Volmar, welcher Saint-Preux in die Nähe seiner Julie ruft: er glich der auf den Felsen von Meillerie in Gefahr gerathenen Barke. Er hat — wir glauben es — nicht Schiffbruch gelitten; klüger aber wär's gewesen, sich dieser Gefahr gar nicht auszusetzen.

Das ist's, was Madame Roland selbst in einem ihrer Briefe an Bancal schrieb. Dieser wunderbar unvorsichtige Brief ist, gerade durch seine Unvorsichtigkeit, ein unschätzbares Denkmal der Reinheit, der Unerfahrenheit, der Jungfräulichkeit ihres Herzens geblieben. Man kann ihn nur knieend lesen.

Es giebt nichts Rührenderes, als diesen Brief! Dieser Held war also doch ein Weib! Hier also ist der Augenblick, (der Einzige in ihrem Leben), wo dieser starke Muth sich ge-

beugt fühlt. Der halbgeöffnete Harnisch des Kämpfenden zeigt uns ein Weib mit Clorinden's blutendem Herzen.

Bancal hatte an Roland einen Brief voll zarter Freundschaft geschrieben. Er sprach darin von der beabsichtigten Verbindung. „Sie wird den Reiz unseres Lebens ausmachen, sagt er darin, wir werden Eine Familie bilden von dem Wunsche beseelt, Andern nützlich zu werden.“

Roland, der sich in Lyon befand, schickte diesen Brief an seine Frau. Sie war mutterseelenallein auf ihrem Landgute: die Hitze war, ob man sich gleich schon im October befand, unerträglich. Der Donner grollte und das Gewitter hielt mehrere Tage an; Sturm am Himmel und auf der Erde: in ihrem Herzen wogte der Sturm der Leidenschaft; draußen wüthete der Sturm der Revolution. Alles deutete auf große Unruhen, auf eine Fluth von Ereignissen, bestimmt, manches Herz zu brechen. In diesen großen Augenblicken unheimlicher Erwartung glaubt jeder mit sich selbst abrechnende Mensch, Gott lasse seine mahnenden Donner nur für ihn erschallen.

Madame Roland las den Brief und zerfloß in Thränen. Sie setzte sich an den Tisch, ohne zu wissen, was sie darauf antwortete: sie schrieb von ihrer Unruhe und verbarg ihm sogar nicht, daß sie weine. Wohl war dies mehr als blos Freundschaft. Und doch fand sie in sich den Muth und die Seelenstärke, sich selbst und ihm jede Hoffnung abzuschneiden. „Nein, schrieb sie ihm, ich glaube nicht an Ihr Glück und werde mir nie verzeihen können, es beunruhigt zu haben. Aber ich halte es für Pflicht, Ihnen zu gestehen, daß Sie Ihr Glück an Mittel und Aussichten knüpfen, die ich für

falsch halte, an eine Hoffnung, die ich Ihnen untersagen muß." — Alles Uebrige, was sie ihm schreibt, ist ein rührendes Gemisch von Tugend, Leidenschaft und Seelenkampf. Von Zeit zu Zeit entschlüpft ihr ein wehmüthiger Gedanke und ein düsteres Vorgefühl ihrer Bestimmung. — „Wann werden wir uns wiedersehen? — Das ist die Frage, die ich oftmals an mich richte, ohne daß ich sie zu beantworten wage. — Wozu auch versuchen, in die Zukunft zu schauen, welche die Natur uns wohlweislich verhüllt hat? — Lassen wir sie also in jenem dichten Schleier, der sie deckt, weil es uns nicht gegeben ist, ihn zu lüften." —

Bancal war klug und ehrlich. Traurig und niedergeschlagen reiste er, trotz des Winters, nach England und blieb dort lange Zeit, länger vielleicht, als Madame Roland selbst es gewünscht haben mag. So inconsequent ist das Frauenherz, selbst das tugendhafteste! Ihre Briefe bieten, aufmerksam durchgelesen, eine seltsame Ebbe und Fluth sich oft widersprechender Gefühle dar. Bald entfernt und bald nähert sie sich wieder. In einzelnen Augenblicken mißtraut sie ihrem eigenen Herzen, bald aber ist sie dessen wieder ganz gewiß.

Wer kann sagen, ob sie nicht eine geheime Freude empfand, als im Februar die Angelegenheiten der Stadt Lyon ihren Gemahl nach Paris riefen, wohin sie ihn begleitete. Trug sie kein Verlangen, in diesem großen Mittelpuncte Bancal wiederzufinden? Aber gerade Paris gab ihren Gedanken eine andere Richtung. Sie wandte ihre Leidenschaft den öffentlichen Angelegenheiten zu. Madame Roland liebte jetzt nichts Anderes mehr als Frankreich. —

Handelte es sich um eine andere Frau, dann würden wir sagen, daß sie durch die Revolution, durch die Republik, durch den Kampf, durch den Tod vor sich selbst gerettet ward. Ihr ernstes Zusammenleben mit Roland ward in Paris noch fester geknüpft durch deren gemeinschaftliche Theilnahme an den Ereignissen der fieberhaft aufgeregten Zeit. Diese Heirath gemeinschaftlicher Arbeit ward eine Heirath gemeinschaftlicher Kämpfe, Anstrengungen und heldenmüthiger Aufopferungen. So geschützt, gelangte sie, rein, unbefleckt, siegreich zum Schaffot und von dort zum Tempel des Nachruhms.

Sie kommt nach Paris im Februar 91, am Vorabende jenes wichtigen Moments, wo die Frage der Republik ihrer Entscheidung entgegengeht. Sie bringt zwei mächtige Bundesgenossen mit: Tugend und Leidenschaft! Die Jugend ihres Geistes, die Frische ihrer Ideen, Eindrücke und Gefühle sind geeignet, selbst die ermüdeten Kämpfer zu verjüngen und von Neuem anzufeuern zur Erreichung ihres großen gemeinschaftlichen Zieles.

Der erste Blick, den Madame Roland auf Paris wirft, macht einen tiefergreifenden Eindruck auf ihr Herz. Die Nationalversammlung flößt ihr Schauder ein: ihre Freunde erregen ihr Mitleid. Ihr scharfes Auge durchschaut dort, wie im Clubb der Jacobiner, alle Charactere: sie sieht die Falschheit, die Feigheit, die Niedrigkeit, mit Einem Wort das Puppenspiel der constitutionellen Partei in ihrer ganzen ekelerregenden Nacktheit. Sie sieht die Ausflüchte, die Umschweife, das unentschlossene Hin- und Herschwanken der Freunde der Freiheit. Sie schont weder

Brissot, den sie liebt, noch Condorcet, den sie für doppelzüngig hält, noch Fauchet, in dem sie nur den Priester sieht. Kaum läßt sie Pétion und Robespierre Gerechtigkeit widerfahren. Die Mäßigung, das Zaudern und Zögern derselben, genügen ihrer Ungeduld nicht. Jung und feurig, verlangt sie Rechenschaft von Allen und will nichts von Aufschub, nichts von Hindernissen hören. Die Frau ermahnt sie, Männer zu sein und als solche zu handeln.

Bei dem traurigen Anblick der kaum geborenen, längst ersehnten und, nach ihrer Ansicht, schon wieder verlorenen Freiheit, vergießt sie blutige Thränen und will nach Lyon zurückkehren.

Wir brauchen (sagt sie am 4. Mai) eine neue Insurrection, oder unsere Freiheit, kaum errungen, ist verloren. Aber ich fürchte, daß es dem Volke dazu an Kraft und Muth gebricht. Selbst der Bürgerkrieg, wie schrecklich er auch immer sein mag, würde dazu beitragen, unsern Character und unsere Sitten neu zu gestalten. — Man muß auf Alles gefaßt sein, selbst auf den Tod ohne Bedauern.

Diese Generation, die Madame Roland so tief gefallen glaubte, besaß dessenungeachtet große, bewundernswürdige Eigenschaften: einen unerschütterlichen Glauben an den Fortschritt, den aufrichtigen Wunsch, das ganze Menschengeschlecht frei und glücklich zu wissen; sie hat durch die Größe der Opfer, die sie diesem Glauben, diesem Wunsche gebracht, die Welt in Staunen gesetzt; zu jener Zeit aber, wohl ist dies wahr! fehlte es ihr noch an Muth zum Handeln; es fehlte ihr — wir nehmen selbst Mirabeau, trotz

seines riesenhaften Talentes, nicht davon aus — der Anstoß des Genie's.

Die großen Männer jener Zeit hatten unendlich viel geschrieben, gesprochen und debattirt. Das Leben all' dieser Männer der Nationalversammlung, die ungeheure Thätigkeit der Zeitungspresse scheint uns ein Problem, ein Räthsel. Die Nationalversammlung hielt tagtäglich zwei Sitzungen, rastlos wie die Sitzungen der Jacobiner und der andern Clubbs, oft bis um Mitternacht; dann die Reden, die für den folgenden Morgen vorzubereiten waren, die Zeitungsartikel, die Geschäfte und Intriguen, die Sitzungen der Ausschüsse, die politischen Verabredungen . . . der ungeheure Anstoß des ersten Augenblicks, die unbestimmte Hoffnung, die sie belebte, hatte ihnen die Kraft verliehen, all' diese Anstrengungen muthig zu ertragen. Dieser Anstoß hatte fortgedauert: überall Arbeit ohne Ende, ohne Grenze. Kein Wunder also, wenn manche dieser Kräfte allmählig erlahmten.

Am 22. Juni, inmitten der allgemeinen Unschlüssigkeit der Parteien, war Madame Roland die Einzige, die nicht zauderte. Sie schrieb und ließ schreiben an die Provinzen, um sie aufzufordern, einfach durch Ja oder Nein zu entscheiden, ob die monarchische Regierungsform beizubehalten sei oder nicht.

Und zwei Tage später bewies sie, daß das Fortbestehen der königlichen Gewalt Ludwigs XVI. unmöglich geworden sei.

Fast Alle noch wichen zurück, schwankten und zögerten. Im Jahre 89, sagte Camille Desmoulins, gab's in ganz

Frankreich nicht mehr als zwölf Republikaner. Im Jahre 91 hatte sich die Zahl derselben, Dank der Flucht des Königs nach Varennes, bedeutend vermehrt, und sehr Viele waren seitdem Republikaner geworden, ohne es zu wissen. Man mußte sie darüber aufklären. An der Spitze dieser Vorhut stand Madame Roland. Sie warf in die unentschlossene Wage das goldene Schwert ihrer Ueberzeugung, ihres Muthes, und die Idee des Rechts. Und so war sie es, von der das Losungswort ausging: Republik!

XVI.

Madame Roland. Fortsetzung.

Zu jener Zeit war Madame Roland, nach ihren Briefen zu urtheilen, viel heftiger, als sie es später zu sein schien. Sie sagt mit nackten Worten:

„Im Verhängniß der Staaten ist der Sturz des Thrones beschlossen. Der König muß gerichtet werden. Grausames Geschick zu denken, daß das Menschengeschlecht nur durch Blut regenerirt werden kann!"

Das Blutbad auf dem Marsfelde*), bei dem Jene, welche die Republik verlangt hatten, am Altare niedergeschossen wurden, schien ihr der Tod der Freiheit. An Robespierre, den sie in Gefahr glaubte, nahm sie den innigsten Antheil. Um eilf Uhr Abends ging sie nach der Rue de Saintonge au Marais, in welcher Robespierre wohnte, um ihm einen Zufluchtsort in ihrer Wohnung anzubieten. Er aber war bei dem Tischler Duplay**). Von ihm gingen Herr und Madame Roland zu Buzot, um ihn zu bitten, Robespierre in der Nationalversammlung zu vertheidigen. Buzot verweigerte dies; Grégoire***) aber, der zugegen war, verpflichtete sich, es zu thun.

---

*) 16. Juli 1791.

**) Rue Saint Honoré Nummer 366.

***) Ehemaliger Bischof von Blois.

Sie waren, wie wir schon früher erwähnt, nach Paris gekommen in Angelegenheiten der Stadt Lyon. Nachdem sie das, was sie gewollt, erreicht hatten, kehrten sie in ihre Einsamkeit zurück. — Bald darauf (am 27. September 91) schrieb Madame Roland an Robespierre einen halb spartanischen, einen ihrer würdigen, aber etwas allzuschmeichelhaften Brief, einen Brief, der, bei aller Schönheit etwas steif, die Absicht und Berechnung, die ihm zu Grunde lagen, nicht verläugnen konnte. Sie war sichtbar betroffen von der wunderbaren Elasticität, mit welcher die jacobinische Maschine, weit entfernt, durch jenen Schlag gebrochen zu sein, sich in ganz Frankreich von Neuem erhob. Sie war sichtbar überrascht von der großen politischen Rolle jenes Mannes, der gleichsam der Mittelpunct, die Seele dieser Maschine war.

Aus ihrem Briefe an Robespierre heben wir nur folgende Stelle heraus:

„Sie haben viel, sehr viel gethan, um jene Principien, die Sie beleben, auch Andern einzupflanzen. Es ist schön, es ist trostreich, sich ein solches Zeugniß geben zu können in einem Alter, in dem so viel Andere noch gar nicht wissen, welche Laufbahn ihnen vorbehalten ist."

Wir wissen nicht, ob und was Robespierre ihr auf dieses Entgegenkommen geantwortet hat. Zwischen den Girondisten und Jacobinern lag ein so großer, nicht zufälliger, sondern natürlicher, angeborener Unterschied, ein so instinktmäßiger Haß wie zwischen Hund und Wolf. Madame Roland namentlich verscheuchte ihn durch ihre glänzenden Eigenschaften. Beide hatten das, was die Menschen gegenseitig näher zu bringen scheint und was, gerade im Gegen-

theil, die lebhaftesten Antipathien in ihnen erzeugt: sie hatten Beide denselben Fehler. Unter dem Heldenmuthe der Einen wie unter der bewundernswürdigen Ausdauer des Andern verbarg sich ihr gemeinschaftlicher Fehler, sagen wir es frei und unumwunden, eine Lächerlichkeit. Beide waren schreibselig, Beide waren geborene Scribefaxe, wie das Volk zu sagen pflegt. Beide haben, Tag und Nacht, lebend und sterbend geschrieben, und selbst in den fürchterlichsten Krisen und schon halb und halb unter dem Messer der Guillotine waren Feder und Styl für Beide der Gedanke, den sie sich halsstarrig in den Kopf gesetzt. Echte Kinder des achtzehnten, vorzugsweise literarischen und belletristischen Jahrhunderts, wie die Deutschen sagen, behaupteten sie diesen Characterzug selbst in den blutigen Trauerspielen eines andern Zeitalters. Madame Roland schreibt, feilt und liebkos't ihre Federzeichnungen, während unter ihren Fenstern die öffentlichen Ausrufer den Tod der Frau Roland verkünden. Robespierre rundet am Vorabende des 9. Thermidors, zwischen dem Gedanken eines Meuchelmords und dem des Schaffots, seine Perioden ab, weniger bekümmert, wie es scheint, um zu leben, als um ein guter Schriftsteller zu bleiben.

Seit jener Zeit liebten sie sich weder als Politiker, noch als Schriftsteller.

Erst 92, als die Macht der Verhältnisse, der Sturz des Thrones, die Girondisten ans Staatsruder gebracht hatten, kamen Herr und Madame Roland wieder nach Paris. In den vergoldeten Sälen des Ministeriums des Innern war Madame

Roland das, was sie in ihrer ländlichen Einsamkeit gewesen war. Mancher aber, der die ernste, steife, männliche Miene, die ihr angeboren war, für Stolz und Hochmuth hielt, ward dadurch ihr Feind. Es ist falsch, grundfalsch, daß sie Anstellungen gegeben. Weit wahrer ist, daß sie nur jene Gesuche, die es verdienten, der Aufmerksamkeit ihres Mannes empfahl.

Die beiden Ministerperioden Rolands gehören mehr der Geschichte als der Lebensbeschreibung an. Nur einige Worte noch über seinen berühmten Brief an den König, in Folge dessen man, gewiß mit Unrecht, die Ehrenhaftigkeit des Ministers und seiner Frau verdächtigt hat.

Roland, republikanischer Minister eines Königs, der sich tagtäglich mehr bei Seite gesetzt fühlte, hatte seinen Fuß in die Tuilerien nur unter der Bedingung gesetzt, daß ein ausdrücklich dazu ernannter Secretär Tag für Tag alle Berathungen, die zwischen ihm und dem Könige gepflogen wurden, Wort für Wort niederschreibe, damit Roland sich im Fall einer Perfidie, die man ihm aufbürden möchte, genau auf die Aussage des Protocolls berufen könne.

Aber dies Versprechen ward nicht gehalten. Der König wollte es nicht. Roland mußte, um sich zu decken, ein anderes Mittel anwenden. Ueberzeugt, daß Oeffentlichkeit die Seele eines freien Staates ist, veröffentlichte er täglich in einem Journale „le Thermomètre" Alles, was im Conseil berathen und beschlossen worden war; außerdem entwarf er, mit Hilfe der Feder seiner Frau, einen Brief an den König, um sich vor ihm und später vielleicht auch dem Volke gegenüber zu rechtfertigen, wenn der König ihn jemals verläugnen sollte.

Dieser Bericht war durchaus nicht vertraulicher Art: er hatte nicht versprochen, ihn geheim zu halten. Er war eben so gut an ganz Frankreich, wie an den König gerichtet, und erklärte mit nackten Worten, Roland habe aus Mangel eines Secretärs und eines Protocolls, das für ihn zeugen könne, seine Zuflucht zu diesem Mittel genommen.

Dieser Brief ward durch ihn an den König geschickt am 10. Juni, an demselben Tage, an welchem der Hof eine neue Mine gegen die Nationalversammlung springen ließ, eine drohende Bittschrift, in welcher im Namen von achttausend sogenannter Nationalgarden treuloser Weise behauptet ward, daß das Herbeirufen von zwanzigtausend Föderirten aus den Departements eine Beschimpfung der Pariser Nationalgarde sei.

Als weder am 11. noch am 12. der König von dem bewußten Briefe sprach, entschloß sich Roland, ihn laut vorzulesen im Staatsrath. Dieses Actenstück, wahrhaft beredt, ist die letzte Protestation einer republikanischen Redlichkeit, die dem Könige die letzte Thür des Heiles zeigt. Es finden sich darin harte, aber doch edle, erhabene Worte.

„Nein, heißt es darin, das Vaterland ist kein leeres Wort: es ist ein Wesen, dem man theure Opfer gebracht, das man sich durch große Anstrengungen geschaffen hat und das man liebt eben so durch das, was es uns kostet, als durch das, was wir von ihm zu hoffen und erwarten berechtigt sind."

Dann folgen wichtige Fingerdeute, nur allzuwahre Weissagungen über die schrecklichen Folgen des Widerstandes, der die Revolution dazu zwingen würde, blutig zu enden.

Dieser Brief hatte den besten Erfolg, den der Verfasser desselben davon erwarten konnte. In Folge dieses Briefes ward Roland von seinem Posten abgesetzt.

In einem andern Buche haben wir die Fehler gezeigt, welche Roland beging, als er zum zweiten Male Minister geworden war: seine Unentschlossenheit, beim Herannahen der Invasion in Paris zu bleiben oder es zu verlassen, die Ungeschicklichkeit, mit welcher man Robespierre durch einen so leichtfertigen Mann, wie es Louvet*) war, angreifen ließ, die unpolitische Strenge, mit welcher man das Entgegenkommen Dantons zurückwies. Hinsichtlich des Vorwurfs, den Verkauf der Nationalgüter nicht genug beschleunigt und Frankreich in so großer Gefahr ohne Geldmittel gelassen zu haben, hatte Roland die größten Anstrengungen gemacht, ihn nicht verdient zu haben; aber trotz allen Drängens von seiner Seite, trotz der dringendsten Aufforderungen, waren die Verwaltungsbehörden der Departements, die in den Händen der Girondisten lagen, taub und unthätig geblieben.

Seit dem September 92 liefen Herr und Madame Roland die größte Gefahr für ihr Leben und für ihre Ehre. Man wagte nicht, sich des Dolches zu bedienen; aber man wendete gegen sie die weit gefährlichere Waffe der Verläumdung an. Im December 1792 kam ein erbärmlicher Ränkeschmied, Namens Viard, zu Chabot und zu Marat, um sie in die Intriguen einer großen girondistischen Verschwörung

*) Es ist dies derselbe leichtfertige, leichtsinnige Louvet de Couvray, dessen Name längst vergessen wäre, hätte er nicht den Leichtsinn gehabt, mitten in den Stürmen der Revolution die „Liebschaften des Faublas“ zu schreiben. E. M. O.

einzuweihen, an welcher Roland und seine Frau Antheil haben sollten. Marat stürzte sich mit der Gier eines Haifisches auf diesen Angelhaken. Chabot, ein leichtgläubiger Tropf, beeilte sich, zu glauben und hütete sich, zu prüfen. Der Convent verlor einen ganzen Tag damit, Alles selbst zu untersuchen, hin und her zu streiten und sich gegenseitig Beleidigungen an den Kopf zu schleudern. Man erzeigte diesem Viard die Ehre, ihn kommen zu lassen, und bald erwies es sich, daß dieser ehrenwerthe Zeuge, auf dessen Aussage Chabot und Marat sich berufen hatten, ein elender Spion war, der abwechselnd bald dieser, bald jener Partei zu dienen pflegte. Man rief und verhörte Madame Roland, die durch ihren Geist und Verstand, durch ihre Worte voll Sinn und Wahrheit, voll Bescheidenheit und Tact die Anklage gegen ihren Mann und sie vollständig entwaffnete. Chabot war zu Boden geschlagen. Marat, wüthend, außer sich, erklärte Abends in seinem „Volksfreunde", das Ganze sei von den Rolandisten angezettelt worden, um die Vaterlandsfreunde hinters Licht zu führen und sie lächerlich zu machen.

Am 2. Juni, als die meisten Girondisten sich entfernten oder verbargen, waren die Rolands, ohne Vergleich, die Tapfersten, die muthig auf dem Schlachtfelde blieben. Madame Roland fürchtete weder Gefängniß, noch Tod; sie bebte vor keiner persönlichen Beschimpfung zurück und um immer freie Gebieterin über ihr Schicksal zu bleiben, begab sie sich keine Nacht zur Ruhe, ohne ein Pistol unter ihr Kopfkissen zu legen.

Auf die Nachricht, daß die Commune einen Verhaftsbefehl gegen ihren Mann erlassen habe, stürzte sie in die

Tuilerien, um die Ankläger desselben zu Boden zu schlagen, die Bergpartei niederzuschmettern durch ihren Muth und ihre Beredsamkeit und dem Convente den Beschluß der Freilassung ihres Gatten zu entreißen.

Mitten in der Nacht ward sie selber festgenommen. Man muß diese ganze Scene in ihren unvergleichlich schönen Memoiren lesen, Memoiren, die uns glauben machen, sie habe sie weniger mit einer Feder als mit dem Dolche Cato's niedergeschrieben.

Nichts that sie, um sich der Gefangennahme zu entziehen. Auch sie brachte man in die Conciergerie in einen Kerker, dicht neben dem der Königin, in jene Gewölbe, die Vergniaud und Brissot erst unlängst verlassen hatten. Hier trat sie ein mit stolzem, ungebeugtem Heldenmuthe, nachdem sie, wie Vergniaud, das Gift, das sie bei sich trug, weggeworfen hatte, fest entschlossen, bei hellem Tage, vor den Augen Aller, so muthig zu sterben, als sie zu leben gewohnt war. Sie glaubte die Republik zu ehren durch ihren unerschütterlichen Muth vor dem Tribunale, und durch die Festigkeit, mit welcher sie die Stufen des Schaffots erstieg.

Die, welche sie in der Conciergerie gesehen, sagen, sie sei während ihres Aufenthalts daselbst schön und heiter, voll Reiz und, trotz ihrer neununddreißig Jahre, jünger, frischer und blühender als je gewesen: in ihren schönen Augen habe die Flamme ewiger Jugend, der magische Zauber ihres Geistes geglüht. Ihre größte Macht lag in der vorwurfsfreien Harmonie ihrer Person und ihrer Rede. Sie fand eine Unterhaltung darin, von ihrem Kerker aus an Robespierre zu schreiben, nicht, um etwas für sich zu erflehen,

sondern ihm gute Lehren zu ertheilen. Das wollte sie auch vor dem Tribunale thun; aber man schloß ihr den Mund: man fürchtete sich, sie anzuhören.

Der Achte, an welchem sie ihr schönes Haupt unter das Alles gleichmachende Messer der Guillotine beugte, war ein kalter Novembertag. Die düstere, ihres Schmucks beraubte Natur harmonirte mit dem trostlosen Zustande der Herzen: auch die Revolution näherte sich mehr und mehr ihrem Winter und sah, um sich blickend, all ihre großen, schönen, stolzen Hoffnungen entblättert und im Schnee begraben. Zwischen den beiden Gärten ohne Blätter langte sie beim Herannahen der Nacht — um halb sechs Uhr Abends — am Fuße der colossalen Bildsäule an, welche, die Freiheit darstellend, dicht an der Guillotine, auf jener Stelle stand, auf welcher sich jetzt der Obelisk von Luxor erhebt, erstieg leicht wie ein Vogel die Stufen des Schaffots und sprach, die Statue der Freiheit anblickend, mit ernster Milde ohne Vorwurf:

— O Freiheit, wieviel Verbrechen begehen sie in Deinem Namen!

In ihr sank der Ruhm ihrer Partei, der Nimbus ihres Gatten. Sie hat, ohne es zu wollen, den Namen ihres Mannes verdunkelt. Und doch war es gerade sie, die seiner antiken, strengen, aber begeisterten Seele volle Gerechtigkeit widerfahren und ihr eine Art religiöser Anbetung angedeihen ließ.

Als sie einen Augenblick daran gedacht hatte, sich vergiften zu wollen, schrieb sie ihm, um sich bei ihm zu entschuldigen, daß sie über ihr Dasein verfügen wolle ohne

dessen Genehmigung. Sie wußte es, daß dieser starke Greis nur eine einzige, fast kindische Schwäche besaß: seine glühende Liebe für sie, die sein Alles war.

Als man sie zum Tode verurtheilt hatte, beunruhigte sie nur Ein Gedanke, der Gedanke an ihn.

— Roland wird sich tödten! rief sie aus.

Man konnte ihm ihren Tod nicht verbergen. Zurückgezogen in der Nähe von Rouen, bei Freundinnen, in deren Hause der Geächtete sich sicher glaubte, entrann er, nachdem er die Hinrichtung seiner Manon erfahren hatte, seinem Schlupfwinkel und wollte, ohne Spur zurückzulassen, ziellos weiter ziehen. Der Greis wäre in dieser Jahreszeit, er fühlte es selbst, nicht weit gekommen. Unterweges begegnete ihm eine elende Kutsche. Mit Hilfe derselben erreichte er gegen Abend die Grenzen der Eure. Da Alles, was Polizei hieß, abgeschafft war, hatten die Straßenräuber freies Spiel. Sie machten die Landstraßen unsicher, plünderten die Pächter und wurden von der Gensdarmerie verfolgt. Das beunruhigte ihn, und bald gab er den Gedanken, den er kurz vorher beschlossen hatte, wieder auf. Er stieg aus, verließ die Fahrstraße und folgte einer Seitenallee, die nach einem Schloß hinführte. Er hielt am Fuße einer Eiche, zog seinen Stockdegen und durchbohrte sich damit. Man fand seinen Namen und ein Blatt, auf das er seine letzte Bitte geschrieben:

A c h t e t d i e U e b e r r e s t e e i n e s t u g e n d h a f t e n M e n s c h e n.

Wir können, bevor wir uns von ihm trennen, nicht widerstehen, ein Portrait zu copiren, welches uns Lémontey von der Frau dieses Mannes hinterlassen hat.

„Ich habe einige Male," schreibt er, „Madame Roland vor 1789 gesehen. Ihr Wuchs, ihre Augen und ihre Haare waren von auffallender Schönheit; ihre zarte, durchsichtige Gesichtsfarbe hatte ein ungemein frisches Colorit, das ihre Züge, voll Rückhalt und Keuschheit, wunderbar verjüngte. Aber jene leichte, gefällige Eleganz der Pariserin, die sie sich in ihren Memoiren zuschreibt, habe ich bei ihr nicht gefunden; ich will damit nicht sagen, daß sie linkisch gewesen sei, weil Alles, was einfach und natürlich ist, seinen eigenthümlichen Zauber hat. Als ich sie zum ersten Male sah, machte sie auf mich den Eindruck von Rousseau's Julie, und als sie zu sprechen begann, wuchs noch mehr meine Illusion. Madame Roland sprach schön, sehr schön. Die Eigenliebe Anderer wollte ihren Reden anhören, daß sie alle vorbereitet seien; das war aber falsch und unwahr. Geist, Scharfsinn, eigenthümliche Ausdrucksweise, pikante Vernunft, naive Anmuth, dies Alles quoll natürlich und ungesucht aus ihren Elfenbeinzähnen und Rosenlippen hervor. Man konnte dem Zauber ihrer Reize nicht widerstehen. — Im Laufe der Revolution habe ich sie nur ein Mal wiedergesehen: es war im Anfange des ersten Ministeriums ihres Gemahls. Auch damals hatte sie noch nichts von ihrer Frische, Jugendlichkeit und Einfachheit eingebüßt; ihr Mann glich einem Quäker, dessen Tochter sie zu sein schien. Um sie her flatterte ihr Kind*), mit langen schwarzen Haaren, die bis zum Gür-

*) Keiner von allen Biographen der Madame Roland erwähnt, was aus diesem Kinde — wir wissen nicht einmal, ob's ein Knabe, ob's ein Mädchen war — nach der Hinrich-

tel herabflossen. Beim Anblick dieser einfachen Familie glaubte man Bewohner Pennsylvaniens, überpflanzt in den Salon des Herrn von Calonne, vor sich zu sehen. Madame Roland sprach nur noch von den öffentlichen Angelegenheiten und ich konnte es ihr anhören, daß meine Mäßigung ihr einiges Mitleid einflößte. Ihre Seele war exaltirt, ihr Herz aber weich und gefühlvoll geblieben. Wiewohl jene blutigen Wirren, welche die Monarchie zerrissen, damals noch nicht statt gefunden hatten, verhehlte sie sich doch nicht, daß die Vorzeichen der Anarchie schon fühlbar zu werden begannen. Sie versprach, dagegen bis zum letzten Hauche ihres Lebens anzukämpfen. Ich erinnere mich des ruhigen und entschlossenen Tones, mit welchem sie erklärte, daß sie, wenn es sein müßte, ihr Haupt aufs Schaffot tragen würde, und ich gestehe, daß das Bild dieses reizenden Kopfes, dem Schwerte des Henkers anheimgefallen, auf mich einen tiefen, unverwischbaren Eindruck gemacht hatte. Und so kam es, daß mich später die wunderbare Festigkeit ihres Characters und die heldenmüthige Art ihres Todes durchaus nicht überrascht hat. Alles in dieser berühmten Frau war tief empfunden, wahr; nichts war in ihr erheuchelt. Madame Roland war nicht blos der stärkste, sondern auch der wahrste Character unserer Revolution. Und schon darum wird die Geschichte sie nicht verurtheilen und jede andere Nationen uns um sie beneiden."

---

tung seiner Mutter, nach dem Selbstmorde seines Vaters geworden ist. E. M. O.

XVII.

Mademoiselle Kéralio (Madame Robert) — (17. Juli 1791.)

Der erste Act der Republik, die berühmte Bittschrift, datirt vom Marsfelde, weder Ludwig XVI. noch irgend einen Andern als König anzuerkennen, dieser am 16. Juli 91, mitten im Volke, am Altare des Vaterlands improvisirte Act wird noch bis zum heutigen Tage aufbewahrt in den Archiven des Seine-Departements. Dieser Beschluß wurde niedergeschrieben vom Cordelier Robert.

Seine Frau (Mademoiselle Kéralio) hatte es am Abende jenes Tages der Madame Roland gesagt. Und auch das Actenstück selbst spricht für ihn. Es ist sichtlich von der Hand Roberts, der auch einer der Ersten war, die es mit unterzeichnet hatten.

Robert war ein dicker, ziemlich schwerfälliger Mann, der — was so häufig der Fall ist! — mehr Gesinnungstüchtigkeit als Talent besaß. Seine Frau dagegen, eine bekannte Schriftstellerin, ein unermüdlicher Journalist, ein rascher, lebhafter, äußerst gewandter Geist, muß ihm wahrscheinlich das Meiste dictirt haben.

Jenes Actenstück aber ist von hoher Bedeutung. Die Jacobiner, denen es damals noch an Muth gebrach, waren damit nicht einverstanden. Selbst der Girondist Brissot, der

den König stürzen wollte, hatte einen andern Entwurf ausgearbeitet, der aber so zahm und schüchtern war, daß die Cordeliers ihn beseitigten. Von den Leitern des Letzteren waren die Einen Morgens arretirt worden, die Andern hatten sich versteckt, um nicht, wie Jene, festgenommen zu werden. Es gab einen Augenblick, wo, Danton, Desmoulins, Fréron, Legendre sich nicht sehen lassend, die untergeordneten Cordeliers, zu denen dieser Robert gehörte, in die erste Linie vorrückten und im Stande waren, die Initiative zu ergreifen.

Die kleine Madame Robert, gewandt, geistreich und stolz (das ist das Bild, das Madame Roland von ihr entworfen hat), vor Allem aber ehrgeizig und ungeduldig, aus der Dunkelheit einer Frau hervorzutreten, welche von ihrer Feder lebt, ergriff diese günstige Gelegenheit beim Schopfe, um sich hervorzuthun. Die kleine Frau — es unterliegt keinem Zweifel — dictirte und der dicke schwerfällige Robert schrieb.

Der Styl verräth den wahren Autor. Die abgebrochenen Sätze dieser Anrede, mehrere Nachlässigkeiten, die kleinen Nadelstiche lassen uns die weibliche Hand nicht verkennen, welche die Feder ihres Mannes geleitet hat.

Madame Roland war am Morgen auf dem Marsfelde gewesen, um sich zu überzeugen, welchen Lauf die Dinge nehmen. Sie kehrte zurück in dem Glauben, daß hier nichts mehr zu thun sei.

Die Cordeliers allein, Herr und Madame Roland an der Spitze, waren auf dem Marsfelde inmitten des Volkes zurückgeblieben und hatten den Muth, diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt zu lassen.

Es sei uns vergönnt, Herrn und Madame Robert, die Urheber jener gewagten Initiative, näher ins Auge zu fassen.

Mademoiselle Louise Felicité Guinemet Kéralio (geboren zu Paris am 25. August 1758) war damals eine Frau von dreiunddreißig Jahren, eine Schriftstellerin, ja sogar eine Gelehrte, erzogen von ihrem Vater, der gleichfalls Schriftsteller und Mitglied der Akademie der Inschriften war. Herr von Kéralio, nebenbei pensionirter Major und Ludwigsritter, hatte 1756 einen Ruf nach Parma erhalten, um am dortigen Hofe, gemeinschaftlich mit Condillac, die Erziehung des Infanten Don Ferdinand zu leiten. Nach Verlauf einiger Jahre wieder nach Paris zurückgekehrt, war er zum Professor der Tactik und bald darauf zum Inspector sämmtlicher Militairschulen, deren Zahl sich damals auf zwölf belief, ernannt worden. Unter seinen Schülern befand sich der junge Corse Bonaparte. — Da Kéralio's Gehalt nicht ausreichend war, seine Familie zu erhalten, schrieb er (weniger aus Neigung als aus Nothwendigkeit) für das „Journal des Savants" und übersetzte Vieles aus den fremden Sprachen, u. A. „Gmelins Reise nach Sibirien". Seine kleine Tochter war kaum siebenzehn Jahre alt, als auch sie anfing, an den Journalen mit zu arbeiten, zu übersetzen und zu compiliren aus andern Zeitschriften. Ein Jahr später debutirte sie mit einem Romane, der „Adelaide", welcher — zu ihrem größten Erstaunen — spurlos vorüberging und, kaum aufgetaucht, ins Meer der Vergessenheit sank. Dann opferte sie zehn Jahre ihres jungen Lebens einer ernsten Arbeit, einer langen ausführlichen Geschichte der Königin Elisabeth von England, einem Werke, reich an Quellenstu-

dium und historischen Forschungen. Aber unglücklicher Weise vollendete sie diese Arbeit erst 1789; da kam sie leider zu spät. Anstatt Geschichte zu lesen, machte man sie in Frankreich. Schnell wandten sich Vater und Tochter den Gegenständen der Zeit, den Fragen des Tages zu. Mademoiselle Kéralio trat selbstständig als Journalistin auf und schrieb das „Journal de l'Etat et du citoyen", das Staats- und Bürger-Blatt. Der alte Kéralio ward, unter Lafayette, zum Lehrer der Nationalgarde ernannt; doch wollte es scheinen, daß weder er, noch sie viel dabei gewonnen habe. Er verlor diese Stelle, von der er lebte, als seine Tochter, gerade zu rechter Zeit, einen Mann fand.

Dieser Mann hieß Pierre François Joseph Robert und war (geboren 1763 zu Gimnée bei Givet) fünf Jahre jünger als seine Frau, was dieser aber eben recht zu sein schien. Robert, der vor Ausbruch der Revolution Advokat gewesen und bald darauf, aus Mangel an Kundschaft, Professor des öffentlichen Rechts geworden war, hatte sich endlich auch auf die Journalistik geworfen. Als solcher redigirte er nun im Vereine mit seiner jungen Frau den „Mercure nationale", der ihm in den Augen des Volkes einige Geltung verschaffte. Als Cordelier war er den Fußtapfen Camille Desmoulins gefolgt und hatte unter andern auch eine Schrift, betitelt: „der Republikanismus auf Frankreich angewendet", erscheinen lassen. —

Auch Madame Kéralio, obgleich adelig von Geburt und erzogen in der Welt der alten Herrschaft, warf sich mit Hals und Kopf in die Strudel der neuen Bewegung. Ihre Verbindung mit Robert führte sie an den brennendsten

Heerd der Pariser Aufregung, in den Clubb der Cordeliers. An dem Tage nun, wo die Häupter dieser Partei, theils arretirt, theils auf der Flucht, auf dem gefährlichen Posten des Altars des Vaterlandes nicht erschienen waren, war sie da, um für sie zu handeln, war sie da, um durch die Hand ihres Mannes den entscheidenden Schlag zu führen.

Die Sache war nicht ganz gefahrlos. Wiewohl Niemand voraussah, was am Abende dieses Tages die Royalisten und Lafayette's Soldaten anrichteten, war das Marsfeld doch schon am Morgen Zeuge einer verhängnißvollen Spielerei, die blutig zu Ende ging.

Die royalistischen Edelleute liebten schlechte Witze. In den „Actes des apôtres" *) und in den andern, in ihrem Solde stehenden Blättern machten sie aus ihren politischen Gegnern unversiegbares Waidwerk, auf das sie Jagd machten in dem Glauben, sie durch faule, spottbillige Späße todt zu hetzen. Jetzt lachten sie schadenfroh über das Verschwinden der Anführer der Cordeliers und über die Prügel, die mancher darunter von der Hand der Lafayettisten erhalten hatte. Selbst die Royalisten der untern Stockwerke, die Ex-Laquais, die Thürhüter, die Perückenmacher, erlaubten sich rohe Späße und spielten den Republikanern manchen Schabernack. Vor Allem waren die Peruquiers, welche durch die Revolution am meisten gelitten hatten, die

*) Dies royalistische Blatt ward von Jean Gabriel Peltier gegründet und von ihm fortgesetzt bis zum 10. August, wo er, aus Furcht vor der Rache des beleidigten Volkes, nach London entfloh. Dort gründete er den „Ambigu", ein Blatt, in welchem er Napoleon verfolgte. E. M. O.

wüthendsten Royalisten. Unter dem ancien régime nothwendige, unentbehrliche Zeugen des „Lever“ und ausgelassener Alkovenscenen, waren auch sie, auf eigene Faust und Rechnung, etwas ausschweifende Wüstlinge.

Einer dieser Lümmel hatte Sonnabend Nachts, am Vorabende des 17. Juli, einen Einfall, der nur im Gehirnkasten eines müßiggehenden Libertins Platz fassen kann, den Einfall nämlich, sich unter die durchsichtigen Bretter des Altares zu verstecken, um allen Frauen, die ihn bestiegen, unter die Röcke zu gucken. Die stolzen Republikanerinnen, die Tribunen in Hauben, die Rednerinnen der Clubbs, die Schriftstellerinnen, sie Alle stiegen hinauf, um von hier aus Reden zu richten ans lauschende Volk. Er dachte es sich possirlich und lustig, zu sehen, was er sehen wollte, um darüber schlechte Witze zu machen. Falsch oder wahr, gleichviel: die hohen Damen liebten es, von den Republikanerinnen das Schlechteste zu glauben und das Lügenhafteste für wahr zu halten, um über sie zu lachen aus vollem Halse; denn der Ton, der in den Salons der Royalisten und selbst im Kreise der hochgestellten Damen herrschte, war mehr als frei: er war geradezu frech. In den Memoiren Lauzun's sieht man mit Erstaunen, was diese, selbst in Gegenwart der Königin, zu sagen sich erlaubten; den Frauen, welche Louvets Faublas und andere noch viel schlimmere Bücher lasen, wären die Beschreibungen jenes Perückenmachers zweifelsohne sehr willkommen gewesen.

Dieser da wollte sich in seinen finstern, unterirdischen Schlupfwinkel nicht allein einsperren; er wollte, um sich besser zu unterhalten, einen Kameraden haben. Er wählte

einen alten Soldaten, nicht weniger königlich gesinnt und ausschweifend, als er selbst es war. Sie nahmen Lebensmittel und ein Fäßchen Wein, zogen Nachts aufs Marsfeld hinaus, hoben eine Leiste heraus und stiegen hinab, nachdem sie dieselbe wieder geschickt eingefügt hatten. Alsdann begannen sie mit Hilfe mitgebrachter Brillen an verschiedenen Stellen bequeme Gucklöcher zu bohren. — Die Nächte im Juli sind kurz. Es begann schon Tag zu werden und noch immer arbeiteten sie. Die Erwartung des großen Tages hatte frühzeitig viel Volk und viel Elend herbeigetrieben mit der Hoffnung, etwas von seiner Waare an den Mann zu bringen. Eine Limonadenhändlerin, die allen Andern zuvorkommen wollte, lauerte bereits in Erwartung auf dem Altare des Vaterlands. Plötzlich fühlt sie unter ihrem Fuße einen Bohrer. Sie hat Furcht und schreit laut auf. Das hört ein Lehrbursche, der sich frühzeitig genug eingestellt hatte, um mit Muße die patriotischen Inschriften zu studiren. Er läuft, um die Wache von Gros-Caillou herbeizurufen. Diese aber will nicht von der Stelle. Er ruft Arbeitsleute mit ihrem Handwerkszeuge herbei; man hebt die Bretter aus und findet die beiden Lümmel, die, tief bestürzt, sich die Miene geben, als ob sie fest eingeschlafen wären. Es stand sehr schlecht mit ihnen: damals scherzte man nicht auf dem Altare des Vaterlands. Ein Officier, der in Brest darüber zu spotten gewagt hatte, mußte diesen Spott mit dem Leben bezahlen. Hier trat noch ein erschwerender Umstand hinzu: sie hatten ihre pöbelhafte Absicht gestanden. Die Bevölkerung von Gros-Caillou bestand größtentheils aus Wäscherinnen, aus rohen, mit Stöcken und Prügeln

bewaffneten Weibern, die mehr als einmal einen Aufstand, eine Emeute auf eigene Faust und Gefahr unternommen hatten. Diese Damen nahmen die Kunde von der ihrem Geschlechte zugedachten Beschimpfung mit höchster Entrüstung auf. Andererseits circulirten unter dem Volke Gerüchte schlimmerer Art: man erzählte sich, die Royalisten hätten ihnen eine lebenslängliche Rente versprochen, um sie zu bewegen, einen Coup auszuführen. Aus dem Weinfäßchen, das von Mund zu Munde lief, ward ein Pulverfaß, ein riesengroßes Pulverfaß gemacht, und daraus der Schluß gezogen, diese beiden Schurken hätten sich nur darum versteckt, um den Altar des Vaterlands mit dem darauf versammelten Volke in die Luft zu sprengen. Die herbeieilende Nationalgarde kann sie nicht länger in Schutz nehmen; man entreißt ihr die beiden Schuldigen; man erwürgt sie; dann schneidet man Beiden die Köpfe ab und trägt sie, um durch deren Anblick die Aristokraten in Schreck zu jagen, auf Piken und unter dem höhnenden Gebrülle des Revolutionsliedes: „Ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne“ nach Paris. Um Neun war man im Palais-Royal.

Einen Augenblick später erließ die Nationalversammlung, bewegt und indignirt, aber geschickt geleitet durch die Royalisten gegen die republikanische Petition, die sie voraussahen und deren Eindrücke sie fürchteten, das Decret, „daß Diejenigen, welche durch Einzel- oder Sammelschriften das Volk zum Widerstande aufreizen, sich des Hochverraths der beleidigten Nation schuldig machen“. Auf diese Weise fand sich die Petition mit dem am Morgen begangenen Meuchelmorde identificirt und der Präsident der Ver-

sammlung, Charles de Lameth, erließ an den Gemeinderath den Befehl, die rothe Fahne aufzupflanzen und die Nationalgarde auf das Marsfeld zu schicken, um dort die Petitionäre der Republik mit Waffengewalt aus einander zu treiben.

Die dort zusammengeströmte Volksmenge hatte sich bis dahin ganz ruhig verhalten. Sie zählte, wie ein Augenzeuge erzählt, weit mehr Frauen als Männer. Unter Denen, welche die Petition unterzeichneten, befanden sich Frauen und Mädchen, die — es war ja Sonntag — am Arme ihrer Männer, Väter und Brüder hier erschienen waren, um, glaubend an die neue Lehre, an dieser großen Volkscommunion theilzunehmen. Wohl gab es Viele unter ihnen, welche die Wichtigkeit jenes Actes, den sie unterzeichneten, nicht begriffen. Gleichviel, sie blieben muthig am Altare des Vaterlands und mehr als Eine unter ihnen hat die Unterzeichnung jenes Actes mit ihrem Blute besiegelt.

Die Zahl der Unterschriften muß in der That sehr beträchtlich gewesen sein. Auf jenen Blättern, die sich bis jetzt erhalten haben, zählt man viele Tausende. Es ist erwiesen, daß viele dieser Blätter verloren gegangen sind. Das letzte Blatt trägt die Seitenzahl 50.

Dieser erstaunenswerthe Eifer, womit das Volk diesen dem Könige und der Nationalversammlung feindlich gesinnten Act unterzeichnete, mußte Letztere in hohem Grade bestürzt machen. Man überreichte ihr eine der Abschriften, welche circulirten, und diese souveräne Versammlung, bis jetzt Richter zwischen König und Volk, gewahrte mit Schrecken, daß sie zu einer Angeklagten herabgesunken war. Jene Zusammenrottung auf dem Marsfelde mußte also um jeden

Preis aus einander gejagt, jene Petition um jeden Preis beseitigt werden.

Sicher war dies der Gedanke, wir wollen nicht sagen der ganzen Versammlung, die sich leiten ließ, wohl aber der Gedanke ihrer Führer. Sie gaben vor, Kunde erhalten zu haben, daß die Volksmasse auf dem Marsfelde beschlossen habe, auf die Versammlung loszurücken (eine Unwahrheit, der von allen Augenzeugen, die noch am Leben sind, widersprochen wird). Es mag sein, daß in dieser zahllosen Menge irgend ein Narr jenen Zug in Vorschlag gebracht; aber Keiner hatte so viel Macht, so viel Einfluß, die Menge zu diesem Schritte fortzureißen. Die Bewohner der umliegenden Dorfschaften, nichts wissend von den letzten Ereignissen, waren nun gleichfalls herbeigeströmt, vor Allen die östliche Bannmeile, die Bevölkerung von Vaugirard, Issy, Sèvres, Saint-Cloud, Boulogne u. s. w. Sie kamen wie zu einem Feste; aber einmal auf dem Marsfelde, hatten sie keine Idee weiter zu gehen; vielmehr suchten sie, weil der Tag sehr heiß war, etwas Schatten unter den Bäumen auf, um auszuruhen.

Gegen vier Uhr langte im Stadthause ein letzter drohender Befehl von Seiten der Nationalversammlung an und gleichzeitig verbreitete sich auf dem Grèveplatze in den Reihen der besoldeten Nationalgarde das derselben Quelle entsprungene Gerücht: Ein Trupp von funfzigtausend Räubern und Mordbrennern, die sich auf dem Marsfelde zusammengerottet habe, sei im Begriff gegen die Nationalversammlung anzurücken.

Die Municipalität konnte nun nicht länger wider-

stehen. Die rothe Fahne wurde aufgepflanzt. Der Maire Bailly stieg leichenblaß auf den Grève-Platz hinab und stellte sich an die Spitze einer Colonne der Nationalgarde. Lafayette schlug einen andern Weg ein.

Wir lassen hier den bisher ungedruckten Bericht eines höchst glaubwürdigen Augenzeugen folgen, der als Nationalgardist mit der Bevölkerung der Vorstadt Saint-Antoine nach dem Marsfelde hinauszog.

„Der Anblick, den dieser ungeheuere, mit zahllosen Menschenmassen angefüllte Platz gewährte, erfüllte uns mit Erstaunen: wir erwarteten eine zur Furie ausgeartete Volksmenge zu erblicken; statt dessen sahen wir nichts Anderes, als friedliche Spaziergänger in Familien-Gruppen, der Mehrheit nach aus Frauen und Kindern bestehend; in der Mitte derselben Leute, welche Lebkuchen, Coco und andere Erfrischungen verkauften. In dieser ganzen Masse sah man keinen Einzigen, welcher bewaffnet war, einige Nationalgardisten ausgenommen, die, in Uniform, ihren Säbel trugen. Die Meisten darunter begleiteten ihre Frauen und hatten durchaus nichts Drohendes, durchaus nichts Verdächtiges. Die Sicherheit war so groß, daß Mehrere ihre Flinten in Pyramidenform aufgepflanzt hatten. Von Neugier angetrieben, gingen Einige bis in die Mitte des Marsfeldes. Bei ihrer Rückkehr befragt, sagten sie, sie hätten durchaus nichts Feindliches bemerkt und nur gesehen, daß man an den Stufen des Altars eine Bittschrift unterzeichne.

Dieser Altar war ein ungeheures Gerüst von hundert Fuß Höhe. Es ruhte auf vier massiven Grundlagen,

welche die Ecken des vasten Vierecks hielten. Diese Grundlagen waren unter sich durch Treppen von so beträchtlicher Breite verbunden, daß ein ganzes Bataillon in Front hinaufsteigen konnte. Auf der Plattform, zu der diese Treppen hinaufführten, erhob sich pyramidenartig, durch eine Masse von Stufen, eine große Fläche, die den Altar des Vaterlands umgab, der von einer Palme umschattet war.

Die auf den vier Seiten angebrachten Stufen boten, vom Fußboden bis zum Gipfel, der durch das lange Umherwandeln und durch die glühende Juli-Hitze ermüdeten Menge Sitze zum Ausruhen dar. Und so kam es, daß bei unserer Ankunft dies große Monument einem lebendigen, von menschlichen Wesen gebildeten Bergrücken glich. Niemand unter uns ahnte, daß dieses zur Feier eines Festes improvisirte Denkmal sich in ein blutiges Schaffot verwandeln sollte."

Weder Bailly noch Lafayette waren blutdürstig. Sie hatten den Befehl ertheilt, nur im Fall des Widerstandes Gewalt anzuwenden. Aber die Ereignisse rissen Alles mit sich fort. Die besoldete Garde (eine Art von Gensdarmerie) durchzog die Mitte des Marsfeldes, als man ihr sagt, am andern Ende des Platzes sei auf den Maire geschossen worden. Und in der That war aus einer Gruppe exaltirter Männer ein Pistolenschuß gefallen, der, dicht hinter Bailly, einen Dragoner verwundet hatte.

Man sagt! Wer aber ist dieses Man? Zweifelsohne sind's die Royalisten, vielleicht auch die Gevatter Perückenmacher, die, in großer Anzahl und bis zu den Zähnen

bewaffnet, herbeigeströmt waren, um ihren am Morgen getödteten Kameraden zu rächen.

Die besoldete Garde wartet nicht und stürzt sich, ohne jenes „Man sagt" zuvor genauer zu untersuchen, wüthend auf den Altar und feuert auf die dort befindlichen Frauen- und Kindergruppen ihre Gewehre ab.

Robert und seine Frau bleiben von den Kugeln verschont. Sie aber sind's und deren Freunde, die Cordeliers, die mitten im Feuer die zerstreuten Blätter jener Petition zusammenraffen, in deren theilweisem Besitze wir noch heutzutage sind.

Abends flüchteten sich Herr und Madame Robert in die Behausung der Madame Roland. Man muß deren Bericht lesen, welcher, durch seine Gereiztheit, nur allzusehr die außerordentliche Zaghaftigkeit der girondistischen Partei in helles Licht stellt.

„Als ich — erzählt Madame Roland — gegen eilf Uhr Abends aus dem Jacobinerclubb heimgekehrt war, fand ich bei mir Herrn und Madame Robert."

„Wir kommen," sagte die Frau mit der vertrauensvollen Miene einer alten Freundin, „um bei Ihnen einen Zufluchtsort zu suchen. Man braucht Sie nicht oft gesehen zu haben, um an die Aufrichtigkeit Ihres Characters und Ihrer Vaterlandsliebe zu glauben. Mein Mann ist's, der auf dem Marsfelde die Petition entworfen hat ... ich stand an seiner Seite. Wir sind der Metzelei entronnen, wagen es aber nicht, weder zu uns, noch zu bekannten Freunden zurückzukehren, weil wir befürchten müssen, daß man uns dort suchen würde, um uns einzukerkern.

— Ich weiß Ihnen Dank, erwiderte ich, daß Sie in einer so traurigen Lage gerade an mich gedacht haben. Ich mache mir eine Ehre daraus, die Verfolgten bei mir aufzunehmen; leider aber muß ich befürchten, daß Sie hier nicht gut aufgehoben sind. (Ich wohnte damals im Hôtel Britannique, rue Guénégaud.) Dieses Haus wird sehr besucht, und der Eigenthümer desselben ist ein warmer Anhänger Lafayette's.

— Es handelt sich nur um diese Nacht. Morgen wird es uns gelingen, einen andern Zufluchtsort aufzufinden.

Ich ließ der Wirthin sagen, daß eine Frau meiner Verwandtschaft, die, in diesem Augenblick allgemeiner Unruhe in Paris angelangt, ihr Reisegepäck auf der Post zurückgelassen habe, bei mir übernachten werde, weßhalb ich sie bitten ließe, in meiner Wohnung zwei Betten aufzurichten. Herr Robert ward im Salon untergebracht. Seine Frau aber schlief im Bette meines Mannes, dicht neben dem meinigen. Am andern Morgen, frühzeitig aufgestanden, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als Briefe zu schreiben, um meine abwesenden Freunde von Allem zu unterrichten, was während des gestrigen Tages in Paris vorgefallen war. — Herr und Madame Robert, die ich für sehr thätig hielt und von denen ich, da sie Journalisten waren, erwartete, daß sie einen weit ausgebreitetern Briefwechsel mit den Provinzen unterhielten, zogen sich gemächlich an, plauderten beim Frühstück, das ich ihnen auftragen ließ, und stellten sich auf den Balcon hinaus. Sie gingen sogar so weit, aus dem Fenster hinauszurufen

und einen ihrer Bekannten, der zufällig vorüberging, zu sich einzuladen.

Ich befand dies Benehmen von Leuten, die sich verbergen wollten, höchst unpassend. Die Personnage, die sie zu sich hinaufgerufen hatten, unterhielt sie mit komischem Eifer von den Ereignissen der vergangenen Nacht und rühmte sich, ihren Säbel einem Nationalgardisten durch den Leib gerannt zu haben. Er sprach dies Alles in dem Nebenzimmer, das an das meinige stieß, so laut, so überlaut, daß mir kein Wort seiner Erzählung entging. Ich rief Madame Robert und sagte zu ihr:

— Madame, ich habe Sie bei mir aufgenommen im Interesse der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit als ehrenwerthe Leute, die sich in Gefahr befinden; aber nicht allen Ihren Bekanntschaften kann ich A s y l gewähren. Sie setzen sich der größten Gefahr aus, wenn Sie sich in einem solchen Hause wie dieses so überlaut mit Jemand unterhalten, der so wenig zurückhaltend wie dieser Herr da ist. Ich pflege Besuche von Deputirten zu empfangen, welche riskirten, sich bloßgestellt zu sehen, wenn sie hier eintreten würden in einem Augenblick, wo Ihr Freund sich gewisser Dinge rühmt, die nicht für jedes Ohr geeignet sind. Ich bitte Sie deßhalb, ihn einzuladen, sich zurückzuziehen.

Madame Robert rief ihren Herrn Gemahl. Ich wiederholte ihm meine Bemerkungen mit etwas erhöhterer Stimme, weil jene Personnage, etwas dickhäutig, eines etwas härtern Eindrucks nöthig zu haben schien. Endlich verabschiedete man diesen Mann. Ich erfuhr, daß er Vachard heiße und Vorsitzender eines Clubbs sei, dessen Mit-

glieder sich „Indigents“ (Nothleidende) nannten. Beide rühmten seine höchst vortrefflichen Eigenschaften und seine glühende Vaterlandsliebe. — Ich seufzte im Stillen über den hohen Werth, den sie auf den Patriotismus eines Individuums legten, das den ganzen Zuschnitt von dem besaß, was man eine „Mauvaise tête“ nennt und das wenigstens auf mich den Eindruck eines vollendeten Taugenichts gemacht hatte. — Erst später erfuhr ich, daß dieser Vachard ein Austräger der Marat'schen Zeitschrift *) war, der weder lesen noch schreiben konnte, jetzt aber dessenungeachtet Verwalter des Pariser Departements ist und unter seines Gleichen eine ziemlich imposante Rolle spielt.

— Unterdessen war es Mittag geworden. Herr und Madame Robert sprachen davon, in ihre Wohnung heimzukehren, wo Alles in der größten Unordnung sein müßte. Ich sagte ihnen, daß, wenn sie aus diesem Grunde meine Suppe mit mir theilen wollten, ich ihretwegen heute früher als gewöhnlich essen würde. Sie erwiderten mir, sie zögen es vor, lieber wieder zu kommen, und als sie gingen, versprachen sie es. Und wirklich sah ich sie vor drei Uhr wiederkommen. Beide hatten auffallend große Toilette gemacht. Madame trug viel Schminke und große Federn und Monsieur einen himmelblau-seidenen Rock, von dem seine schwarzen Haare, die in großen Locken auf den Kragen

*) Ami du peuple, ein Blatt, in welchem Marat u. A. den gemüthlichen Vorschlag gemacht, 800 Deputirte an 800 Bäume der Tuilerien aufzuhängen und 300,000 Aristokraten-Köpfe zu guillotiniren. E. M. D.

herabsanken, sonderbar abstachen. Ein langer Degen, der an seiner Seite hing, verlieh seinem ganzen Costüme etwas Theatralisches, das mich, ganz im Stillen, etwas wenig lächeln machte. Guter Gott, sind diese Leute denn Narren? fragte ich mich selbst. Und ich ließ sie reden, um mich zu überzeugen, ob Beide nicht den Verstand verloren haben. Der dicke Robert war bei beneidenswerthem Appetite und seine kleine Frau schwatzte nach Herzenslust. Endlich verließen sie mich. Und seitdem habe ich sie lange Zeit nicht wieder gesehen *).

Als Herr Robert im folgenden Winter meinen Gemahl bei den Jacobinern traf, machte er ihm zärtliche Vorwürfe und bedauerte es unendlich, in keiner Beziehung mehr mit uns in Verbindung zu stehen. Seine Frau besuchte mich mehrere Male, um mich dringend einzuladen, zweimal wöchentlich ihren Gesellschaftszirkel zu besuchen, in welchem sich, wie sie sagte, die verdientesten Männer der Legislatur einzufinden pflegten.

Einmal endlich machte ich ihr meinen Gegenbesuch. Ich fand bei ihr Herrn Antoine, dessen ganze Mittelmäßigkeit mir bekannt war, einen winzig kleinen Mann, ganz geeignet, auf einen Nippestisch gesetzt zu werden, Verse machend, allerliebste Kleinigkeiten schreibend, die aber alle ohne innern

*) In der Schilderung dieser beiden Persönlichkeiten liegt ein gewisser Grad aristocratischen Spotts, den man sich mit der republikanischen Gesinnung nur dann zusammenreimen kann, wenn man berücksichtigt, daß sie in Madame Robert eine Nebenbuhlerin erblickte. Blaustrümpfe, man weiß es, sind nie sehr gut auf sich zu sprechen. E. M. O.

Gehalt und ohne allen Character waren. Ich fand dort Deputirte, Patrioten nach der Elle, anständig wie Chabot. Einige Frauen, wetteifernd in jeder Gattung von Bürgertugend, und mehrere Mitglieder der „Brüdergesellschaft" vollendeten die Zusammensetzung einer Gesellschaft, die mir durchaus nicht behagte und die ich nie wieder besuchen wollte.

Einige Monate später ward Roland ins Ministerium berufen. Kaum waren seit jener Ernennung vierundzwanzig Stunden verflossen, als ich Madame Robert bei mir eintreten sah.

— Sehen Sie wohl! riefen sie aus, Ihr Herr Gemahl ist nun Minister! Sie können nicht glauben, wie sehr uns dies freut... meinen Mann und mich. Aber die Freunde des Vaterlands müssen sich gegenseitig unterstützen. Ich hoffe, daß Sie den Meinigen nicht vergessen werden.

— Ich würde entzückt sein, Madame, Ihnen nützlich werden zu können; doch weiß ich leider nicht, was ich für Sie thun könnte. Sein Sie indeß überzeugt, daß Herr Roland bei Besetzung vacanter Stellen, im Interesse des allgemeinen Wohls, nur wahrhaft fähige Köpfe bevorzugen wird.

Es vergehen vier Tage. Am fünften besucht mich Madame Robert schon am frühen Morgen. Wenig Tage darauf ein zweiter Besuch und immer neues Drängen über die Nothwendigkeit, ihren Mann anzustellen und über seine gerechten Ansprüche auf Anstellung, in Bezug auf seinen nie erkaltenden Patriotismus. Ich erklärte ihr, der Minister des Innern habe über keine andern Stellen, als die seines Bureaux zu verfügen, und daß diese bereits besetzt wären, und daß ungeachtet der

Zweckmäßigkeit, manche dieser Stellen anders zu besetzen, es einem vorsichtigen Minister doch wohl zukäme, erst genauer Sachen und Menschen zu prüfen, bevor er zu Neuerungen schreite, die den regelmäßigen Lauf der Geschäfte hemmen, und daß endlich, nach Allem, was sie mir selbst von ihrem Manne mitgetheilt, diesem mit der untergeordneten Stelle eines Commis oder gewöhnlichen Abschreibers unmöglich gedient sein könne.

— In der That, sagte sie, mein Robert ist zu etwas Besserm, als das, gemacht,

— In diesem Fall kann der Minister des Innern leider nichts für ihn thun.

— Nun, fuhr Madame Robert fort, dann spreche er wenigstens mit dem des Auswärtigen, daß dieser meinem Manne irgend eine Mission gebe.

— Ich fürchte, daß es in den strengen Grundsätzen Herrn Roland's liegt, für Niemand zu bitten und sich überhaupt nicht in eines der Departements seiner Amtsgenossen zu mischen; aber da Sie allem Anscheine nach weiter nichts als ein Zeugniß für den Bürgersinn Ihres Gemahls beanspruchen, so werde ich den Meinigen ersuchen, ihm ein solches zu ertheilen.

Madame Robert heftete sich an den Mantelsack des General Dumouriez, an die Fersen Brissot's und kam nach Verlauf von drei Wochen wieder zu mir, um mir in der Freude ihres Herzens mitzutheilen, der Erstere habe ihr versprochen, ihren Robert unterzubringen, und sie käme, um mich zu bitten, Dumouriez, sobald ich ihn sehe, an sein Versprechen zu erinnern.

Im Laufe der Woche aß er bei mir. Auch Brissot und Andere waren zugegen.

— Sagen Sie mir, Dumouriez, haben Sie nicht einer gewissen, sehr drängenden, man könnte sogar sagen, zudringlichen Dame versprochen, deren Mann ungesäumt irgendwo unterzubringen? Sie hat mich gebeten, Sie daran zu erinnern.

— Ist das nicht Robert, von dem Sie sprechen? fragte Brissot.

— Errathen!

— Ah, sagte Brissot mit jener ihm eigenthümlichen Treuherzigkeit, Sie müssen (sich an Dumouriez wendend) diesen Mann da jedenfalls anstellen. Er ist ein treuer Freund der Revolution, ein eifriger Patriot, aber nicht glücklich. Das Reich der Freiheit muß Denen, die es lieben, nützlich werden.

— Wie? unterbrach ihn Dumouriez eben so rasch als heiter, Sie sprechen da von dem kleinen Manne mit dem schwarzen Kopfe, der eben so breit als lang ist? — Meiner Treu, ich habe nicht Lust, mich zu blamiren. Ich werde eine so lächerliche Figur nirgends hinschicken.

— Aber, erwiderte Brissot, unter den Agenten, die Sie anstellen, werden sich nur Wenige finden, die so viel Fähigkeit besitzen, wie dieser Robert.

— Kennen Sie ihn denn so genau? fragte Dumouriez.

— Ich habe Herrn Kéralio, den Vater seiner Frau, einen höchst achtenswerthen Mann, gekannt . . . bei ihm sah ich diesen Robert. Ich weiß, daß man ihm einige Verschrobenheiten vorwirft; aber ich halte ihn für einen Mann,

der ehrlich ist und ein vortreffliches Herz, durchdrungen von wahrer Bürgertugend, besitzt und der es wohl verdient, eine Anstellung zu finden.

— Solch einen Narren stelle ich durchaus nicht an!

— Aber Sie haben es doch seiner Frau versprochen?

— Allerdings, aber nur eine untergeordnete Stelle mit tausend Thalern Gehalt . . . und diese hat er nicht gewollt. Wissen Sie, was er verlangt? Den Gesandtschaftsposten in Constantinopel!

— Ist es möglich? fragte Brissot, in Gelächter ausbrechend. Nein, das ist unmöglich!

— Ich sage Ihnen, so ist es!

— Gut, erwiderte Brissot, dann habe ich nichts mehr zu sagen.

— Auch ich nicht, fügte Dumouriez hinzu, und mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich das dicke Faß, wenn sich's noch einmal bei mir sehen läßt, bis auf die Straße hinausrollen und seiner Frau den Eintritt zu mir untersagen lassen.

Noch einmal wandte Madame Robert sich an mich; ich wollte mich ihrer um jeden Preis, aber ohne Aufsehen, entledigen. Sie beklagte sich über Dumouriez und dessen Saumseligkeit, sein ihr gegebenes Wort zu erfüllen. Ich sagte ihr, daß ich mit ihm gesprochen; doch verhehlte ich ihr nicht, daß sie Feinde habe, die allerlei böswillige Gerüchte über sie verbreiten, und ich forderte sie auf, hinaufzusteigen bis zur Quelle dieser Gerüchte, um dieselben unschädlich zu machen, damit ein öffentlicher Beamteter, der eine Person, über welche so viel ungünstige Vorurtheile verbreitet worden sind, anstellen

wollte, sich dadurch nicht den Vorwürfen böswilliger Spötter preisgebe.

Madame Robert ging zu Brissot, der in seiner Ungenirtheit ihr erklärte, sie habe einen sehr dummen Streich begangen dadurch, daß sie für ihren Mann den Gesandtschaftsposten in Constantinopel begehrt, und daß sie mit derlei übertriebenen Ansprüchen endlich dahin gelangen werde, gar nichts zu erreichen.

Wir sahen sie seitdem nicht wieder. Ihr Mann aber rächte sich dadurch, daß er ein Pamphlet gegen Brissot schrieb und ihn darin als Austheiler von Anstellungen und zugleich als einen Wortbrüchigen anklagte, der ihm die Gesandtschaftsstelle in Constantinopel zugesagt und es ihm später abgeläugnet habe. Darauf warf er sich den Cordeliers in die Arme, verband sich mit Danton und erbot sich, als dieser am 10. August Justizminister geworden war, ihm als Secretär zu dienen, was dieser annahm. Durch Dantons Einfluß ward Robert von der Stadt Paris in den Convent gewählt, bezahlte dann seine Schulden, machte großen Aufwand, sah an seiner Tafel den Herzog von Orleans und tausend Andere. Jetzt ist er reich, verläumdet und beschimpft Roland und dessen Frau. — Das Alles begreift sich; er treibt sein Handwerk und gewinnt Geld dabei.

Dies bittere, hämische, ungerechte Portrait beweis't, daß selbst die größten Charactere, zu denen unstreitig Madame Roland gehört, nicht frei von kleinen Schwächen sind. — Das Bild, das sie uns von dem Manne der Mademoiselle Kéralio entworfen hat, ist sehr ungenau und in Einem Puncte sogar falsch. Robert warf sich nicht erst gegen Ende

92 in die Arme der Cordeliers; er gehörte ihnen seit 91, seit deren Entstehen an.

Robert war ein guter Mensch. Im August 93 war er einer Derjenigen gewesen, die mit Garat einige Versuche mit Robespierre wagten, um die Girondisten zu retten, die damals rettungslos verloren waren und die mithin auch sie nicht mehr zu retten vermochten.

Ein unbedeutender Zufall ward für ihn verhängnißvoll. Der Convent hatte ein sehr strenges Gesetz gegen die Getreideaufkäufer, gegen die Kornwucherer erlassen. Man denuncirte bei ihm eine Tonne Rum's. Er hatte gut dagegen laut zu protestiren und zu sagen: Dies kleine Fäßchen habe er zu eigenem Verbrauche angekauft. Nichts desto weniger ward er von den Jacobinern für einen Wucherer ausgeschrieen.

Aber was auch Madame Roland dagegen einwenden möge, weder Robert noch seine Frau haben sich auf Kosten des Volkes bereichert. Nach der Revolution lebte die arme Frau, wie in früherer Zeit, einzig und allein von ihrer Feder, indem sie für die Buchhändler eine Masse von Uebersetzungen aus dem Englischen besorgte und nebenbei von Zeit zu Zeit Romane schrieb, wie „Amelia und Caroline, oder Liebe und Freundschaft", „Alphonse und Mathilde, oder die spanische Familie", „Rose und Albert, oder Emma's Grab", (1810). Dies war ihr letztes Werk und wahrscheinlich auch das Ende ihres Lebens*).

---

*) Herr Michelet irrt sich. Sie starb erst eilf Jahre später, 1821, in Brüssel. E. M. O.

Aber alle diese Romane, sogar ihre große Geschichte der Königin Elisabeth sind vergessen. Das aber, was Frankreich nie vergessen wird, ist der große Anstoß, der am 17. Juli 91 von ihr und von ihrem Manne ausgegangen war*).

---

*) Robert hatte sich nach der Restauration der Bourbons in Brüssel niedergelassen, etablirte sich daselbst als Destillateur und starb hier im Jahre 1826. Im Convente hatte er zu Jenen gehört, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt. Er soll dies niemals bereut haben. E. M. O.

XVIII.

Charlotte Corday.

Sonntag am 7. Juli war General=Marsch geschlagen worden und in Folge dessen hatten sich auf dem grünen Teppich der großen Wiese von Caen die Freiwilligen versammelt, die nach Paris zogen in den Krieg gegen Marat. Es waren ihrer nicht mehr als dreißig. Die schönen Frauen, die sich in Begleitung der Abgeordneten von Paris eingefunden hatten, waren unangenehm überrascht und wenig erbaut von dieser geringen Anzahl. Eine unter diesen Damen schien betrübter darüber als alle Andern: diese Eine war Mademoiselle Marie Charlotte Corday d'Armans, ein junges, schönes Mädchen, von armer, aber adeliger Familie, eine glühende Anhängerin der Republik, die zu Caen im Hause ihrer Tante lebte. — Pétion, welcher sie daselbst einige Male gesehen hatte, vermuthete, es befinde sich darunter zweifelsohne ihr Gebieter, dessen Abreise ihr so sehr zum Herzen ging. Gewohnt, rohe Scherze zu machen, sagte er zu ihr:

— Nicht wahr, es macht Sie sehr unglücklich, daß diese Leute da abreisen?

Der blasirte Girondist war nicht fähig, das neue, jungfräuliche Gefühl, die glühende Flamme, die dieses jugendliche Herz belebten, zu errathen. Er wußte nicht, daß seine Reden und die seiner Freunde, die im Munde dieser Männer

eben nur Reden waren, auf das Herz der jungen Corday einen Eindruck gemacht, der bei ihr über Leben und Tod entschied. Auf dieser Wiese von Caen, die groß genug war, um hunderttausend Menschen zu fassen und auf der sich nicht mehr als dreißig versammelt, auf dieser Wiese sah sie Etwas, was kein Anderer sah: das verlassene Vaterland!

Und da die Männer so wenig dafür thaten, so sagte sie sich, daß es Zeit sei, daß die Hand einer Frau ihm zu Hilfe eile.

Charlotte Corday stammte von einem Adel, der ihr jungfräuliches Herz mit gerechtem Stolze erfüllte: sie war die nächste Verwandte der Heroinen Corneille's, ein Abglanz Chimenens, die Enkelkindsnichte des Dichters von „Cinna" und des „Cid". — Groß und erhaben, wie ihr unsterblicher Oheim, sagte sie sich: Es giebt keine Freiheit ohne Gesetz! Das Gesetz ist der Friede. Wer aber hat am 2. Juni das Gesetz, mithin den Frieden und die Freiheit getödtet? — Marat vor allen Andern! Wird der Mörder des Gesetzes getödtet, dann lebt der Friede von Neuem auf. Der Tod eines Einzigen wird neues Leben für Alle bringen.

Das war ihr ganzer Gedanke. An ihr eigenes Leben, das sie hingab, dachte sie nicht. Aber dieser Gedanke war eben so beschränkt, als edel. Sie sah Alles in einem Einzigen; mit dem Lebensfaden dieses Einzigen glaubte sie die ganze traurige Bestimmung Frankreichs eben so sicher zu durchschneiden, wie sie den Faden ihrer Spindel durchschnitt.

Man halte sie darum nicht für ein Mannweib, die vor Blut nicht zurückbebt. Nein! Gerade um dem Blutvergießen Einhalt zu thun, beschloß sie diese blutige That aus-

zuführen. Sie glaubte eine ganze Welt zu retten dadurch, daß sie den Würgengel erwürgte. Sie hatte ein weiches, gefühlvolles Herz. Die That, die sie sich auferlegte, war eine That des Mitleids.

In dem einzigen Bilde, das von ihr vorhanden ist und das man im Augenblicke ihres Todes aufgenommen hat, fühlt man die außerordentliche Milde ihrer Seele. Hier ist kein Zug, der mit jener blutigen That, wodurch sie ihren Namen verewigt hat, auch nur im Entferntesten übereinstimmt. Wir sehen eine echt jungfräuliche Physiognomie, angehaucht von dem zarten Schimmer des blühenden Apfelbaums. Sie scheint weit jünger als ihr Alter von fünfundzwanzig Jahren. Man glaubt ihre kindliche Stimme und jene Worte zu hören, die sie ihrem Vater schrieb, in jener Orthographie, welche die schleppende Aussprache der Normandie characterisirt: Pardonnais-moi, mon père u. s. w.

In diesem mitleiderregenden Bilde erscheint sie unendlich gefühlvoll, bewegt und bedächtig, wie es fast alle Frauen ihrer Heimath sind. Nimmt sie sich ihr Schicksal nur leicht zu Herzen? O nein, durchaus nicht! Hier offenbart sich nirgends ein Symptom von falschem Heroismus. Man muß bedenken, daß sie eine Stunde nach vollbrachter That gemalt ward. Wenn man ihr Bild näher betrachtet, entdeckt man auf ihren Lippen eine leichte Bewegung, eine Art schmollender Miene. Wie? Nichts mehr als ein bloßes Schmollen gegen den Tod, gegen das grausame Messer der Guillotine, die das junge, laut pulsirende Leben mit Einem Schlage vernichten wird?! — Man ist bestürzt, sie so sanft,

so gelassen, so ruhig zu sehen ... unsere Augen verdunkeln sich ... wir müssen sie abwenden.

Der Maler dieses Bildes hat für uns Männer den Gegenstand eines ewigen Bedauerns geschaffen. Keiner kann dieses Bild betrachten, ohne sich in seinem Herzen zu gestehen: „O warum ward ich zu spät geworden! O wie würde ich sie geliebt und angebetet, bewundert und vergöttert haben!

Sie hat aschbraune Haare und trägt eine weiße Haube und ein weißes Kleid. Soll dies als ein Zeichen ihrer Unschuld zu ihrer Rechtfertigung dienen? Wir wissen es nicht. In ihren Augen liegt Zweifel und Traurigkeit. Traurigkeit über ihr Loos ... das glauben wir nicht ... vielleicht aber über die begangene That. Fühlt doch selbst der Beherzteste, der eine solche That begeht, im letzten Augenblick, gleichviel, was auch sein Glaube sei, beengende Zweifel sich erheben!

Und wenn man tiefer in ihre milden, trauererfüllten Augen blickt, fühlt man ein Etwas noch, das vielleicht ihr ganzes Verhängniß erklärt. In diesen Augen ist zu lesen: sie war immer allein gewesen. In diesem schönen, guten Wesen hat eine finstere Macht gewaltet: der böse Geist der Einsamkeit.

Vor Allem hatte sie keine Mutter ... die ihrige war frühzeitig gestorben ... sie wußte nicht, was mütterliche Zärtlichkeit ist. Sie entbehrte in den ersten Jahren ihres Lebens jener süßen Muttermilch, deren Balsam nichts Anderes zu ersetzen vermag. — Auch hatte sie fast so gut als keinen Vater. Der ihrige, ein armer Landedelmann, ein

utopistischer, mit romanhaften Ideen angefüllter Kopf, beschäftigte sich viel mit seinen Büchern und wenig oder gar nicht mit seinen Kindern. — Man kann sogar sagen, daß sie auch nicht einmal einen Bruder gehabt. Wenigstens waren die beiden Brüder, die sie hatte, so weit von den Gesinnungen ihrer Schwester entfernt, daß Beide 92 Dienste nahmen im Heere des emigrirten Condé.

Mit dreizehn Jahren ins Kloster der Abbaye-aux-Dames zu Caen gebracht, wo man die Töchter des armen Adels der Normandie aufnahm, war sie nicht auch dort allein und sich selbst überlassen? Man wird dies glauben, wenn man weiß, wie sehr in diesen klösterlichen Freistätten, welche der heilige Wohnsitz christlicher Gleichheit sein sollten, die Armen von den Reichen verachtet und bei jedem Anlaß zurückgesetzt werden. Kein Ort schien mehr geeignet, als die Abbaye-aux-Dames, die Traditionen des Familienstolzes beizubehalten. Gegründet von Mathilde, der Gemahlin Wilhelms des Eroberers, beherrscht diese Abtei die Stadt und trägt in ihren abenteuerlichen Wölbungen, aufgethürmt und überaufgethürmt, die feudale Anmaßung und Unverschämtheit zur Schau.

Charlottens junge Seele suchte zuerst einen Zufluchtsort im Gebete und einen Trost in der Freundschaft ihrer Klostergefährtinnen. Vor Allem liebte sie zwei Mädchen, adelig, aber eben so arm, als sie selbst es war. Sie fing an, die Welt und deren Vorurtheile zu errathen. Eine weltlich gesinnte Gesellschaft junger Leute erhielt Zutritt zum Sprachgitter und in die Säle der Abtei. Die Seichtheit und Gehaltlosigkeit derselben trug nicht wenig bei, das

männliche Herz des jungen Mädchens in der Entfernung von der Welt und in ihrem Hang zur Einsamkeit immer mehr und mehr zu bestärken.

Ihre einzigen Freunde waren ihre Bücher. Die Philosophie des Jahrhunderts drang auch in die Klöster ein. Zufällige und wenig ausgewählte Lectüre: Raynal vermischt mit Rousseau. — Ihr Kopf, sagt ein Journalist, war eine Furie, angefüllt mit Lectüre jeder Gattung.

Aber sie gehörte zu Jenen, die alle Bücher und alle Meinungen lesen können, ohne dadurch ihre eigene Reinheit einzubüßen. Mitten in ihrer Kenntniß des Guten und des Bösen erhielt sie sich die ihr angeborene Gabe moralischer Jungfräulichkeit, kindlicher Unverdorbenheit. Das sprach sich am klarsten und deutlichsten in den Tönen ihrer fast kinderhaften Stimme aus, aus der ihre ganze Persönlichkeit herauszuhören war. Möglich war's, die Züge der Corday zu vergessen, aber nicht ihre Stimme. Jemand, der sie ein einziges Mal in Caen, in einer ganz gleichgültigen Sache, hatte sprechen gehört, trug noch zehn Jahre später in seinem Ohre den Klang dieser glockenreinen, silberhellen, durch nichts getrübten Stimme.

Diese Verlängerung der Kindheit war auch eine Eigenthümlichkeit der Jungfrau von Orleans, jener Jeanne d'Arc, die ein kleines Mädchen blieb und niemals Frau ward.

Das aber, was mehr als alles Andere ungemein auffallend war und sie für immer unvergeßbar machte, war, daß diese kindliche Stimme in so wunderbarem Einklange stand mit dem Ernste ihrer Schönheit, die männlich durch ihren Ausdruck, aber echt weiblich durch die Feinheit der einzel-

nen Züge war. Dieser Gegensatz übte einen doppelten Reiz, einen zwiefachen Zauber aus: den zu imponiren und gleichzeitig anzuziehen. Jedermann betrachtete und bewunderte sie, aber Jeder sagte sich, daß in dieser Blume der Zeit irgend etwas lag, was, nicht der Zeit angehörend, Jeden einschüchterte: ein gewisses Vorgefühl, eine Ahnung der Unsterblichkeit. Es schien, als lebe sie bereits unter den Helden im Elysium Plutarch's, unter Jenen, die freiwillig ihr irdisches Leben hingegeben, um jenseits des Grabes fortzuleben für alle Zeiten.

Die Girondisten hatten nicht den geringsten Einfluß auf sie. Nur zweimal hatte sie Barbaroux *) als Abgeordneten der Provence gesehen, um sich von ihm einen Empfehlungsbrief an einen seiner Pariser Freunde zu erbitten. Auch Fauchet, den Bischof von Calvados, hatte sie kennen gelernt; aber sie liebte und achtete ihn nicht, weil er Priester und noch obenein ein unmoralischer Priester war. Es

*) Die romantischen Geschichtsschreiber sind noch immer bemüht, zu beweisen, daß Charlotte Corday verliebt gewesen sei. Barbaroux, sagen sie, soll die Flamme ihres Herzens gewesen sein. Andere haben, auf die Aussage einer alten Dienerin, einen gewissen Franquelin zu ihrem Liebhaber gemacht. (Herr Michelet vergißt hier ein Gerücht anzuführen, das wenigstens mehr Wahrscheinlichkeit als die beiden andern hat. Viele Geschichtsschreiber jener Zeit erzählen, Charlotte Corday habe für den Vicomte Henri de Belzunce, einen royalistischen Offizier, geschwärmt, der zu Caen, wo er in Garnison stand, 1789 auf Marat's Antrieb vom Volke niedergemetzelt worden war.) E. M. O.

ist unnöthig zu sagen, daß Charlotte Corday mit keinem Priester in Berührung kam und nie gebeichtet hat.

Als sie nach der Aufhebung der Klöster ihren Vater neu verheirathet wiedergefunden hatte, war sie nach Caen geflüchtet zu einer alten Tante, Frau von Breteville. Hier war's, wo sie jene That beschlossen hatte.

Doch hatte sie diesen Beschluß ohne Zaudern gefaßt? O nein! Einen Augenblick lang war sie davon zurückgehalten worden, durch den Gedanken an ihre Tante, die gute alte Frau, die sie so herzlich bei sich aufgenommen hatte, und die sie nun zur Belohnung dieser Güte so grausam der Gefahr preisgeben wollte.

Eines Tages hatte Frau von Breteville in den Augen ihrer Nichte Thränen bemerkt.

— Und um wen weint mein frommes Kind? hatte die Tante gefragt.

— Ich weine um Frankreich, erwiderte Charlotte, um meine Verwandten und um Sie! Wer von uns ist sicher seines Lebens, so lange noch ein Tyrann wie dieser Marat lebt?

Sie vertheilte ihre Bücher, mit Ausnahme eines Bandes der Lebensbeschreibungen Plutarch's, den sie mit sich nahm. Im Augenblicke des Scheidens aus dem Hause ihrer Tante begegnete sie im Hofe dem Kinde eines Arbeiters, der mit ihr unter Einem Dache wohnte. Ihm schenkte sie ihre Pappschachtel mit Zeichnungen, küßte es und ließ eine Thräne auf dessen Wange fallen.

Charlotte Corday vermochte es nicht, aus diesem Leben zu scheiden, ohne zuvor noch einmal ihren Vater wie-

vergesehen zu haben. Sie begab sich zu ihm nach Argentau und empfing seinen Segen. Von hier fuhr sie nach Paris mit einem öffentlichen Wagen, in Begleitung einiger Montagnards, die insgesammt große Verehrer Marat's waren und sich sammt und sonders in sie verliebten und der Reihe nach um ihre Hand warben. Sie that, als ob sie schliefe, und wenn sie dann wieder die Augen aufschlug, lächelte sie, als ob sie geträumt hätte, und spielte mit einem Kinde, das an ihrer Seite saß.

Donnerstags am 11. Juli langte sie gegen Mittag in Paris an und stieg in der Rue des Vieux-Augustins, Nummer 17, im Hôtel de la Providence ab. Schon um fünf Uhr Nachmittags begab sie sich zu Bette und schlief, ermüdet von der Anstrengung der Reise und der Julihitze, bis zum andern Morgen den Schlaf sorgloser Jugend und friedlichen Gewissens. Ihr Opfer war gethan: ihre That im Gedanken bereits geschehen. Es trübte sie weder Unruhe, noch Zweifel. Und ihr Vorhaben stand bei ihr dergestalt fest, daß sie kein Bedürfniß fühlte, die Ausführung zu beschleunigen. Ruhig war sie damit beschäftigt, vor Allem eine Freundschaftspflicht, die ihr den Vorwand zu ihrer Reise nach Paris gegeben, gewissenhaft zu erfüllen. In Caen hatte sie einen Brief von Barbaroux an dessen Freund Duperret erhalten, um mit dessen Hülfe, wie sie sagte, vom Ministerium des Innern die Rückgabe gewisser Papiere zu erhalten, um die sie eine ihrer ausgewanderten Freundinnen, Mademoiselle Forbin, dringend gebeten hatte.

Morgens traf sie Duperret nicht, weil er im Convente war. Sie kehrte in den Gasthof zurück und brachte den

Tag damit hin, ruhig die Lebensbeschreibungen Plutarch's, diese Bibel großer Seelen, zu lesen. Abends ging sie wieder zu Duperret und fand ihn mit seiner Familie und seinen unruhigen Mädchen bei Tische. Er versprach ihr verbindlich, sie morgen zu begleiten. Der Anblick dieser Familie, deren Ruhe sie gefährdete, machte sie dergestalt bewegt, daß sie mit fast flehendem Tone zu Duperret sagte:

„O reisen Sie früher nach Caen! Fliehen Sie vor morgen Abend."

Und schon in dieser Nacht und vielleicht schon in dem Augenblick, wo sie mit ihm sprach, war er bereits verbannt oder ganz nahe daran, es zu werden. Aber dessenungeachtet erfüllte er sein Versprechen und begleitete sie am andern Morgen zum Minister, der sie nicht annahm und ihm begreiflich machen ließ, daß sie, Beide verdächtig, der ausgewanderten Dame nur mehr schaden, als nützen könnten.

Sie kehrte nach ihrem Gasthofe zurück, um Duperret, der sie hinbegleitet hatte, höflich zu verabschieden, ging dann sogleich wieder aus und ließ sich das Palais royal zeigen. In diesem mit Sonnenstrahlen, spielenden Kindern und lachenden Gesichtern angefüllten Garten suchte und fand sie einen Messerschmied und kaufte für vierzig Sous ein frisch geschliffenes Messer mit einem Griff von Ebenholz, das sie in ihr Busentuch versteckte.

Im Besitze dieser Waffe, fragte sie sich, wie sie sich derselben bedienen solle. Gern hätte sie der Vollziehung des Urtheils, das sie über Marat gefällt, eine Art von Feierlichkeit verliehen. Nach ihrer ersten Idee, wie sie dieselbe in

Caen gefaßt, ausgebrütet und nach Paris gebracht hatte, wollte sie den Feind Frankreichs auf dem Marsfelde, unter freiem Himmel, bei der Feierlichkeit des 14. Juli, vor den Augen des ganzen Volkes treffen und ihn, diesen König der Anarchie, am Jahrestage der Niederlage des Königthums, für seine blutigen Frevel bestrafen. Als würdige Nichte Corneille's wollte sie buchstäblich wahr machen jene berühmten Verse Cinna's:

„Demain, au Capitole, il faut un sacrifice...
Qu'il en soit la victime, et faisons en ces lieux
Justice au monde entier, à la face des dieux."

Aber da das Fest hinausgeschoben worden war, so faßte sie einen andern Plan, den: Marat am Schauplatze seines Verbrechens, an jenem Orte zu bestrafen, wo er, die Vertretung der Nation vernichtend, dem Convente vorgeschrieben hatte, alle Mitglieder der Gironde zum Tode zu verurtheilen. Sie hatte beschlossen, ihn auf dem Gipfel des Berges, im Schooße des Convents, zu tödten. Aber Marat war krank und ging nicht mehr in die Versammlung.

Sie mußte ihn also in seiner Wohnung, an seinem Heerde aufsuchen, die Aufsicht Derer täuschen, die ihn umgaben, um zu ihm zu gelangen, mit ihm in Berührung zu kommen.

Der erste Brief, den sie an Marat schrieb, blieb ohne Antwort. Sie schrieb ihm einen zweiten, in welchem sich eine gewisse Ungeduld, ein Fortschritt der Leidenschaft, die sie belebte, kundgab. Sie ging so weit, ihm zu schreiben: sie habe ihm ein Geheimniß mitzutheilen ... sie werde ver-

folgt, sei unglücklich und appellire an sein Mitleid. — Das Alles that sie, um den zu täuschen, dem sie als unerbittlichem Feinde der Menschlichkeit den Tod geschworen hatte.

Am 13. Juli, Abends gegen 7 Uhr, verläßt sie ihren Gasthof, nimmt auf der Place des Victoires ein öffentliches Fuhrwerk, fährt über den Pont neuf und steigt an der Wohnung Marat's, Rue des Cordeliers, Nummer 20*), an jenem großen, finstern Hause ab, das, vor jenem mit dem Thürmchen, die Ecke der Straße bildet.

Marat wohnte im düstern Stockwerke dieses düstern Hauses, auf der ersten Stiege, bequem für das fortwährend bewegte Leben des Journalisten und Volkstribunen, dessen Wohnung so öffentlich wie die Straße ist für das Zuströmen der Zeitungsträger und Zettelanschläger, für das ewige Kommen und Gehen Derer, die ihn besuchten.

Das Innere, die Einrichtung, zeigte einen auffallenden Gegensatz, ein treues Abbild jener Widersprüche, welche Marat und dessen Bestimmung bezeichneten. Die finstern Stuben, die auf den Hof hinaussahen, waren mit alten Möbeln und schmutzigen Tischen angefüllt, worauf seine Colporteure die Blätter des Ami du peuple falzten. Diese Zimmer glichen der traurigen Wohnung eines armen Handwerkers. Von hier aus gelangte man in einen kleinen Salon, dessen Fenster auf die Straße hinausgingen, in ein Zimmer, das mit weiß und blauem Damast tapeziert, mit

*) Heut zu Tage heißt jene Straße Rue de l'Ecole de médecine und das Haus, in welchem Marat gewohnt, führt jetzt die Nummer 18.

schönen seidenen Vorhängen, mit Porzellan-Vasen, mit duftenden Blumen angefüllt, ausgeschmückt war. Dies war allem Anscheine nach das Wohnzimmer einer Frau, einer guten, zärtlichen, aufmerksamen Frau, die, besorgt für ihren Mann, mit besonderer Vorliebe das Zimmer ausschmückte, in welchem er auszuruhen pflegte von seiner Arbeit. Hier befand sich das Geheimniß im Leben Marat's, jenes Mysterium, das später durch seine Schwester enthüllt ward. Er wohnte hier nicht bei sich.

„Marat (es ist seine Schwester Albertine, die uns dies erzählt) kam bei der Herausgabe seines Volksfreundes nicht auf seine Kosten; ein göttliches Weib, gerührt von seiner hilfslosen Lage, bot ihm, als er aus einem Keller in den andern floh, ein Asyl in ihrer Wohnung an: sie weihte dem „Volksfreunde" ihr Hab und Gut und opferte ihm ihre Ehre, ihre Ruhe."

In Marat's Papieren fand man ein Heirathsversprechen an Catharine Evrard. So hieß die Geliebte, die er schon lange geheirathet hatte, devant le soleil, d. h. mit der er in wilder Ehe lebte.

Dieses unglückliche und vor der Zeit gealterte Geschöpf befand sich seinetwegen in beständiger Unruhe. Ueberall sah sie den Mann, den sie mit der ganzen Wärme ihres Herzens liebte, von Todesgefahr umringt; und darum wachte sie mit der Treue eines Hundes an seiner Thür und wehrte Jedem, dessen Gesicht ihr verdächtig schien, den Eingang zu Dem, den sie mehr als sich selber liebte.

Das Gesicht der Corday war ihr durchaus nicht verdächtig erschienen. Ihre bescheidene Provinzialtracht sprach

für sie. In jener Zeit, wo Alles in Extreme ausgeartet, wo Haltung und Kleidung entweder vernachlässigt oder cynisch war, erschien das junge Mädchen von normännischem Schrot und Korn, einfach und züchtig, seine Schönheit nicht zur Schau tragend, mit einem bescheidenen Kopfputze, der aus einer weißen Haube mit einem grünen Bande bestand, das ihren herrlichen Haarwuchs zusammenhielt. Ganz gegen die Gewohnheit jener Tage und trotz der schwülen Julihitze war ihr Busen streng verhüllt durch ein seidenes auf dem Rücken zugeknüpftes Kragentuch. Sie trug ein blendendweißes Kleid und einfache Spitzen, womit die flatternden Bänder ihrer Haube besetzt waren. Ueberdies zeigte sich auf ihren frischen Wangen keine Spur von Blässe, nicht das geringste Zeichen von Aufregung. Ihre Stimme war so ruhig und sicher, wie ihre ganze Haltung.

Festen Fußes hat sie die erste Schranke überschritten, nicht achtend auf die Frage der Portiersfrau, die ihr vergebens nachgerufen hatte. Ruhig erträgt sie die wenig wohlwollende Musterung Catharinens, die durch die halbgeöffnete Thür die Fremde von der Schuhsohle bis zum Bande ihrer Haube mißt. Charlotte begehrt den Bürger Marat zu sprechen. Catharine wehrt ihr den Eintritt. Die Worte, welche diese beiden Frauen wechseln, werden von Marat gehört, zu dessen Ohre die lieblich-reine, glockenhelle Stimme seines Besuches dringt. Marat war kein Weiberfeind und wiewohl im Bade, befahl er seiner Freundin, sie eintreten zu lassen.

Das Gemach war klein und dunkel. Marat lag, mit einem schmutzigen Tuche zugedeckt, in einer Badewanne, vor sich ein Brett, worauf er schrieb. Sie sah nur seinen Kopf,

seine Schultern, seinen rechten Arm. Seine fetten Haare, von einem Schnupftuche zusammengehalten, seine gelbe Haut, sein von Blatternarben zerrissenes Gesicht, sein großer, dick hervortretender Mund erinnerten nur wenig daran, daß dies Wesen der menschlichen Gattung angehöre. Dies Alles aber — man wird dies wohl begreifen — sah sie nicht. Sie hatte ihm in dem Briefe, den sie an ihn geschrieben, Nachrichten aus der Normandie versprochen. Er befragte sie darum und vor Allem nach den Namen der nach Caen geflohenen Deputirten der Gironde; sie nannte sie ihm und Marat schrieb sich Namen für Namen auf. Als er damit zu Ende war, sagte er: Es ist gut; in acht Tagen werden sie ihren Kopf auf die Guillotine tragen.

Charlotte, die aus dieser Drohung einen Zuwachs von Muth und einen Grund mehr zur Ausführung ihres Vorsatzes geschöpft, zog aus ihrem Busen das Messer und stieß es bis zum Stiele in Marat's Herz hinein. Dieser Stoß, von der Höhe herabfallend und mit wunderbarer Kraft und Sicherheit ausgeführt, ging am Schlüsselbeine vorbei, durchstach die ganze Lunge und öffnete den Stamm der Halspulsadern, die einen Blutstrom ergossen.

— Mir dies, meine theure Freundin?

— Das war Alles, was er sagen konnte.

Einen Augenblick später war er todt.

XIX.

Tod der Charlotte Corday (19. Juli 93).

Zuerst stürzt Albertine, dann der Commissionär hinein. Sie finden Charlotte, aufrecht und wie versteinert, in der Nähe des Fensters. Der Mann schlägt ihr einen Stuhl an den Kopf und verrammelt die Thür, auf daß sie nicht entfliehe. Sie aber weicht nicht von der Stelle. Albertine reißt ein Fenster auf und schreit um Hilfe. Die Nachbarn, alle Vorübergehenden, die ganze Straße, das halbe Viertel strömt herbei. Man ruft einen Wundarzt. Er kommt und findet einen Todten. Die Nationalgarde, die unterdessen gleichfalls am Orte der That angelangt war, hat Alles aufzubieten, um zu verhindern, daß man Charlotte nicht in Stücke reißt. Man band ihr beide Hände. Sie dachte nicht daran, sich zu wehren. Starr und unbeweglich blickte sie um sich mit trübem, kalten Blicke. Ein Friseur aus dem Viertel, der die Mordwaffe genommen, schwang sie, laut um Rache schreiend. Sie hörte nicht darauf. Das Einzige, was sie erstaunen und beunruhigen ließ, war das verzweiflungsvolle Geheul Catharinens. Sie war es, die in Charlottens Seele den schmerzlichen Gedanken wachrief, daß Marat trotz Allem Mensch und, nach Catharinens Jammer zu schließen, von ihr geliebt worden war.

Gegen drei Viertel auf Sieben langt der Polizei-

Commissär an; dann kommen die Polizei-Verwalter Louvet und Marino, dann die Conventsmitglieder Maure, Chabot, Drouet *) und Legendre **), die geradesweges aus der Versammlung herbeigeeilt sind, um das Ungeheuer zu sehen. Sie sind nicht wenig erstaunt, mitten unter den Soldaten, die sie umringen, ein junges, schönes Mädchen zu erblicken, das, äußerst ruhig, jede an sie gerichtete Frage mit Festigkeit und ohne Spur von Schüchternheit und ohne Emphase beantwortet. Sie gestand sogar, daß sie entflohen wäre, wenn sie es gekonnt hätte. Das sind die Widersprüche der Natur. In einer Adresse an das französische

---

*) Drouet war jener Postmeister zu Saint-Ménéhould, der den König auf seiner Flucht erkannt und festgenommen und von der Nationalversammlung dafür eine Nationalbelohnung von 30,000 Francs erhalten hatte. Nach der Rückkehr der Bourbons aus Frankreich verbannt, hielt er sich einige Zeit lang in Deutschland auf, kehrte dann heimlich nach Frankreich zurück und starb unter dem angenommenen Namen Merger am 11. April 1824 zu Macon (der Vaterstadt Lamartine's).

E. M. O.

**) Louis Legendre, der seiner Profession nach Fleischer war, verband sich mit Danton, Marat, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins, ward einer der Gründer des Clubbs der Cordeliers und von Paris in den Nationalconvent gewählt. Er hatte durchaus keine Bildung, konnte weder lesen noch schreiben und nahm erst gegen Ende seiner Laufbahn Unterricht in der Grammatik. Er starb am 13. December 1797, hinterließ eine einzige Tochter und ein Testament, in welchem er seinen Leichnam, um den Menschen selbst nach dem Tode noch nützlich zu sein, der medicinischen Schule zum Seciren vermachte.

E. M. O.

Volk, die sie vor Ausführung ihrer blutigen That niedergeschrieben, hatte sie erklärt, sie wolle sterben, damit ihr Kopf, durch die Straßen von Paris getragen, das Feldgeschrei, das Losungswort für alle Freunde des Gesetzes werde.

Außerdem aber noch ein anderer Widerspruch: Sie hatte gesagt und geschrieben: sie hoffe unbekannt zu sterben, Niemand solle erfahren, wer diese That begangen. Und dennoch fand man den Taufschein und den Reisepaß bei ihr, der Jedem sagte, wer sie sei.

Die andern Gegenstände, die man bei ihr fand, sprechen für die vollkommenste Ruhe und Sorglosigkeit ihrer Seele. Es waren Sachen, die jede Frau, die auf sich Sorgfalt verwendet, bei sich trägt. Außerdem fand man bei ihr den Schlüssel zu ihrer Uhr, ihre Baarschaft, einen Fingerhut und Zwirn, um die Kleider, die man ihr bei ihrer Gefangennehmung, wie sie vorausgesehen hatte, zerreißen würde, im Gefängnisse auszubessern.

Die Fahrt von Marat's Wohnung bis zur Abbaye währte nur einige Augenblicke, aber sie war mit großer Gefahr für sie verbunden. Die ganze Straße war mit Marat's Freunden und Anhängern, mit wüthenden Jacobinern angefüllt, welche weinten und heulten und ungestüm verlangten, daß die Meuchelmörderin der Rache des Volkes überliefert werde. Charlotte hatte alle Arten eines gewaltsamen Todes vorausgesehen und fürchtete nur die Eine: zerrissen zu werden. Als sie das wüthende Geschrei der empörten Menge vernahm, soll sie einen Augenblick ohnmächtig geworden sein. Bewußtlos erreichte sie das Gefängniß der Abbaye.

Hier, mitten in der Nacht durch die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses von Neuem befragt, zeigte sie nicht Festigkeit allein, sondern sogar Heiterkeit.

Legendre, ganz aufgeblasen von der Wichtigkeit seiner Person und in beständiger Angst, daß man auch ihn ermorden wolle, fragte sie:

— Ist nicht die Bürgerin Corday gestern früh, als Nonne verkleidet, auch bei mir gewesen?

— Der Bürger irrt sich, erwiderte Charlotte mit Lächeln. Ich habe nicht geglaubt, daß sein Leben oder sein Tod wichtig genug sei für das Wohl der Republik.

Chabot spielte beständig mit seiner Uhr und legte sie nicht aus der Hand.

— Ich war der Meinung, sagte sie, die Capuciner hätten das Gelübde vollständiger Armuth abgelegt.

Das aber, was diesen Chabot und die Andern, welche sie ausfragten, am meisten verdroß, war, daß sie weder bei ihr noch in ihrer Aussage irgend etwas fanden, woraus sich hätte schließen lassen, sie sei von den Girondisten von Caen zu Marat's Ermordung aufgehetzt worden.

Während des nächtlichen Verhöres behauptet der schaamlose Excapuciner, sie halte in ihrem Busen ein Papier versteckt. Er benutzt diesen Vorwand und den Umstand, daß ihr die Hände gebunden sind, um frech genug sie anzutasten. Charlotte aber stieß ihn mit solcher Kraft und Heftigkeit zurück, daß durch diese Anstrengung die Schnüre ihres Mieders platzten, wodurch ihr blendend weißer keuscher Busen zum Vorschein kam. Alle waren gerührt durch ihre jung=

fräuliche Entrüstung. Man entfesselte ihre Hände, auf daß sie selbst ihr Mieder wieder zuschnüren könne.

Morgens am 16. Juli ward sie von der Abbaye nach der Conciergerie gebracht. Am Abende desselben Tages schrieb sie einen langen, ausführlichen Brief an Barbaroux, einen Brief, der augenscheinlich darauf berechnet war, um — was uns schmerzlich berührt und sogar weh thut — durch die Heiterkeit seines Tones die vollständige Ruhe ihrer Seele zu offenbaren.

Das aber, was zu beweisen schien, daß sie trotz des Anscheines, den sie sich gab, in ihrem Innern doch nicht ganz ruhig war, war der Umstand, daß sie viermal darin auf das zurückkam, was jenen Mord motiviren und entschuldigen soll: Der Friede, der Wunsch nach Frieden. Ihr Brief ist datirt vom zweiten Tage des Versuchs zur Wiederherstellung des Friedens.

Dieser Brief ward durch ganz Paris verbreitet und von Jedermann verschlungen.

Außerdem schrieb sie noch an ihren Vater, um ihn um Verzeihung zu bitten, daß sie auf diese Weise über ihr Leben verfügt habe. Sie citirte darin den bekannten Vers:

„Le crime fait la honte et non pas l'échafaud.“

Einen dritten Brief schrieb sie an den Neffen der Aebtissin von Caen, an das Conventsmitglied Doulcet de Pontécoulant, einen vorsichtigen Girondisten, der — wie Charlotte sagt — auf dem Berge sitzt. Ihn wählte sie zu ihrem Vertheidiger.

Wenn einer Bemerkung, die sich durch die Familie des Malers, der ihr Bild in der Conciergerie gemalt, erhalten

hat, Glauben zu schenken ist, so hat sich Charlotte Corday eine neue Haube für den Tag ihrer Hinrichtung machen lassen. Und nur dadurch erklärt es sich, daß sie während ihrer kurzen Gefangenschaft sechsunddreißig Francs gebraucht.

Ganz Paris fragte sich, nach welchem Systeme man die Anklage gegen sie formuliren werde. Der Gemeinderath schrieb in einer Proclamation Charlottens That den Einflüsterungen der Féderalisten zu und erklärte: „Diese Furie sei von der Wohnung des ehemaligen Grafen Dorset ausgegangen.“ — Fouquier-Tinville *) schrieb dem Sicherheits-Ausschuß: man habe ihn so eben unterrichtet, Charlotte Corday sei die Geliebte Belzunce's. Diesen Belzunce und einen seiner Anverwandten Biron, neuerdings denuncirt durch Marat, habe sie rächen wollen, und zu diesem Acte blutiger Rache habe sie vor Allen Barbaroux gedrängt u. s. w.

Das Volk aber täuschte sich nicht. Alle Welt begriff, daß Charlotte keine Mitschuldigen und keine andern Rathgeber hatte, als ihren Muth, ihre Vaterlandsliebe, ihren Fanatismus.

Die Gefangenen der Abbaye und der Conciergerie, sogar das Volk in den Straßen betrachteten sie mit dem Stillschweigen achtungsvoller Bewunderung.

„Als sie im Gerichtssaale erschien (berichtet ihr officiöser Vertheidiger Chauveau-Lagarde) **), hatten Alle

---

*) Der öffentliche Ankläger der Republik.

**) Der Brief, den Charlotte Corday Tags zuvor an Doulcet de Pontécoulant geschrieben, hatte diesen nicht zu Haus getroffen. Man gab ihr Chauveau-Lagarde zum Vertheidiger,

— Richter, Geschworene und Zuschauer — das Ansehen, die Angeklagte für einen Richter zu halten, der sie vor den höchsten Gerichtshof, vor den Thron des ewigen Richters lud. Man konnte ihre Züge zeichnen, ihre Worte wiedergeben; keine Kunst aber wäre im Stande gewesen, ihre große Seele zu malen, die aus ihrer Physiognomie hervorstrahlte. Der moralische Eindruck der Prozeßverhandlungen gehört zu jenen Dingen, die sich wohl fühlen, unmöglich aber beschreiben lassen."

Sodann berichtigt er ihre Antworten und Aussagen, die der „Moniteur" — (dieser große officielle Lügner) so gewandt entstellt, verstümmelt und absichtlich entfärbt hatte, um den Eindruck derselben zu schwächen. Alles, was sie vor den Schranken ihrer Richter gesprochen hatte, trug den Stempel Corneille's.

— Wer, fragte der Richter, hat Dir so vielen Haß eingeflößt?

— Ich bedurfte nicht des Hasses Anderer, erwiderte sie, mein eigener Haß genügte mir.

— Diese That muß Dir eingeflößt worden sein!

— Man vollbringt nur schlecht, was man nicht selbst beschlossen hat.

— Was aber haßtest Du in ihm?

— Die Größe seiner Verbrechen!

— Und was verstehst Du darunter?

— Die Verheerungen Frankreichs!

---

denselben Mann, der drei Monate später, im October, die Königin Marie Antoinette vor Gericht vertheidigte. E. M. O.

— Und was hofftest Du, indem Du ihn tödtetest?

— Meinem Vaterlande den Frieden wiederzugeben.

— Glaubst Du denn alle Marats getödtet zu haben?

— Vielleicht wird der Tod des Einen den Andern Furcht einflößen.

— Und seit wann hattest Du diesen blutigen Vorsatz gefaßt?

— Seit dem 31. Mai, wo man, auf Marats Antrag, die Vertreter des Volks festgenommen hat.

Der Präsident fragt nach einer ihre Schuld erschwerenden Aussage:

— Was hast Du darauf zu erwidern?

— Nichts, als: daß die That mir geglückt ist.

Nur in Einem Puncte verläugnet sie die Wahrheit. Sie behauptet bei der Revue zu Caen dreißigtausend Mann gesehen zu haben. Dies ist die einzige Unwahrheit, die sie gesagt, um diesen Richtern und Paris Furcht einzujagen.

Mehrere ihrer Antworten bewiesen, daß ihr entschlossenes Herz bei allem Muthe, der es aufrecht hielt, nicht ohne Mitleid war. Die Aussage, welche Marat's Geliebte unter Schluchzen und Thränen gegen sie hervorgebracht hatte, vermochte sie nicht bis zum Ende anzuhören.

— Genug, genug! rief sie, die Weinende unterbrechend. Ja, ja, ich bin's, die ihn getödtet hat!

Nicht minder bewegt schien sie in dem Augenblick, als ihr das Werkzeug ihrer That, das Messer, gezeigt ward. Erschreckt wandte sie das Gesicht ab, stieß es mit der Hand zurück und rief mit schluchzender Stimme:

— Ich erkenne es, ich erkenne es!

Fouquier-Tinville erinnerte daran, daß sie den Stoß, um nicht zu fehlen, von oben herab ausgeführt.

— Ohne Zweifel, warf er hin, hat sie sich darin zuvor wohl geübt!

— O dies Ungeheuer! rief sie empört. Er hält mich für einen Meuchelmörder!

Dieses Wort, erzählt Chauveau-Lagarde, sank wie ein Blitzstrahl nieder. Die Verhandlungen waren sofort geschlossen. Sie hatten kaum eine halbe Stunde gewährt.

Der Präsident Montané hatte sie retten wollen. Er verwandelte die Frage, die an die Jury zu richten war, und begnügte sich, sie zu fragen: Hat sie die That mit Vorbedacht gethan? Er unterdrückte die zweite Hälfte der Formel, welche lautet: „mit verbrecherischem, contre-revolutionärem Vorsatz?*).

Der Präsident, um sie zu retten, die Jury, um sie zu demüthigen, hatten ihrem Vertheidiger den Rath gegeben, sie für geisteskrank, für verrückt zu erklären. Dieser aber betrachtete sie und las in ihren Augen; er diente ihr, wie sie es verlangte, räumte die Schuld des lang gehegten Vorbedachtes ein und erklärte statt aller Vertheidigung: sie wolle durchaus nicht vertheidigt sein. Jung und über sich selbst erhoben durch den Anblick dieses großen, unerschütterlichen Muthes, wagte er das Wort (so nahe ans Schaffot streifend): diese Ruhe der Angeklagten ist erhaben über alle Schrecken des Todes.

*) In Folge dessen ward Montané einige Tage darauf, der Contre-Revolution verdächtig, verhaftet.

Nachdem das Gericht sie verurtheilt hatte, ließ sie sich zu ihrem jungen Vertheidiger führen und sagte ihm mit der ganzen Anmuth, die ihr eigen war, sie danke ihm für seine zartfühlende und großmüthige Vertheidigung und er möge ihr gestatten, ihm einen Beweis ihrer Achtung zu geben.

— Diese Herren da, fügte sie hinzu, auf die Richter weisend, haben mir so eben erklärt, daß meine Güter confiscirt sind. Ich schulde noch eine Kleinigkeit der Conciergerie und bitte Sie, für mich diese Schuld zu bezahlen.

Vom Gerichtssaale herabsteigend auf der dunkeln Treppe, die zu den unterirdischen Kerkern führt, lachte sie alle Gefängnißgefährten, die sie vorüberkommen sahen, mit freundlicher Miene an und entschuldigte sich bei dem Schließer Richard und seiner Frau, deren Frühstück sie zu theilen versprochen hatte. — Bald darauf empfing sie den Besuch eines Priesters, der ihr seinen Trost anbot.

— Danken Sie in meinem Namen den Leuten, die Sie zu mir geschickt, sagte sie und geleitete ihn artig bis zur Thür ihres Kerkers.

Während des Verhörs hatte sie bemerkt, daß ein Maler es versucht habe, ihre Züge zu erfassen. Nachdem sie verurtheilt war, ließ sie ihn rufen, um ihm die letzten Augenblicke zu schenken, die ihr vor der Hinrichtung übrig blieben. Dieser Maler — Hauer — war zweiter Commandant des Bataillons der Nationalgarde, das größtentheils aus Cordeliers bestand. Dieser Eigenschaft allein hatte er die Begünstigung zu verdanken, daß man ihm Einlaß zu ihrem Kerker gewährte, ohne andere Zeugen, als einen Gensdar-

men. Während er ihr Bild vollendete, plauderte sie mit ihm mit der größten Seelenruhe von den gleichgiltigsten Dingen, endlich auch von ihrer Verurtheilung und von dem moralischen Frieden, der sie belebe und ihr vollen Muth zum Sterben verleihe. Sie bat Herrn Hauer, die letzte Bitte einer Sterbenden zu erfüllen und eine Copie des Bildes ihrer Familie zu schicken.

Nach anderthalb Stunden hörte sie leise an die kleine Thür pochen, die hinter ihr war. Man öffnete. Der Henker (Sanson) trat ein. Charlotte erblickte, sich umwendend, die Scheere und das rothe Hemde, das er trug. Da konnte sie sich einer leichten Gemüthsbewegung nicht erwehren und rief unwillkührlich:

— Wie, schon jetzt?

Bald aber sammelte sie sich wieder und sagte zum Maler:

— Mein Herr, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll für die Mühe, die Sie sich um mich gegeben. Ich habe Ihnen nichts Anderes anzubieten, als dies da. Bewahren Sie es als ein Andenken an mich.

Dann nahm sie die Scheere aus der Hand des Henkers, schnitt eine schöne Locke ihrer langen Haare ab, die aus der Haube hervorquollen, und gab sie Herrn Hauer. Selbst der Henker und die ihn begleitenden Gensdarmen waren gerührt.

Im Augenblick, wo sie den Karren bestieg, wo die Menge, von zwei entgegengesetzten Glaubensschwärmereien, von Wuth und von Bewunderung beseelt, aus der niedern Säulenhalle der Conciergerie dieses junge, schöne, leuchtende Opfer im rothen Mantel hervortreten sah, schien die Natur mit der menschlichen Leidenschaft zu harmoniren: es brach

ein heftiger Sturm aus. Aber dieses Unwetter währte nur kurze Zeit und schien vor ihr zu fliehen, als sie auf dem Pont-neuf erschien und von dort langsamen Schritts durch die Sanct Honoré-Straße gezogen ward. Vor sieben Uhr Abends langte sie auf dem Richtplatze an. Die Sonne stand hoch und brannte noch. Der Widerschein des rothen Hemdes erhöhte auf fantastische Weise den Eindruck ihrer Gesichtsfarbe und den milden Schimmer ihrer Augen.

Man versichert, Robespierre, Danton, Camille Desmoulins hätten sich in der Straße aufgestellt, um sie vorüberziehen zu sehen und betrachten zu können. Danton soll sich nicht enthalten haben, auszurufen: Welch ein Engel! Ermordet zu werden von solcher Hand, muß nicht schrecklich sein! Robespierre aber schwieg und mochte in der Stille seines Herzens denken: Ich kann sie nicht hassen, denn sie hat mich von einem gefährlichen Nebenbuhler meiner Macht befreit.

Die ernsten Beobachter, die sie bis zum Platze der Hinrichtung begleiteten, Schriftsteller, Journalisten, Aerzte, waren erstaunt über eine seltsame Erscheinung. Selbst die beherztesten dieser zum Tode geführten Verurtheilten hielten sich aufrecht durch den Trost patriotischer Gespräche oder durch furchtbare Flüche und Verwünschungen, die sie auf das Haupt ihrer Feinde niederfallen ließen. Nur sie allein behauptete unter diesem wilden Geschrei der Menge ihre vollkommene Seelenruhe, ihre ernste Heiterkeit. An dem Fuße der Guillotine angelangt, erschien sie von einer wunderbaren Majestät angehaucht und wie transfigurirt durch die Strahlenkrone der untergehenden Sonne.

Ein Arzt, der sie auf dem ganzen Wege nicht aus dem Auge verloren hatte, erzählt, daß sie sich beim Anblick der Guillotine einen Moment entfärbt habe. Bald aber waren die frischen Farben auf ihr Angesicht zurückgekehrt und festen Schrittes bestieg sie die Stufen des Schaffots. Tiefe, echt jungfräuliche Schaam röthete ihr Gesicht in dem Augenblick, als die Hand des Henkers ihr das Busentuch entriß. Das tödtende Schaamgefühl jagte sie wie von selbst unter das Beil der Guillotine.

In dem Augenblick, wo ihr Haupt fiel, hatte ein maratistischer Zimmermann, dem Henker als Gehilfe dienend, die bodenlose Frechheit, ihren schönen Kopf bei den Haaren zu erfassen, ihn ringsum dem Volke zu zeigen und ihn endlich sogar zu ohrfeigen. Ein Schauer des Abscheus durchrieselte die Menge. Viele darunter glaubten gesehen zu haben, daß der abgeschlagene Kopf erröthet sei. Vielleicht war dies nur Einbildung oder optische Blendung, denn in demselben Augenblick blitzten die rothen Strahlen der niedersinkenden Sonne durch die Bäume der Champs-Elysées.

Aber die Commune von Paris und das Revolutionstribunal gaben Genugthuung dem beleidigten Gefühle des Volkes dadurch, daß jener brutale Henkershelfer noch am Abende desselben Tages deßhalb eingekerkert ward.

Das Geschrei der Maratisten ward durch den allgemeinen Eindruck der Bewunderung und des Schmerzes übertönt, der sich in allen Classen der Bevölkerung und als Wiederhall desselben auch in den Journalen kundgab. Trotz der Sklaverei, in welcher die Presse jener Tage geschmachtet,

besaß die „Chronique de Paris“ den Muth, die Kühnheit, eine Lobrede Charlotte Corday's zu drucken.

Man hat die Theilnahme des Präsidenten Montané und dessen Versuch, sie zu retten, man hat die tiefe Gemüthsbewegung ihres Vertheidigers gehört. Nicht minder groß war die Theilnahme des Malers. Die Kunstausstellung jenes Jahres brachte ein Bild Marat's, das er allem Anscheine nach nur darum ausgestellt hatte, um sich zu entschuldigen, daß er das Bild der Corday gemalt. Sein Name aber erschien seitdem bei keiner Ausstellung mehr. Marat's fatales Bild war das Letzte seines Pinsels.

Der Eindruck ihres Todes war schrecklich: man begann durch sie den Tod zu lieben. Die ruhige Unerschrockenheit dieses jungen Mädchens, die heldenmüthige Aufopferung ihres Lebens, erzeugte in mehr als einem jugendlichen Herzen den Wunsch, den Trieb, das heiße Verlangen, dieser Judith von Caen zu gleichen.

Ein junger Deutscher, Adam Lux, nach Paris geschickt, um die Vereinigung seiner Vaterstadt Mainz mit Frankreich einzuleiten, ließ eine Broschüre erscheinen, in der er zu sterben verlangte, um mit Charlotte Corday vereinigt zu werden. Dieser Unglückliche, hieher gekommen mit einem Herzen voll Enthusiasmus, glaubte in der französischen Revolution das reine Urbild der menschlichen Wiedergeburt zu erblicken und vermochte die allzufrühzeitige Verdunkelung seines Ideals nicht zu vertragen. Er begriff nicht die oft allzugrausamen Schmerzen, die dem Geborenwerden einer neuen Zeit vorangehen. Seine melancholischen Augen erblickten in Charlotte Corday die zur Guillotine geschleppte

Freiheit. Er sieht sie in ihrer rührenden und bewundernswürdigen Unerschrockenheit vor den Schranken ihrer scheußlichen Richter; er sieht sie in der majestätischen Glorie ihres Muths auf dem Schaffot. Nur zweimal ist sie ihm erschienen. Genug! Auch er ist dem Tode verfallen!

„Wohl glaubte ich“, schrieb er, „an ihren Muth; was aber sollte aus mir werden, wenn ich diese ganze Milde mitten unter barbarischem Geheul, diesen durchdringenden Blick, diese lebendigen, feuchten Funken, die aus ihren schönen Augen sprühten, aus welchen eine eben so zärtliche als muthige Seele sprach, unter dem Beile des Henkers sah! O unsterbliche Erinnerungen! Süße und bittere Gemüthsaufregungen, die ich bis dahin nie empfunden hatte. Sie sind's, die in mir die Liebe zu dem Lande erhalten, für welches sie sterben gewollt, und dem durch Adoption auch ich angehöre. Mögen die Feinde Frankreichs auch mir die Ehre ihrer Guillotine angedeihen lassen. Jetzt, seitdem ein Engel wie Charlotte Corday darauf gestorben, ist das Schaffot zum Altar geworden.“

Seine reine Seele, sein mystisches Herz verehrte Charlotte Corday, aber nicht deren blutige That. „Ohne Zweifel“, schreibt er, „hat Jedermann das Recht, einen Usurpator, einen Tyrannen zu tödten; Marat aber war weder das Eine noch das Andere.“

Nicht so dachten die Girondisten und die Anhänger des Königthums. Ihre Wuth bedurfte einer Heiligen, einer Legende. Charlotte Corday besaß für sie mehr Poesie als Ludwig XVI., der in ihren Augen ein gewöhnlicher Märty-

rer war, in welchem nichts Anderes Theilnahme erweckte, als sein Unglück.

Aus Charlottens Blute aber sproß ein neuer Glaube: die Religion des Dolches.

André Chénier weiht dieser neuen Gottheit eine Hymne, welche sagt:

O vertu! Le poignard, seul espoir de la terre,
Est ton arme sacrée!

Diese Hymne, neu umgeschmolzen in jeder Zeit und in jedem Lande, blitzt am Ende von Europa, in Rußland, in Puschkin's „Hymne an den Dolch" auf.

Brutus, der alte Schutzheilige heldenmüthiger Mörder, der bleiche Schatten des grauen Alterthums sieht sich jetzt in eine neue, mächtigere und verführerischere Gottheit verwandelt. Der junge Schwärmer, der einen großen Schlag träumt, der sich Carl Sand oder Alibaud nennt, wovon träumt er jetzt? Ist Brutus sein Vorbild? Nein, jetzt ist's jene reizende Charlotte Corday, ganz so wie sie es war in dem unheimlichen Glanze des rothen Mantels, in der blutigen Aureole der Julisonne, im Purpur der niedersteigenden Nacht!

XX.

Das Palais royal im Jahre 1793. Die Gesellschaftssäle. — Auf welche Weise sich die Girondisten entkräftet haben.

Die stürmischen Gemüthsbewegungen, die gewaltsamen Wechselfolgen, Fall und Rückfall hatten nicht nur den moralischen Nerv gebrochen, sondern auch in Vielen jenes Gefühl erschlafft, das in der Regel alle anderen zu überdauern pflegt: die Lust zum Leben. Man hätte glauben sollen, daß bei Menschen, die sich so blindlings in den Strudel der Zerstreuungen hineinstürzten, die Lust zum Leben mächtiger als jedes andere Gefühl gewesen sei; es war aber gerade das Gegentheil. Viele, gelangweilt, angeekelt, lebenssatt, bedienten sich — was seit Beginn der Revolution jedem Beobachter auffallen mußte — des Vergnügens wie eines Mittels zum Selbstmord. Je schwächer und kranker eine politische Partei ward, je mehr deren Macht und Einfluß hinstarb, desto mehr überließen sich die Männer der Partei dem Lebensgenuß: das hatte man an Mirabeau, Chapelier, Talleyrand, Clermont-Tonnerre, an dem Clubb von 89, der sich beim ersten Restaurant des Palais royal versammelte, gesehen: der politische Bund war zu einer Gesellschaft von Spielern herabgesunken. Auch das Centrum der gesetzgebenden Versammlung und des Convents, so viele dieser Männer dem Laufe des Fatums anheimgefallen, suchten

Trost und Vergessenheit in den Häusern des Ruins, in den Bordells und an den Spielbänken. Dies Palais royal, strahlend von Licht, Luxus und Gold, angefüllt mit schönen Frauen, die Euch entgegenkamen, Euch baten glücklich zu sein, zu lieben, zu genießen, dieser Mittelpunct aller Vergnügungen, der ganz Leben zu sein schien, was war er anders, als das Haus des Todes?

Hier fand man den Tod in allen Formen: hier Spielbänke, dort Freudenmädchen. Die Erstern, in kleinen Weinschenken und Kaffeehäusern versteckt, boten Mittel dar, sich auf leichte und schnelle Weise in den Abgrund zu stürzen. Man verlor sein Geld beim Spiele im ersten Stockwerke, und tröstete sich über dessen Verlust an der Brust einer Dirne im zweiten Stocke. Die Börse war leer und alles Gold darin verdunstet.

Dies waren nicht mehr die ersten Zeiten des Palais royal, wo die Kaffeehäuser die Kirchen der jungen, aufkeimenden Revolution gewesen, wo Camille, im Café de Foy, den ersten Kreuzzug gegen die Tyrannei gepredigt. Das war nicht mehr jenes Zeitalter revolutionärer Unschuld, wo der gute Claude Fauchet im Circus die Lehren der „Freunde", die Lehren menschenfreundlicher Vereinigung vorgetragen hatte. — All' diese Kaffeehäuser und Restaurants waren jetzt sehr besucht, aber ernst und finster. Einige darunter sahen noch Grauenhafteres. Bei dem Restaurant Février wurde Lepelletier de Saint-Fargeau*) ermordet.

---

*) Michel Lepelletier de Saint-Fargeau hatte als Mitglied des Convents für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt. Einen

Dicht nebenbei, im Café Corazza, ward der Untergang der Girondisten angezettelt.

Leben und Tod, hastiges und in raschen Zügen genossenes Vergnügen, leidenschaftlicher, aufreibender und verderbenbringender Genuß — das war das Palais royal von 93.

Vor Allem bedurfte es der Spielhäuser, um sich ohne Anstrengung, mit Hülfe einer einzigen Karte, vollständig ruiniren zu können.

Und außerdem mußten auch Mädchen dasein; nicht jene dürftige, kümmerliche, armselige Sorte, die sich in den Straßen umhertreibt und mehr geeignet ist, die Männer in ihrer Enthaltsamkeit zu bestärken, als sie zu verlocken, derselben untreu zu werden. Die Mädchen, die man damals unter den Arcaden lustwandeln sah, waren — wenn man sich so ausdrücken darf — ausgewählt, wie auf den normännischen Weideplätzen jene riesigen Thiere, blühend an Fleisch und Leben, die für den Umzug am Faschingsdienstage auserkoren werden. Mit entblößtem Busen, mit nackten Schultern, nackten Armen promenirten sie selbst im strengsten Winter, den Kopf mit ungeheuern Blumenbouquets ausgeschmückt, um durch den Köder ihrer üppigen Reize die Blicke der Männer auf sich zu ziehen. Die Greise jener Zeit erinnern sich noch heutigen Tages, im Palais royal vier co-

---

Tag vor der Hinrichtung des Königs ward er durch einen Garde-du-Corps, Namens Paris, an der Tafel ermordet. Sein Leichnam ward auf dem Vendome-Platze ausgestellt und von dort nach dem Panthéon gebracht. Sein Tod gab das Signal zur Verfolgung aller Royalisten. E. M. O.

lossale Blondinen, wahre Atlasse der Prostitution, gesehen zu haben, die, mehr als alle Andere, die ganze Wucht revolutionärer Orgien zu tragen hatten. Mit Verachtung sahen sie in den Gallerien auf den Schwarm all' jener Putzmacherinnen herab, die durch geistreiche Miene und pikantes Liebäugeln die Magerkeit ihres Körpers vergessen zu machen versuchten.

Dies waren die sichtbaren Seiten des Palais royal. Wer aber die beiden Gomorrha-Thäler, die den Garten umgeben, durchzog, und wer die neun Treppen der Passage Radziwil, den wahrhaften Thurm von Sodom, erstieg, der sah dort noch ganz andere Dinge. Viele Männer zogen diese düstern Höhlen, diese finstern Löcher, kleine Kneipen und Keller, die selbst bei Tage durch Lampen erleuchtet waren, vor, wo der Verfall der Sitten sich in seiner ganzen Nacktheit offenbarte und wo Alles den pestartigen Geruch zügelloser Orgie an sich trug.

In diese finstere, schmutzige, angesteckte, schamlose Genüsse feilbietende Welt hatte sich eine Menge von Männern geflüchtet, die Einen Contre-Revolutionäre, die Anderen jetzt gar keiner Partei mehr angehörend, gelangweilt, angekelt, gedrückt und zermalmt durch die Ereignisse, ohne Herz, ohne Idee. Diese Leute da waren entschlossen, sich ein Alibi zu schaffen an den Spielbänken und in den Armen feiler Mädchen, so lange die Zeit der Stürme dauerte. Sie verpuppten sich in diese Schlupfwinkel des Lasters, entschlossen, an nichts mehr zu denken als die Zeit zu tödten.

Das Volk starb unterdessen vor Hunger und das Heer vor Kälte. Was aber kümmerte das sie? Feinde der Re-

volution, die sie stets zu neuen Opfern aufrief, schienen sie ihr zu sagen: Wir mästen uns in Deiner Räuberhöhle. Du kannst uns Einen nach dem Andern verschlingen, morgen mich und heute ihn. In diesem Puncte sind wir Alle mit einander einverstanden; aber wenn es Dir einfallen sollte, wieder Menschen aus uns machen zu wollen, unser Herz aufzurütteln und empfänglich zu machen für das unbegrenzte Leid der Menschheit, dann lachen wir Dir geradezu ins Gesicht und sagen Dir nichts weiter als: Il est trop tard, il est trop tard!

Wir sind hier bis zur niedrigsten Stufe der Selbstsucht herabgestiegen, haben die Pfütze geöffnet und in den Abgrund geblickt. Genug davon!

Aber wenn wir unsere Blicke erheben, was erblicken wir über den Häusern des Spiels und der Prostitution?

Brillante Gesellschaftssäle, geöffnet von Schauspielerinnen, Schriftstellerinnen, politischen Ränkeschmiedinnen, die nicht viel besser als jener Auswurf ihres Geschlechts sind. In den Armen dieser Frauen trinkt Mancher oft noch viel Schlimmeres als Abgestumpftheit und Tod. Hier vergißt er seinen Glauben, seine Principien: hier wird sein Character verweichlicht, seine Kraft entnervt.

Unter diesem Einfluß ist der größte Theil der Gironde untergegangen, nicht durch den Eifer des Kampfs, nicht durch den Muth, durch die Kraft zu sterben, sondern mehr durch den Muth zu siegen, um eben nicht zu sterben. Sie waren Alle weich geworden und besaßen nicht mehr jene Schärfe des Bluts, das Schlachten gewinnen macht. Sie hatten ihre ganze Willenskraft verloren. Das

Vergnügen unterstützte die Philosophie... sie entsagten. Doch von dem Augenblick, wo eine politische Partei entsagt, ist sie auch verloren.

Diese Männer, unter denen die Meisten, noch sehr jung, bis dahin in der Obscurität ihrer Provinz vergraben waren, sahen sich mit Einem Male in hellen Sonnenglanz, in einen für sie gänzlich neuen Luxus versetzt, von den Schmeicheleien und Liebkosungen eleganter Frauenwelt umringt, Auszeichnungen, um so verführerischer, weil sie aufrichtig waren. Die Frauen bewunderten die Energie dieser Männer, denn sie fühlten, daß sie ihrer bedurften.

Diese Damen da waren äußerst gewandt. Sie hüteten sich, denen, die sie durch den Zauber ihrer Schmeicheleien für sich gewannen, die geheime Absicht ihres Verführungsplans zu offenbaren.

Bei Eurem ersten Besuche hättet Ihr in den Salons dieser Frauen und in ihnen selbst nichts Anderes als aufrichtige, ehrliche, aber gemäßigte Republikanerinnen erblickt. Beim zweiten Male aber hättet ihr schon Feuillants und Lafayettisten gefunden. Und erst dann, wenn sie sich ganz ihrer Macht bewußt waren, entschleierte sich der wahre Hintergrund dieser Frauenzirkel, die alten royalistischen Freunde, für die jene Frauen eben so gewandt als eifrig vorgearbeitet hatten. Es war ein Glück, wenn der arme junge Mann, als reiner Republikaner nach Paris gelangt, sich nicht, ohne es zu ahnen, mitten unter adeligen Spionen und Ränkeschmieden von Coblenz befand.

Auf diese Weise ließ sich die Gironde im verführerischen Netze der Pariser Frauengesellschaft fangen. Niemand ver-

langte von ihnen, sie sollten Royalisten werden. Die Royalisten suchten ihnen diese Mühe zu ersparen dadurch, daß sie selber Girondisten wurden. So ward diese Partei allmählig mehr und mehr die Stütze des Royalismus, die schützende Maske, unter welcher sich die Contre-Revolution in Paris und im Angesichte der Revolution festsetzen und behaupten konnte. Die Geldaristokraten, die Männer der Bank, waren getheilt: die Einen Girondisten, die Andern Jacobiner. Der Uebergang von ihrer ursprünglichen, nur allzubekannten Gesinnung zu jener der republikanischen Partei schien ihnen leichter von Seite der Gironde. — Ueberdem waren die Salons der Künstlerinnen und Frauen in der Mode ein neutraler Boden, auf dem die Männer der Bank, wie durch Zufall, mit den Männern der Politik zusammentrafen, sich, ohne gegenseitig vorgestellt zu sein, angenehm unterhielten und endlich als Freunde und Anhänger auseinandergingen.

Aber auch die reinsten, von jeder politischen Intrigue entfernten und aus wahrer Zuneigung hervorgegangenen Verbindungen trugen das ihrige bei, die Gironde zu entkräften. Die Liebe der Mademoiselle Candeille*) zu Ver-

*) Amélie Julie Candeille, geboren am 31. Juli 1767, war die Tochter des Componisten Pierre Joseph Candeille. Kaum dreizehn Jahre alt, debutirte sie im Jahre 1780 als Sängerin, Harfenspielerin und Pianistin. Zwei Jahre später ward sie bei der großen Oper engagirt. Sie entsagte dem lyrischen Drama, wandte ihr vielseitiges Talent der Tragödie zu und trat 1785 im Theâtre français zuerst als Hermione in „Andromaque" auf und war seit jenem Abende der gefeierte, vergötterte und auf Händen getragene Liebling von ganz Paris.

gniaud, dem Oberhaupte der Girondisten, ist nicht freizusprechen von aller Schuld an dessen Untergange. Sein von ihrem Bilde eingenommenes Herz vermehrte die Unentschlossenheit und Trägheit seines Characters. Man merkte es im Convente, daß seine Seele häufig auf ganz anderm Gebiete umherirrte und mit andern Gedanken erfüllt und beschäftigt war. Und man hatte wahrlich nicht Unrecht. Seine Seele wohnte zu der Zeit, wo die Gefahr des Vaterlands sie ausschließlich hätte beschäftigen sollen, in einer andern Seele. Ein Frauenherz, schwach und dennoch mächtig, hielt in sich eingeschlossen das Löwenherz Vergniaud's. Gesang und Harfenspiel der schönen, guten, anbetenswürdigen Candeille hatten ihn ganz und gar unterjocht, entzückt und bezaubert. Arm, wie er war, sah er sich von ihr den Reichen gegenüber, die huldigend ihr zu Füßen lagen, bevorzugt und geliebt, aufrichtig geliebt. Die Eitelkeit hatte keinen Theil daran: weder der glänzende Erfolg des Redners, noch jener der jungen Muse, die im Vereine mit Vergniaud, mitten in den stürmischen Fragen der Republik, Muße gefunden hatte, ein Lustspiel zu schaffen, das hundertfünfzig Wiederholungen erlebte *).

Dies schöne, bezaubernde Weib, das Ideal moralischer Anmuth, hinreißend durch ihr Talent, durch die Tugenden ihres Herzens, liebte dies müßiggehende Genie, das auf dem Gipfel seines Ruhmes schlief. Und Vergniaud erwi-

*) Im Vereine mit Vergniaud schrieb sie das Lustspiel „la belle fermière", dessen erste Vorstellung am 27. December 1792 stattfand. E. M. O.

derte ihre Liebe, hüllte sein Leben in den Zauber dieser Liebe und träumte in ihren Armen seine Träume fort. Aber mitten in diesen Träumen fühlte er, daß sie und er an einem unvermeidlichen Abgrunde stehen. Er vermochte sie, die sich ihm hingegeben, nicht zu schützen. Ihr Talent gehörte dem Publikum. Das Bedürfniß, ihre armen Aeltern zu erhalten, hatte sie zum Theater geführt und sie dort allen Launen dieser sturmbewegten Welt ausgesetzt. Sie, die nur einem Einzigen gefallen wollte, mußte Allen gefallen und die Schätze ihrer Schönheit, worauf er allein ein heiliges Recht, das Recht der Liebe besaß, mit dieser rohen, unmoralischen Menge theilen, die man „Publikum" heißt.

Das eben war's, was Vergniaud's Stolz beleidigte, was sein Herz beunruhigte und ihn zittern machte. Es war schrecklich für ihn, zu denken, daß das von ihm angebetete Weib jeden Augenblick der Spielball der Parteien, das Opfer brutaler Laune des Publikums werden konnte. Das war die verwundbare Stelle dieses Mannes. Hier fürchtete Der, der sonst gar nichts zu fürchten schien.

Aber diese Zeit liebte die Gefahr. Gerade mitten im Prozesse Ludwigs XVI., unter den mörderischen Blicken der Parteien, die sich gegenseitig Tod und Untergang geschworen hatten, enthüllten Vergniaud und Mademoiselle Candeille die Stelle, an der sie verwundbar waren. Vergniaud hatte eben den größten seiner Siege, den Triumph der Menschlichkeit, gefeiert. Mademoiselle Candeille spielte in ihrem eigenen Stücke „la belle fermière". Sie bezauberte ganz Paris und versetzte das Publikum in ein mildes, friedliches Land, das Alles, selbst die Gefahr des Vaterlands, vergessen machte.

Die „belle fermière“ hatte einen ungeheuern Erfolg. Selbst die Jacobiner schonten dieses reizende Weib, das alle Parteien durch das Opium der Liebe, durch Lethe's Zaubertrank zu berauschen, zu beruhigen verstand. Nicht minder günstig war der Eindruck des Stücks für die Gironde. Das Werk der Freundin Vergniaud's offenbarte nur zu klar, daß seine Partei, die der Menschlichkeit und der Natur, Schutz bieten würde den Besiegten.

Aber gerade diese Grundsätze der Milde, die Vergniaud in vollen Zügen aus dem Becher der Liebe geschlürft, trieben ihn mehr und mehr dem Abgrunde zu.

Am 31. October 1793 sank sein Haupt unter dem Beile des Henkers.

XXI.

Danton's erste Frau (1792—1793).

Die Sammlung des Obristen Maurin, jetzt leider verkauft und zerstreut, enthielt unter andern kostbaren Dingen auch einen sehr schönen Gipsabguß von der ersten Frau Danton's. Der Character dieses Gesichtes zeigte ungemein viel Güte, Ruhe und Seelenstärke. Kein Wunder also, daß sie so vielen Einfluß auf das Herz ihres Mannes ausgeübt hat und eben wegen dieses guten Einflusses auf ihn so allgemein betrauert worden ist.

Ihr Einfluß war in der That unbegrenzt. War sie doch die Frau seiner Jugend, seiner Armuth! Danton, damals Advokat ohne Praxis, tief verschuldet, ward von seinem Schwiegervater, einem Limonadier am Pont-neuf, erhalten, der seiner Tochter allmonatlich ein Paar Louisd'or gab, damit sie und ihr Mann, der, leichtsinnig, bei allen Schulden ziemlich flott zu leben gewohnt war, nicht verhungere. Danton machte sich über seine Lage keine Sorge. Wenn im Haushalte die nothwendigsten Lebensmittel fehlten, zog sich die Familie auf einige Zeit nach Fontenai, bei Vincennes, zurück, wo sein Schwiegervater eine Art von Meierei besaß.

Danton, ausgestattet mit allen Elementen des Lasters, besaß wenigstens die Tugend, daß er weder Spieler noch Trinker war. Desto mehr aber — es ist wahr — liebte er

die Frauen, nichts desto weniger aber vor allen Andern die Seinige. — Alle Parteien, die sich seiner bemächtigten, suchten ihn und seinen täglich wachsenden Einfluß mit Hilfe der Frauen auszubeuten. Die Orleanisten versuchten es, ihn durch die Maitresse des Herzogs, durch die schöne Frau von Buffon, in ihr Netz zu locken. Danton's glühende Einbildungskraft und sein stürmisches Temperament liebte in diesem Puncte die Abwechselung. Jede Nacht aber trieb ihn das Bedürfniß nach wahrer Liebe und uneigennütziger Anhänglichkeit in die Arme der lieben guten Gefährtin seiner Jugend, an den stillen Heerd seines Weibes und ihres alten Danton's zurück, der trotz seines Leichtsinns ihr Stolz, ihr Abgott, ihr Alles war.

Das Unglück dieser armen Frau begann an dem Tage, an welchem ihr Mann urplötzlich und ganz unerwartet Justizminister geworden war in jenem furchtbaren Augenblicke, in welchem Paris die Septembergräuel sah. Zum größten Kummer ihres Mannes erkrankte sie. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Danton, nur seiner kranken Frau zu Liebe, deren Ruhe und Genesung ihm am Herzen lag, im November und December die letzten, peinlichen und seinen Stolz nicht wenig erniedrigenden Schritte that, um sich der Gironde zu nähern und, wenn noch Möglichkeit dazu vorhanden wäre, den Abgrund zu schließen, der bald darauf Alle verschlingen sollte.

Die niederreißende Schnelligkeit, mit welcher in solchen Revolutionen ein Ereigniß das andere jagt, hatte Danton's Frau auf's Krankenlager geworfen. Der schreckliche Ruf ihres Mannes und seine grauenerregende Prahlerei, daß er

der Haupturheber der Septembermorde sei, hatten ihr gefühlvolles Herz gebrochen. Zitternd war sie ins Hôtel des Justizministeriums eingezogen und halbtodt verließ sie es. Sie war nur noch ein Schatten, als sie mit ihrem Danton die neue Wohnung im Passage du Commerce, in einem traurigen Hause, bezog, das Wölbung und Bogengang bildet zwischen dem Durchgange und der (eben so traurigen) Cordeliers-Straße, die jetzt Rue de l'école de médecine heißt.

Der Tod dieser Frau war für Danton ein unersetzbarer Verlust. Die Leute, die ihr Leben in so schreckenerregender Fülle ins äußere Leben hinausschleudern, die das lauschende Volk mit dem Feuer ihrer Rede, mit dem Blute ihres Herzens erhalten, sehnen sich nach den Anstrengungen des Tages in ihre stille Häuslichkeit zurück. Sie fühlen die Nothwendigkeit, daß ihr Herz, daß ihr aufgeregtes Blut sich hier wieder beruhige. Und diese Ruhe schenkt uns nur eine Frau, eine Frau, die eben so mild, eben so liebevoll wie Danton's Frau ist. Sie war eben so schön als gut. Die Leute von Arcis*), wohin sie sich oft begeben hatte, fügen hinzu, daß sie schüchtern, etwas schwermüthig, aber fromm und außerordentlich mildthätig gewesen sei.

Sie hatte das Verdienst gehabt, sich aus ihrer sorgenfreien, ruhigen Lage in die Arme des ungewissen Zufalls zu werfen, ihr Schicksal an das Schicksal dieses jungen Mannes zu knüpfen, der, ohne Ruf, ohne Vermögen, in den Augen Derjenigen, die ihn trotz seiner Armuth liebte, ein verkann-

*) Arcis-sur-Aube war die Vaterstadt ihres Gatten. E. M. O.

tes Genie war. Tugendhaft, hatte sie ihn trotz seiner Laster, die auf seinem düstern und verstörten Antlitz nur allzusichtbar waren, auserwählt. Sie hatte den Muth und das Vertrauen, ihre Zukunft diesem unbekannten, hin und her gepeitschten, man könnte sagen auf dem Sturm gebauten Fahrzeuge, welches Danton hieß, anzuvertrauen. Eine einfache Frau, aber voll Herz, hatte sie diesen Engel der Finsterniß und des Lichts erfaßt, um ihm zu folgen über den Abgrund und die in Flammen stehende Brücke. Hier aber verließ sie die Kraft und sie sank in die Hand des Ewigen.

Das Weib ist das Glück, hat ein Dichter des Orients gesagt. Sie war nicht blos die Frau, sie war das Glück, der gute Stern, der von Danton's Seite entfloh, die Jugend und die Anmuth, das Vertrauen und der Glaube, die ihn verlassen hatten, denn war doch diese Frau es gewesen, die ihm zuerst vertraut hatte. Eine der Weiber Mahomets fragte den Propheten, warum er noch immer seine erste Frau betrauere? — Darum, weil sie die erste war, die an mich geglaubt zu einer Zeit, in der noch Niemand an mich geglaubt hat.

Danton's Frau war es gewesen, die ihm das Versprechen abgezwungen hatte, wenigstens des Königs Leben, die Königin, die fromme Prinzessin Elisabeth von Lamballe und die beiden königlichen Kinder zu retten, denn auch sie hatte ja zwei Kinder, Kinder, die sie mehr liebte als das Licht ihrer Augen. Das Eine dieser Kinder hatte Madame Danton in dem heiligen Momente der Erstürmung der Bastille, das zweite im Jahre 1791 in jenem Augenblicke empfangen, wo, als Mirabeau todt und die constituirende Versamm=

lung erloschen, Frankreichs Zukunft in den Händen Danton's lag, welcher der neue König der neuen Versammlung war.

Diese Mutter lag auf dem Krankenbette hingestreckt, zwischen zwei Wiegen, gepflegt von der Mutter ihres Mannes. Jedesmal, wenn er heimkehrte, aufgerieben und verwundet von den Ereignissen der Außenwelt, ließ er vor der Thür seiner Häuslichkeit die Rüstung und Stahlmaske des Politikers, um am Bette seiner kranken Frau eine viel tiefere Wunde, die schreckliche, blutige Gewißheit wiederzufinden, daß er in Kurzem von diesem Herzen voll Liebe werde losgerissen werden, daß jeder Tag, jede Stunde sie näher dem Tode bringe.

Das, was ihn mehr als Alles quälte, war, daß er nicht bis zum Augenblicke ihres Todes bei ihr bleiben und ihr letztes Lebewohl erhalten konnte. Es war ihm nicht vergönnt, bei ihr zu bleiben; die Pflicht rief ihn von ihrem Sterbebette hinweg. Frankreich, die Welt hatten ihre Augen auf ihn gerichtet in diesem furchtbaren Kampfe zwischen Liebe und Pflicht. Er konnte nicht reden, er konnte nicht schweigen. Wenn er nicht ein Mittel fand, sich mit der Rechten und durch sie mit dem Centrum, der großen Mehrzahl des Convents, zu versöhnen, dann blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich zu entfernen, Paris zu fliehen und sich nach Belgien schicken zu lassen, von wo er dann erst wieder zurückkehren wollte, wenn der Lauf der Ereignisse den Knoten aufgelöst oder zerrissen hätte. Aber würde er diese Frau, die so krank war, noch am Leben finden? Und würde diese Frau genug der Kraft, genug des Muthes in sich finden, um siegreich gegen ihre Krankheit anzukämpfen und wenigstens

so lange noch zu leben, um in den Armen ihres zurückkehrenden Mannes den letzten Seufzer ihrer Leiden auszuhauchen? Man konnte voraussehen, daß es zu spät sein und daß er bei seiner Heimkehr nichts finden würde als ein verwaistes und in Trauer gehülltes Haus, Kinder ohne Mutter und dies so glühend geliebte Weib im Schooße des Grabes. Danton glaubte nicht mehr an die Seele, und darum trieb es ihn mit so unwiderstehlicher Gewalt, wenigstens den Körper dieser Seele wiederzusehen. Und diesen Körper, der nach Verlauf von acht Nächten und acht Tagen entstellt und schrecklich anzuschauen war, entriß er der Erde, um ihn in seiner wahnsinnigen Liebe und Leidenschaft der Verwesung und den Würmern streitig zu machen.

XXII.

Danton's zweite Frau. — Die Liebe im Jahre 1793.

Dem Sturze der Gironde war eine allgemeine, grenzenlose Entmuthigung gefolgt. Die Sieger fühlten sich von ihr fast eben so sehr ergriffen, als die Besiegten. Marat war erkrankt. Vergniaud hatte nicht einmal den Muth zu fliehen. Danton suchte in einer zweiten Heirath eine Art Alibi gegen die Stürme der Politik.

Die Liebe beschleunigte den Tod Vergniaud's, wie sie den Tod Danton's beschleunigte.

Der große Redner der Gironde, Gefangener der Rue de Clichy, die zu jener Zeit sehr öde war und fast nur aus Gärten bestand, war weniger Gefangener des Convents als der Mademoiselle Candeille. Seine Seele schwankte zwischen Liebe und Zweifel. Er fragte sich, ob die Liebe dieser Frau die Zerstörung aller andern Dinge überdauern werde. Das, was er von seinem eigenen Ich gerettet hatte, sprach sich in jenen bittern Briefen aus, die er auf die Bergpartei herniederschleuderte. Das Fatum hatte ihm die Mühe erspart, zu handeln, und er bedauerte es nicht mehr und fand es süß, so zu sterben, die schönen Thränen einer Frau schlürfend, von der er sich geliebt glaubte.

Zu derselben Zeit bereitete Danton für sich einen gleichen Selbstmord vor. Unglücklicherweise war dies damals bei vielen

Männern derselbe Fall. In dem Augenblick, wo die öffentliche Angelegenheit eine Privatsache, eine Frage auf Leben und Tod wird, sagen sie verblendet: Es ist noch morgen Zeit zu den Geschäften! Heute aber wollen wir das Leben noch genießen. Sie verschließen sich in ihre Mauern, ziehen sich an ihren häuslichen Heerd zurück und suchen Trost in den Armen der Liebe. Aber diese Liebe eben beschleunigt ihren Sturz, ihren Untergang.

Danton, noch Trauer tragend um seine erste Frau, nahm sich eine zweite. Jene, die er so heiß geliebt hatte, war am 10. Februar, während seines Aufenthaltes in Belgien, gestorben. Am 17. nach Paris zurückgekehrt, hatte er sie ausgraben lassen, um sich den Trost zu verschaffen, sie noch einmal wiederzusehen. Bis zum 17. Juni waren vier Monate verflossen, während welcher er Tag für Tag heulend, brüllend vor Schmerz, die Erde von Neuem geöffnet hatte, um im Schrecken des Leichentuches Jene zu umarmen, in welcher seine Jugend, sein Glück, sein guter Stern dahingeschieden war.

Im Sterben liegend, hatte sie seine zweite Heirath verlangt und so, ohne es zu ahnen, das vorbereitet, was so viel zu seinem Sturze beitrug. Sie, die ihn leidenschaftlich geliebt hatte, errieth, daß er liebe, und wollte ihn glücklich wissen. Auch hoffte sie den beiden Kindern, die sie zurückließ, eine Mutter zu geben in der Person eines jungen Mädchens, das erst sechszehn Jahre zählte, aber tausend gute Eigenschaften besaß und eben so mild und fromm wie die Sterbende war. Das erste Weib, das in Folge der September-Aufregungen, in Folge des schrecklichen Rufes

ihres Mannes starb, hoffte ohne Zweifel ihn dadurch, daß sie ihn vermählte, der Revolution zu entreißen, seine Bekehrung herbeizuführen und — da seine zweite Frau einer königlich gesinnten Familie angehörte — aus ihm einen geheimen Vertheidiger der Königin und ihres königlichen Sohnes im Temple zu machen.

Danton hatte schon als Advokat am Parlamente den Vater dieses jungen Mädchens gekannt, welcher damals Huissier gewesen war. Minister geworden, hatte er demselben eine einträgliche Stelle bei der Marine verschafft. Aber wie sehr auch die ganze Familie ihm gegenüber zu Danke verpflichtet, nichts desto weniger erschwerte sie ihm die Heirath mit ihrer Tochter. Die Mutter, nicht eingeschüchtert durch den Schrecken, den sein Name verbreitete, besaß den Muth, ihm die Gräuel des Septembers und den Tod des Königs, den er hätte retten können, vorzuwerfen.

Danton hütete sich wohl, mit ihr zu streiten. Er that, was man in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, wenn man, verliebt wie er es war, seinen Zweck erreichen will: er bereute und gestand das, was wirklich wahr war, daß die Ausschweifungen des gesetzlosen Zustandes nicht länger zu ertragen seien, daß er das Treiben der Revolution herzlich satt habe und sich, wie ganz Frankreich, nach Ruhe sehne.

Das, was dem Gefühle der Mutter so sehr widerstrebte, gefiel auch der Tochter nicht. Mademoiselle Louise Gély, ein hübsches, zartes Mädchen, erzogen im Schooße ehrlicher Bürgerfamilie, gehörte ihrer Gesinnung nach zum ancien régime. Und so kam es, daß sie in Danton's Nähe

ein unheimliches Staunen und weit mehr Furcht als Liebe empfand. Dieser seltsame Mann, halb Löwe, halb Mensch, blieb ihr ein unbegreifliches Räthsel. Mochte er noch so sehr seine Zähne verstecken, seine Krallen einziehen, sie hatte darum doch kein allzugroßes Zutrauen zu diesem „erhabenen Ungeheuer".

Dieses „Ungeheuer" war, trotz seines Rufes, ein guter Mensch. Nur Schade, daß Alles, was groß in ihm war, gegen ihn sprach. Dies Geheimniß wilder Energie, diese poetische, von Blitzen seines Geistes verklärte Häßlichkeit, diese überströmende männliche Kraft, aus der sich eine Fluth hinreißender Ideen, unsterblicher Reden ergoß, dies Alles war mehr geeignet, das Herz des jungen Mädchens einzuschüchtern, als ihm Vertrauen einzuflößen.

Die Familie glaubte seiner Bewerbung dadurch aus dem Wege zu gehen, daß sie ihm ein Hinderniß entgegenstellte, welches sie unübersteiglich hielt: die Nothwendigkeit, sich bei seiner Verheirathung mit ihrer Tochter den Ceremonien des katholischen Cultus zu unterwerfen. Alle Welt wußte, daß Danton, ein Apostel der Philosophie Diderot's, im ganzen Christenthume nichts als Aberglauben erblicke und überhaupt ein erklärter Feind jeder positiven Religion war und keinen andern Gott als die Natur anerkannte.

Aber gerade deßhalb fügte sich dieser geschmeidige Leibeigene der Natur um so leichter auch in diese Bedingung und gehorchte ohne Schwierigkeit. Gleichviel welch einen Altar, welch ein Götzenbild man ihm zeigte ... er lief hin ... er schwur darauf. So groß war die Tyrannei seines blinden Eifers. Die Natur war gleichsam seine Mitschul-

dige: plötzlich entfaltete sie die ganze Fülle der ihr innewohnenden Thatkraft; der etwas verspätete Frühling verwandelte sich in glühend heißen Sommer; es war ein urplötzlicher Rosen-Ausbruch. Nie hat die lachende Jahreszeit und die unruhige Lage der Dinge einen auffallendern Gegensatz gebildet als zu jener Zeit. In dieser moralischen Niedergedrücktheit machte sich die Gewalt eines glühenden, leidenschaftlichen, liebetrunkenen Temperaments nur um so schneller geltend. Unter diesem Eindrucke erhob Danton keine Schwierigkeit, als man ihm sagte, der Bund seiner Ehe müsse durch die Hand eines nicht beeidigten Priesters gesegnet werden. Danton wäre im Nothfall durchs Feuer gelaufen. Aber dieser gewissenhafte, fanatische Priester verlangte von ihm mehr als das Stadthaus: er verlangte im Namen der Kirche, daß der Bräutigam sich vor dem Altare des Ewigen niederbeuge, daß er beichte und auf diese Weise in Einem Acte zwei Religionen entweihe: die Unsere und die der Vergangenheit!

Denen, welche die Bildnisse von Danton und vor Allem die Skizzen kennen, welche David's Meisterhand in Conventsnächten entworfen hat, wird nicht entgangen sein, wie der Mensch vom Löwen bis zum Stiere oder, richtiger gesagt, bis zum Wildschweine, entbrannt in wilder Sinneslust, herabzusinken vermag.

Dies ist die neue Kraft, die allmächtig herrschen wird in jener blutigen Epoche, die wir schildern wollen; eine verweichlichte, schreckliche Kraft, die den Nerv der Revolution bricht. Unter der anscheinenden Strenge republikanischer Sitten, unter dem Schrecken und den Trauerspielen

des Schaffots, sind im Jahre 1793 das Weib und die physische Liebe die vereinigte Macht, welche Frankreich regieren.

Man sieht da Verurtheilte, welche sorglos den Henkerskarren besteigen, eine Rose im Mund. Dies ist das wahre Bild der Zeit. Diese blutigen Rosen bringen den Mann zur Guillotine.

Danton, ganz von Liebe beherrscht und gegängelt, gestand dies mit cynischer Naivetät. Als man ihn anklagte, daß er gegen die Republik conspirire, rief er:

— Ich? Das ist unmöglich! Ein Mann, der jede Nacht sich der ganzen Trunkenheit der Liebe hingiebt, hat keine Zeit zum Conspiriren!

In den melancholischen Gesängen, die man noch heut zu Tage singt, haben uns Fabre d'Eglantine und Andere die Marseillaise der republikanischen Liebe und Wollust, so oft gesungen in den Kerkern, selbst vor den Schranken des Gerichts und am Fuße des Schaffots, hinterlassen. Aus all den Liedern jener Zeit läßt sich ein und derselbe Grundgedanke heraushören, und dieser Gedanke, in Prosa übertragen, heißt:

93 schien die Liebe das, was sie wirklich ist: die Schwester des Todes.

Viertes Buch.

XXIII.

Die Göttin der Vernunft (10. November 1793).

Im Jahre 1816 hatten wir die Bekanntschaft der Mademoiselle Dorothée ..... gemacht, die, wir wissen nicht mehr in welcher Stadt, bei den Festen von 1793 die Göttin der Vernunft dargestellt hatte. Sie war eine ernste Dame, die immer ein musterhaftes Leben geführt. Man hatte sie wegen ihres unbefleckten Rufes und vielleicht auch wegen ihrer hohen, stattlichen Gestalt ausgewählt. Sie war nie schön gewesen und schielte sogar.

Die Gründer des neuen Cultus verlangten ausdrücklich in ihren Journalen, daß die Städte, welche, dem Beispiele der Hauptstadt folgend, das Fest der Vernunft feiern wollten, nur solche Personen dazu wählen sollten, deren Character die Schönheit achtunggebietend macht und deren Sittenreinheit keinem Zweifel unterliegt. Und darum wurden größtentheils Mädchen aus achtbaren Familien gewählt, die, freiwillig oder gezwungen, die Rolle der Göttin der Vernunft übernahmen.

In der Saint-Sulpice-Kirche zu Paris ward die Ver-

nunft von der Frau eines der ersten Magistrats-Beamteten, in der Notre-Dame von einer berühmten, allgemein beliebten und geachteten Schauspielerin, Mademoiselle Sophie Maillard, dargestellt*). Man weiß, daß diese Künstlerinnen auf ein ernstes, arbeitsames Leben angewiesen sind**). Die göttliche Gabe der Kunst ist ihnen auf Kosten einer strengen Enthaltsamkeit der meisten Vergnügungen zugetheilt. An dem Tage, wo die weiser gewordene Welt das Priesteramt den Frauen zurückgeben wird, wird gewiß Niemand erstaunen, an der Spitze nationaler Feste die gute, mildthätige, heilige Garcia-Viardot zu sehen***).

Noch drei Tage vor dem Feste wollte man, daß das

---

*) Nach andern Quellen soll der Ruf dieser Schauspielerin nicht ganz so rein und fleckenlos gewesen sein, als Herr Michelet ihn hier geschildert hat. In einer alten Chronik jener Tage haben wir gefunden, daß Sophie Maillard die Geliebte Robespierre's und nach dessen Sturze die Maitresse des Generals Barras gewesen sei.

**) Wir erlauben uns hier ein kleines bescheidenes Fragezeichen. Leider weiß man nur allzugut, daß die Mehrheit der französischen Schauspielerinnen ein keineswegs ernstes, arbeitsames Leben zu führen gewohnt und in ihrem Hange nach Vergnügungen aller Art ziemlich ausschweifend ist. — Die Mehrzahl der Pariser Vernunftgöttinnen waren — wir erlauben uns hierin Herrn Michelet zu widersprechen — nur leichtsinniges, liederliches Komödianten-Gesindel. Zu diesem gehörte u. A. Mademoiselle Aubry. Eine nicht minder anrüchige Göttin der Vernunft war die galante Frau Momoro's, der sich den „ersten Buchdrucker der Freiheit" hieß.

***) Auch mit dieser Schwärmerei können wir uns nicht einverstanden erklären. E. M. O.

Symbol der Vernunft durch eine Statue repräsentirt werde. Man erhob dagegen den Einwurf, ein unbewegliches Bild möchte Viele an den Cultus der Jungfrau Maria erinnern und eine neue Abgötterei, ähnlich dem veralteten Götzendienste, hervorrufen. Und darum zog man ein bewegliches, lebendiges Bild vor, das — bei jedem Feste ein Anderes — nicht Gegenstand eines neuen Aberglaubens werden könnte.

Das war der Augenblick, wo Chaumette, der berüchtigte Procurator der Gemeinde, in Widerspruch gerathend mit seinem Amtsgenossen Hébert*), darauf gedrungen hatte, daß die fantastische Tyrannei der revolutionären Winkel-Clubbs streng überwacht und durch Beaufsichtigung des Gemeinderaths eingeschränkt werde.

Unter diesem Banner der Mäßigung ward, am 10. November, die neue Religion, die Religion der Vernunft eingesetzt. Chénier hatte dazu die Verse und Gossec zu diesen Versen die Musik gemacht. — In zwei Tagen hatte man, so gut es ging, in dem ziemlich engen Chore der Notre-Dame-Kirche einen Tempel der Weisheit aufgebaut. Dieser Tempel war mit den Bildnissen der Philosophen, der Väter der Revolution, ausgeschmückt. Dieser Tempel stand auf einem Felsen, auf welchem die Fackel der Wahrheit brannte. Unter den Säulen dieses Tempels saßen die Mitglieder des Gemeinderaths. Es gab da weder Waffen, noch Soldaten.

---

*) Jacques René Hébert, ein Cyniker erster Sorte, war Herausgeber des berüchtigten Journals „Père Duchesne“, ein Blatt, das seine Frechheit so weit trieb, Marie Antoinette der Blutschande mit ihrem Sohne anzuklagen.

Zwei Reihen junger Mädchen, die fast noch Kinder waren, bildeten den ganzen Schmuck dieses Festes. Sie trugen weiße Kleider und Kränze von Eichenblättern (nicht von Rosen, wie andere romantische Geschichtschreiber erzählt haben).

Die Göttin der Vernunft, gleichfalls weiß gekleidet mit einem himmelblauen Mantel, trat aus dem Tempel der Philosophie heraus und ließ sich auf einen Sitz von einfachem Rasen nieder. Die jungen Mädchen stimmten ihr zu Ehren eine Hymne an. Die Göttin stieg vom Felsen hernieder und ließ auf die andächtige Menge ein mildes Lächeln fallen. Dann kehrte sie unter dem Gesange der Mädchen ins Innere des Tempels zurück. Die Menge harrte; sie aber kam nicht. Und das war Alles!

Welch traurige, trockene, langweilige, nichtssagende Ceremonie!*)

Von Notre-Dame zog die Göttin der Vernunft, unter

*) Es scheint uns nothwendig zu erinnern, daß dieser neue Cultus keineswegs eine Erfindung der Revolution war. Er stammte aus älterer Zeit. Dieser nüchterne Versuch von 93 rührte nicht aus dem glühenden Busen der Revolution, sondern aus der kalten Schule der Encyclopädisten her. Nein, dieser negative, abstracte Gott paßte nicht für die flammenden Herzen jener Zeit. Um Helden und Märtyrer zu bilden, bedurfte es einer anderen Gottheit, als jener der Geometrie. Selbst der mächtige Gott der Natur, der Gott Vater und Schöpfer, hatte nicht ausgereicht. Der Gott, nach dem sich Frankreichs Seele sehnte, war der Gott heldenmüthiger Gerechtigkeit, mit Hilfe dessen Frankreich, der bewaffnete Priester Europa's, die eingesargten Völker heraufrufen konnte aus den Gräbern ihrer Freiheit.

dem Geläute aller Glocken, nach dem Convente. Dort trat sie ein mit ihrem unschuldigen Gefolge kleiner, weißgekleideter Mädchen, geführt von Chaumette, dem Procurator der Gemeinde. Der Präsident des Convents ließ die Vernunft an seine Seite niedersetzen und gab ihr, im Namen der ganzen Versammlung, den Bruderkuß. Und Alle, Convent, Gemeinde und Volk, schrieen jubelnd: „Es lebe die Vernunft!"

Eine bleiche Nachmittagssonne (eine große Seltenheit im Brumaire*) drang in den düstern Saal, um ein klein wenig die dichten Schatten aufzuklären. Die Dantonisten verlangten, daß der Convent nach der Notre-Dame-Kirche ziehe, um dort der Göttin der Vernunft einen Gegenbesuch abzustatten. Und die ganze Versammlung erhob sich wie Ein Mann.

Es war ein herrlicher, strenger, aber lichter Wintertag. Der Convent setzte sich in Bewegung, entzückt über diesen Schein von Einigkeit, der auf einen Augenblick erschienen war, um alle Spaltungen vergessen zu machen. Viele darunter schlossen sich mit ganzem Herzen diesem Feste in dem guten Glauben an, die Zeit der Einigkeit und des Glücks sei gekommen.

Ihr Gedanke hatte sich in einer Phrase von Anacharsis Clootz ausgesprochen:

Der zwietrachterzeugende Föderalismus

*) So hieß nach dem neuen, von Romme eingeführten, Kalender der Republik der November oder Nebelmonat.

E. M. O.

der politischen Secten erlischt in der Einheit und Untheilbarkeit der Vernunft.

Und Alle vertrauten der neuen Gottheit und hofften unter ihrem Schutze auf bessere Tage, als die Republik bisher gesehen hatte.

XXIV.

Cultus der Frauen für Robespierre.

Das, was Jedermann in Erstaunen setzen muß, ist die Thatsache, daß ein dem äußern Anscheine nach so ernster, strenger, abstoßender Mann wie Robespierre, so arm und so einfach, von den Frauen in so hohem Grade geachtet, geliebt und gesucht ward.

Darauf giebt's nur Eine Antwort und in ihr liegt das ganze Geheimniß jenes Cultus, dessen Gegenstand er war: er flößte Vertrauen ein.

Das ernste, strenge Aussehen ist dem weiblichen Geschlechte keineswegs verhaßt. So häufig Opfer des Leichtsinns der Männer, nähern sie sich weit lieber Jenem, dessen Gesinnung ihnen Vertrauen einflößt. Instinktmäßig errathen sie, daß der ernste Mann in der Regel derjenige ist, dessen Herz der Frau, die er liebt, länger treu bleiben wird, als andere Männer.

Für sie ist das Herz Alles. Man thut ihnen unrecht, wenn man glaubt, daß sie mehr verlangen, als geliebt, aufrichtig, treu geliebt zu werden.

Was lag daran, daß die sentimentale Redekunst Robespierre's etwas langweilig war? Wenn er von den „Reizen der Tugend", von den „süßen Lehren mütterlicher Liebe",

von der „Heiligkeit der Freundschaft“ sprach, waren die Frauen von diesen und ähnlichen Phrasen gerührt, entzückt und bezaubert. Und wenn er in seiner Rede von den Mühen und Drangsalen seiner Laufbahn, von seinen persönlichen Empfindungen und Leiden sprach, hielt jede Frau, die ihn hörte, ihr Schnupftuch bereit, um hinter demselben ihren mitfühlenden Thränen freien Lauf zu lassen, und wenn er, was in jeder seiner Reden der Fall war, auf die Gefahren, die ihm drohten, und auf den Haß seiner Feinde zu sprechen kam, zerfloß das Herz der Frauen in Thränen und Seufzer.

Sehr gut kam ihm dabei seine bleiche finstere Miene, die schon im Voraus für ihn sprach, bei den Frauen zu statten. Die abgerissenen Stellen aus „Emil“ und dem „Contrat social“, die er jeder seiner Reden anzupassen verstand, gaben ihm das traurige Ansehen eines Bastards Rousseau's. Seine blinzelnden, äußerst beweglichen Augen durchforschten ohne Unterlaß die ganze Breite des Saales, stiegen bis in die dunkelsten Winkel herab und erhoben sich noch häufiger und, wie man sah, mit ganz besonderer Vorliebe, zu den Frauen-Tribunen. Hierzu bediente er sich mit ernster Geschicklichkeit zweier Brillen, der einen, um in der Nähe zu sehen und zu lesen, der andern, um in der Ferne zu unterscheiden, gleichsam, wie um diese oder jene Person herauszusuchen. Und Jede sagte sich: Ich bin's, die er sucht!

Diese außerordentliche Partheilichkeit der Frauen zu Gunsten Robespierre's sprach sich am deutlichsten gegen Ende von 92, in seinem Kampfe gegen die Gironde aus. Er erklärte bei den Jacobinern, daß, sobald diese Ränkeschmiede

beseitigt wären, er fest entschlossen sei, die öffentliche Laufbahn zu verlassen und die Tribüne zu meiden, denn er wünsche nichts Anderes, als seine Tage in der Glückseligkeit süßer, heiliger Vertraulichkeit zu verleben. Da ließen sich von den Zuhörerbühnen herab zahlreiche Frauenstimmen hören, die ihm wie aus Einem Munde zuriefen: Wir werden Euch folgen! Wir werden Euch folgen!

In diesem Enthusiasmus lag, bei aller Lächerlichkeit, doch Etwas, was Jedem Achtung einflößen mußte. Sie folgten mit ihrem Herzen demjenigen, dessen Sitten die würdigsten waren, dessen Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit selbst seine Gegner anerkennen mußten, demjenigen, der mit eben so viel Muth als Geschicklichkeit sich um diese Zeit zum Vertheidiger religiöser Ideen aufwarf und, im December 92, der Vorsehung zu danken wagte für das Heil des Vaterlands.

Gehaßt von den Männern, die ihn fürchteten, suchte er seinen Trost und seine Stärke in der Liebe der Frauen, die ihn bewunderten, weil er in ihren Augen der würdigste Sohn des Vaterlands, der reinste Apostel der Freiheit war.

XXV.

Robespierre bei Madame Duplay (1791—94).

Wir haben ein Miniaturbild gesehen, auf welchem Robespierre, siebzehn Jahre alt, mit einer Rose in der Hand, abgebildet ist, vielleicht um damit anzudeuten, daß er damals Mitglied der Academie der Rosati in Arras gewesen war*). Er drückt die Rose an sein Herz. Unter dem Bilde liest man die Worte:

Alles für meine Freundin!

---

*) Die „Société anacréontique des Rosati" wurde am 12. Juni 1778 von dem Dichter Legay gegründet, den die Gesellschaft zum Groß-Kanzler erhob. Die Mitglieder versammelten sich in einer der Vorstädte von Arras, zu Avènes, an den Ufern der Scarpe. Sie huldigten in Gesängen und Liedern der Rose, der Schönheit, dem Weine und der Liebe. Die Koriphäen dieses anacreontischen Liederclubbs waren Legay, Abbé Roman, Carnot (damals Capitän im Genie-Corps und später General der Republik), Charamond, Dubois de Fosseur, Feutry und — Robespierre. — Die Gesellschaft bestand bis zum Jahre 1788. Herr Arthur Dinaux hat über sie eine Abhandlung geschrieben, betitelt: La Société des Rosati d' Arras (1778 — 1788), imprimé à La Vallé des Roses de l'imprimerie anacréontique l'an 100080050. (Valenciennes 1850.) 12. Diese Schrift, in deren Besitze wir uns befinden, gehört zu den bibliographischen Curiositäten. Es finden sich darin unter Anderm zwei hübsche Trinklieder von Robespierre. E. M. O.

Ist der junge Mann, von Arras nach Paris überpflanzt, seiner sentimentalen Neigung zur Rose beständig treu geblieben? Wir wissen es nicht. In der constituirenden Versammlung mag er durch seine vertraute Freundschaft mit den beiden Lameths und andern jungen Adeligen der Linken etwas sehr davon abgewichen sein. In den ersten Monaten der Constituante mochte er der Sittenverderbniß jener Zeit, vielleicht absichtlich, nicht ganz fremd geblieben sein, weil er der Freundschaft jener Roués bedurfte, um durch wohl berechnete Hingebung das Band zwischen sich und ihnen etwas fester zu knüpfen*). Bald aber erhob er sich wieder, sagte sich los von dem verführenden Umgange und ward wieder ganz Robespierre.

Wir haben erzählt, wie er am Abende der Blutmetzelei auf dem Marsfelde (17. Juli 1791) ein Asyl bei einem Schreiner gefunden. Ein glücklicher Zufall hatte dies so

*) Ein berühmter Künstler und aufrichtiger Bewunderer Robespierre's theilte uns eine Anecdote mit, welche ihm Alexander v. Lameth erzählt hat. Als dieser Künstler eines Tages das hochbejahrte Mitglied der constituirenden Versammlung nach Haus begleitete, zeigte ihm Letzterer in der Rue de Fleurus das alte Hotel der Lameths und erzählte ihm, Robespierre habe eines Tages bei ihnen gespeist und in dem Augenblick, als er nach seiner Wohnung (Rue de Saintonge im Marais) heim zu kehren Willens war, bemerkt, daß er seine Geldbörse vergessen. Er lieh sich von Lameth ein Sechsfrankenstück, um auf dem Rückwege eine öffentliche Dirne zu besuchen. Als ich darüber lachte, sagte er ganz trocken: „Ei nun, das scheint mir doch immer noch moralischer, als die Frauen seiner Freunde zu verführen.“

gefügt. Aber als er dorthin zurückkehrte, um sich daselbst häuslich niederzulassen, war dies nicht mehr Zufall.

Nach der Rückkehr seines Triumphzuges von Arras hatte er sich (im October 91) mit seiner Schwester Charlotte eine Wohnung in der Rue Florentin, in einer vornehmen, aristokratischen Straße gemiethet, deren adelige Bewohner ausgewandert waren.

Charlotte von Robespierre — ein starrer, unbeugsamer Character — besaß seit ihrer frühesten Jugend die ganze Bitterkeit einer alten Jungfer. Haltung und Geschmacksrichtung waren die einer aristokratischen Frau aus der Provinz. Alles in ihr verrieth den Hang zur großen Dame.

Aber auch Robespierre, obgleich viel weicher und weiblicher als seine Schwester, trug in der Steifheit seiner Haltung und in seiner einfachen, aber sorgfältig gepflegten Toilette einen Anstrich parlamentarischer Aristokratie zur Schau. Seine Ausdrucksweise war, selbst in häuslicher Vertraulichkeit, edel, aber etwas gesucht und nicht frei von theatralischem Pathos. In allen seinen Reden sprach sich deutlich seine literarische Vorliebe für Racine und Rousseau aus.

Robespierre war nicht Mitglied der gesetzgebenden Versammlung. Auch hatte er die Stelle des öffentlichen Anklägers, die ihm angeboten worden war, ausgeschlagen, weil er, wie er sagte, sich gegen Jene, die man verfolge, heftig ausgesprochen habe und aus diesem Grund als persönlicher Feind von ihnen perhorrescirt werden würde. Auch glaubte man, es würde ihm zu viel Kampf kosten, seine Abneigung gegen die Todesstrafe zu überwinden. Man weiß, daß er in

der constituirenden Versammlung sich gegen die Todesstrafe, gegen das Martialgesetz, wie überhaupt gegen jede Gewaltmaßregel, die seinem Herzen widerstand, ausgesprochen hatte.

Vom September 91 bis September 92 befand sich Robespierre außerhalb aller öffentlichen Wirksamkeit und ohne jede andere Beschäftigung, als die des Journalisten und Mitglieds des Jacobinerclubbs. Er erschien darum nur selten auf dem Schauplatze der Oeffentlichkeit. Zu jener Zeit hatten sich die Girondisten dieses Schauplatzes bemächtigt und darauf geglänzt durch ihr vollkommenes Einverständniß mit dem Nationalgefühle hinsichtlich der Kriegsfrage. Robespierre aber und die Jacobiner vertheidigten den Streitsatz des Friedens, eine wesentlich unvolksthümliche Thesis, die ihnen in den Augen des Volks großen Abbruch that. Es unterliegt keinem Zweifel, daß zu dieser Zeit die Popularität des großen Volksmannes das Bedürfniß fühlte, sich neuerdings zu befestigen. Robespierre hatte drei Jahre lang unermüdlich die Rednerbühne und von dort aus die allgemeine Aufmerksamkeit beherrscht: am Schlusse der constituirenden Versammlung hatte er seinen Triumph gefeiert, seine Krone errungen. Es war zu befürchten, daß das Volk, dieser König, fantastisch wie jeder andere König und so schnell blasirt, seine Aufmerksamkeit einem andern Günstlinge zuwenden könnte. Das war's, was Robespierre beunruhigte.

Er konnte nicht seinen Character, nicht seine Gesinnung, wohl aber die Bühne und die In-Scene-Setzung seiner Gedanken ändern. Hierzu bedurfte es einer Maschine; er suchte

sie nicht, sie kam ihm selbst entgegen: er ergriff sie und betrachtete es als einen, von der Vorsehung herbeigeführten Zufall, seinen Wohnsitz bei einem Schreiner aufzuschlagen.

In Revolutionszeiten hängt sehr oft Vieles und manchmal Alles von der äußerlichen Erscheinung und Scenirung ab. Marat's Instinkt hatte dies sehr wohl begriffen. Obgleich er sich ganz sicher in seinem ersten Schlupfwinkel, auf dem Boden des Fleischers Legendre befand, zog er dennoch den finstern Keller der Cordeliers vor. Diese unterirdische Zurückgezogenheit, aus der jeden Morgen die zündenden Funken seiner Zeitschrift wie aus dem Krater eines unsichtbaren Vulkans hervorschlugen, reizte seine eigene Einbildung und entzündete in nicht geringem Grade die des Volkes. Marat ahmte in diesem Puncte das Beispiel des belgischen Marats, des Jesuiten Feller*) nach, der seine Popularität dadurch verdoppelt hatte, daß er auf den Einfall gerathen war, seinen Wohnsitz hundert Fuß unter der Erde, im tiefen Schachte einer Steinkohlengrube, aufzuschlagen.

Robespierre ahmte weder Feller, noch Marat nach; aber mit Freuden erfaßte er die Gelegenheit, dem Beispiele seines Vorbildes Rousseau, dem Beispiele Emil's zu folgen.

Gegen Ende 91 war er in der Saint-Florentin-Straße

---

*) François Xavier de Feller war zur Zeit der Brabanter Revolution (1787—1790) einer der Koriphäen der patriotischen Partei. Als solcher redigirte er, zuerst in Luxemburg und später in Lüttich, das „Journal historique et litteraire". Beim Herannahen der französischen Revolutionsarmee zog er sich nach Westphalen und von dort nach Regensburg zurück, wo er am 23. Mai 1802 starb. C. M. O.

in Folge seiner angestrengten Arbeiten erkrankt, als Madame Duplay erschien, um seiner Schwester bittere Vorwürfe zu machen, daß sie sie von der Erkrankung ihres Bruders nicht in Kenntniß gesetzt. Und nicht eher ging sie fort, bis sie Robespierre beschwatzt hatte, in ihr Haus zu ziehen.

Robespierre quartirte sich nun, trotz der Beschränktheit der Wohnung, bei Meister Duplay ein. Hier bewohnte er eine kleine, aber sehr reinliche Dachstube, die Madame Duplay mit den besten Meubeln ihres bescheidenen Haushaltes, mit einem schönen, weiß und blauen Bette und einigen bequemen Stühlen ausgestattet hatte, damit der gefeierte Volksmann sich unter ihrem Dache heimisch und behaglich fühle. Rings um die Mauer liefen neue Bücherbretter von Tannenholz, um die kleine Bibliothek des großen Redners und seine desto zahlreichern Reden, Berichte, Denkschriften u. s. w. aufzunehmen. Außer Rousseau und Racine las Robespierre keinen andern Schriftsteller als sich selbst. Ueberhalb dieser Bücherspinde hatte die gefühlvolle Hand der Madame Duplay alle Bilder, die man von ihrem Abgotte gemacht, aufgehängt. Ueberall, wo er hinsah, erblickte er sich selbst: rechts Robespierre, links Robespierre, überall Robespierre. Und diese Aufmerksamkeit, obgleich sie von einer Matrone ausging, schmeichelte so sehr seiner Eitelkeit, daß er sich in seiner Dachstube bald heimischer und wohler als in seiner frühern Wohnung, in Gesellschaft seiner zänkischen, ewig unzufriedenen Schwester befand.

Der schlauste Politiker, der dies Haus eigends zu diesem Zwecke aufgebaut hätte, würde das Alles lange nicht so gut

eingerichtet haben, als es hier der Zufall gethan. War die Stube, welche Robespierre hier bewohnte, auch eben kein Keller, wie Marats Wohnung, so verlieh doch der kleine, finstere Hof, auf den die Fenster hinaussahen, dem Zimmer den Anstrich eines dunkeln Kellers. Das kleine, niedrige Haus, dessen verschimmelte Ziegelsteine die darin herrschende Feuchtigkeit bethätigten, und das kleine, luftlose Gärtchen im Hofe stand wie gedrückt und erstickt zwischen den riesigen Häusern der Rue Saint-Honoré, die zu jener Zeit von der Bank und der Aristokratie bewohnt war. Weiter unten erhoben sich die prinzlichen Hôtels der Vorstadt und die prächtige Königsstraße mit der gehässigen Erinnerung an fünfzehnhundert Menschen, die dort bei den Feierlichkeiten der Hochzeit Ludwigs XVI., bei dem Feuerwerke, erstickt waren. Weiter hinauf, auf dem Vendôme-Platze, erhoben sich die mit dem Schweiße des unglücklichen Volks erbauten Paläste der auf Kosten der Armuth reich gewordenen Generalpächter.

Welchen Eindruck machte die Wohnung des Gerechten, die Dachstube des Unbestechlichen auf die Besucher Robespierre, auf die Wallfahrer nach seiner Wohnung in diesem lasterhaften Viertel, wo Alles, was sie sahen, sie verwunden mußte? Das Haus predigte... es sprach. Von der Schwelle bis in den armselig-traurigen Hof, in welchem die ungehobelten Bretter lagen, schien Alles, was man ansah, das Wort des Volks zu wiederholen: Hier wohnt der Unbestechliche. Und wenn sie hinaufstiegen, machte die Dachstube denselben Eindruck auf sie; ärmlich, aber reinlich, ohne andern Schmuck als die Papiere des großen Mannes auf einfachen Tannen-

brettern, zeugte Alles von vollkommener Sittenreinheit, von unermüdlicher Arbeitslust, mit Einem Wort: von einem Leben, das sich ganz und gar dem Wohle des Volkes hingab. Hier fand man nicht das Theatralische und Fantasmagorische des wahnsinnigen Marats, der mit Händen und Füßen in der Dunkelheit seines Kellers um sich schlug. Hier war Alles geregelt, sauber, anständig. Man fühlte sich durch den Anblick dieser Einfachheit gerührt; man glaubte zum ersten Male in dieser sündbefleckten Welt an der Schwelle der reinsten Tugend zu stehen.

Aber bei aller Einfachheit war dieses kleine Haus nicht die Wohnung eines gewöhnlichen Handwerkers. Das erste Meubel, das Jedem in dem kleinen Salon zu ebener Erde in die Augen fiel, war ein Clavier, ein damals selbst im Bürgerstande noch ziemlich seltenes Instrument. Dies Instrument ließ auf die Erziehung der Töchter dieses Hauses schließen. Auch war der Schreiner nicht blos Schreiner, sondern auch Unternehmer von Zimmerarbeit bei neuen Bauten. Das Haus war zwar klein, aber es gehörte ihm: er wohnte bei sich.

Das Alles hatte zwei verschiedene Seiten. Einerseits war's das Volk; andererseits war es nicht das Volk: es war, wenn man's so nehmen will, das arbeitsame, unternehmende Volk, das erst unlängst durch seine Arbeit und seine Anstrengung in den Stand des Kleinbürgers eingetreten ist. Der Uebergang war überall sichtbar. Der Vater, ein rauher, aber gutmüthiger Mensch, die Mutter eine willensstarke, aber ziemlich heftige Frau, Beide voll Energie und Herzlichkeit, waren ein echtes Ehepaar aus dem Volke. Die

jüngste der vier Töchter hatte die ganze Gluth, den ganzen Anlauf desselben; weit weniger waren es die Andern, vor Allem die Aelteste, welche die Republikaner mit einer Art ehrfurchtsvoller Artigkeit Mademoiselle Cornelie zu nennen pflegten. Diese da war ganz entschieden Fräulein. Auch sie schwärmte für Racine, so oft Robespierre der Familie etwas aus seinem Lieblingsdichter vorlas. Bei Allem, was sie that, zeigte sie die Anmuth eines strengen Stolzes: in der Wirthschaft, wie am Claviere, in der Küche und selbst am Waschfasse unter dem Schoppen, immer war sie Cornelia.

In diesem Hause, im Schooße dieser Familie, lebte Robespierre, fern von der Tribüne, als Schriftsteller und als Journalist, tagtäglich die Reden und Zeitungsartikel*) ausarbeitend, die er Abends im Jacobinerclubb vortrug. Hier lebte er ein Jahr, das einzige, in Wahrheit, das er in dieser Welt gelebt hat.

Madame Duplay, die sich geschmeichelt und beglückt fühlte, ihn bei sich zu haben, umgab ihn mit nimmer rastender Fürsorge. Er war das Kind des Hauses, der Liebling, der Abgott der ganzen Familie. Alle waren ihm mit Liebe zugethan. Der Sohn diente ihm als Secretär, der die mühsam gefeilten, ausgestrichenen und zehnmal veränderten Reden abschrieb und immer wieder von Neuem abschrieb. Vater Duplay und der Neffe hörten diese Reden mit unersättlicher Lust und verschlangen jedes Wort des großen

*) Robespierre redigirte vom April 1792 bis April 1793 ein Journal, betitelt: Le défenseur de la constitution.

E. M. O.

Redners mit wahrem Heißhunger. Die Töchter Duplay liebten ihn mehr als ihren Bruder. Die Jüngste, Eleonore, lebhaft und reizend, war glücklich, wenn sie dem ernsten Manne etwas erzählen konnte, was im Stande war, seine bleiche Stirn, wenn auch nur auf Augenblicke, zu entrunzeln. Dem kleinen Hofe, belebt durch die Familie und durch die Arbeiter, fehlte es nicht an Beweglichkeit und Abwechslung. Robespierre konnte von seiner Dachstube, von dem Tannentische, an welchem er schrieb, so oft er die Augen erhob, in den Hof hinabschauen: er sah dann Cornelie und ihre reizenden Schwestern, wie sie aus dem Hause nach dem Schoppen und von dort nach dem Hause zurückgingen, und es war ihm, mit Hilfe seiner Brille, nicht entgangen, daß die Jüngste, so oft sie trällernd in den Hof hinaustrat, einen verstohlenen Blick hinaufwarf zu dem Fenster seiner Dachstube. — Wir bezweifeln nicht, daß dies die glücklichste Zeit seines trockenen, traurigen, künstlichen Lebens war.

Es versteht sich von selbst, daß die Entschädigung einer solchen Familie äußerst schwierig war. Ein abtrünniger Jacobiner machte eines Tages Robespierre den Vorwurf: er sauge das Haus Duplay aus und lasse sich von ihnen ernähren, wie Orgon den Tartüffe ernährt habe. Dieser plumpe, niedrige Vorwurf ging von einem Manne aus, dessen unwürdige Gesinnung die Brüderlichkeit jener Tage und das Glück lauterer Freundschaft nicht zu fassen verstand.

Es ist erwiesen, daß Robespierre sich bei Madame Duplay nur unter der Bedingung eingemiethet hatte, daß sie alle Dienste, die sie ihm leiste, bezahlt nehme. Sein Zartgefühl bestand darauf. Madame Duplay wagte nicht, zu

widersprechen und nahm die ersten Monate, um ihn zufrieden zu stellen, Bezahlung an. Später aber, wo sein Geist mit andern Dingen beschäftigt war, wo jeder Tag ihm neue Gefahr brachte, verlor er diese Sache ganz aus den Augen, da er sich sicher genug glaubte, um diese uneigennützige Familie auf andere Weise für die Dienste, die sie ihm erwies, entschädigen zu können. Außerdem besaß er nichts als das Gehalt, das er als Deputirter bezog und das er mehr als einmal sich auszahlen zu lassen vergaß. Die Unterstützung, die er seiner Schwester ausgesetzt hatte, als er von ihr weggezogen war, einige Ausgaben für Wäsche und Kleider und einige Sous, welche er auf der Straße tagtäglich unter arme Savoyarden, die ihn anbettelten, zu vertheilen pflegte, ließen ihm wenig oder gar nichts für sich selber übrig. Die zehntausend Francs, die man bei ihm am 10. Thermidor gefunden haben sollte, sind eine alberne Fabel, die seine Feinde ausgesprengt haben, um seine Uneigennützigkeit zu verdächtigen, was ihnen indeß nicht gelungen ist; denn es hat sich amtlich herausgestellt, daß die Summe, die man bei ihm fand, nicht 20 Francs überstieg. Als die Republik ihn hinrichten ließ — es war am 27. Juli 1794 — sagte er zu seinem Bruder Augustin, der mit ihm an demselben Tage das Schaffot bestieg:

— Das, was mich am meisten schmerzt, ist, daß ich meinen armen Wirthsleuten 4000 Francs schuldig bin.

Aber gerade diese Schuld spricht für die Ehrenhaftigkeit seines Characters und beweist, daß das Volk, das ihn den Unbestechlichen hieß, ein volles Recht dazu besaß.

XXVI.

Lucile Desmoulins (April 1794).

Die constituirende Versammlung hatte das Decret erlassen, daß jede Gemeinde im Saale der Municipalität, wo die Geburten und Todesfälle angezeigt und die Hochzeiten geschlossen wurden, einen Altar aufzurichten verpflichtet sei.

Dadurch, daß die drei wichtigsten Momente der menschlichen Bestimmung am Altare der Gemeinde ihre Weihe empfingen und die Religionen der Familie sich mit denen des Vaterlandes vereinten, dadurch wäre dieser Altar bald der Einzige und die Municipalität der Tempel dieses einzigen Altars geworden.

Man hatte Mirabeau's Rath befolgt.

„Ihr hättet gar nichts gethan, unterließet Ihr das Nothwendigste: die Revolution zu entchristianisiren."

Mehrere Arbeiter der Vorstadt Saint-Antoine erklärten im Jahre 93, daß sie ihre Heirathen nicht für gesetzlich hielten, wenn sie nicht in der Gemeinde durch den Magistrat geweiht wären.

Im Jahre 91 hatte sich Camille Desmoulins in der Kirche Saint-Sulpice nach katholischem Ritus trauen lassen, weil die Familie seiner Frau es ausdrücklich verlangt hatte. Aber als ein Jahr darauf ihm sein Sohn Horace geboren worden war, trug er ihn selbst nach dem Stadthause, um

für sein Kind das Gesetz der Constituante zu reclamiren. Dies war, so viel uns bekannt ist, das erste und einzige Beispiel einer republikanischen Taufe.

Aber die rührendste Erinnerung der ganzen Revolution ist jener gute, beredtsame Camille Desmoulins und seine reizende Lucile und der Akt, der sie Beide aufs Schaffot gebracht: ihr inmitten der Herrschaft des Schreckens gewagter Vorschlag zur Gründung eines Gnaden-Ausschusses.

Arm, oder, noch richtiger gesagt, nothleidend im Jahre 1789 und selbst in Bezug auf seine physischen Eigenschaften von der Natur wenig begünstigt, fast stammelnd, hatte Camille Desmoulins einzig und allein durch die Vorzüge seines Herzens wie durch den Reiz seines pikanten Geistes seine schöne, anmuthsvolle und verhältnißmäßig reiche Lucilie sich errungen. Es existirte von ihr ein Bild, das einzige vielleicht, ein köstliches Miniaturbild, in der Sammlung des Obristen Maurin, die nach dessen Tode versteigert ward. Was mag aus dieser Sammlung geworden sein und in welchen Händen mag sie sich jetzt befinden? Sie gehört der Geschichte Frankreichs an. Und darum bitten wir den gegenwärtigen Besitzer derselben, wie er auch heißen möge, dessen eingedenk zu sein und das, was jetzt für Frankreich verloren ist, uns wiederzugeben. Diese Sammlung gehört ins Louvre, wo man früher oder später ein Museum der Revolution gründen muß.

Lucile war die Tochter eines Beamteten im Finanz-Departement und einer außerordentlich schönen und nicht minder vortrefflichen Frau, die in ihrer Jugend Maitresse

des Finanzministers Terray*) gewesen sein soll. Ihr Bild ist das einer hübschen Frau aus der untergeordneten Klasse, was schon ihr Name „Lucile Duplessis=Laridon" beweist. Sie war hübsch und vor Allem schnippisch: ein kleiner weiblicher Desmoulins. Ihr nettes, reizendes, aufgewecktes und fantastisches Gesicht trägt den Hauch des „freien Frankreichs"**). Man merkt, daß das Genie, die Liebe eines Mannes von Genie, diese Züge verschönert hat***).

Wir vermögen es nicht, der reizenden Versuchung zu widerstehen, jene einfachen Zeilen abzuschreiben, in welchen diese junge Frau von zwanzig Jahren ihre Eindrücke in der Nacht des 10. Augusts erzählt:

„Am 8. August (schrieb sie) war ich vom Lande zurückgekehrt: Aller Geist befand sich bereits in Gährung; ich hatte die Marseiller zu bewirthen ... wir unterhielten uns gegenseitig ziemlich gut. Nach dem Mittagsmahle begaben wir uns zu Herrn Danton. Die Mutter weinte und war außerordentlich traurig und niedergeschlagen, auch ihre Tochter hatte ein ganz verstörtes Aussehen. Danton war zu Allem

*) Abbé Joseph Marie Terray war ein Günstling der Frau v. Pompadour, durch deren Einfluß er bis zum General=Controlleur der Finanzen emporstieg, welchen Posten er bis zum 24. August 1774 bekleidete. An diesem Tage, die Bluthochzeit der Minister genannt, ward er im Vereine mit dem Kapuziner Maupeou und dem Herzoge v. Aiguillon gestürzt und starb, allgemein gehaßt und verachtet, am 18. Februar 1778.

**) „La France libre" ist der Titel eines der besten politischen Pamphlets ihres Gatten.

***) Es ist bekannt, daß Fréron für diese Züge geschwärmt hat. E. M. O.

entschlossen und ich, ich lachte wie eine Närrin. Sie fürchteten, daß die bewußte Sache nicht stattgefunden habe; obgleich ich derselben durchaus nicht sicher war, sagte ich ihnen doch so bestimmt, als ob ichs ganz genau wüßte, sie habe stattgefunden. Aber wie kann man über so etwas Ernstes lachen? fragte mich Madame Danton. Ach, sagte ich, das eben weissagt mir, daß ich diesen Abend noch manche Thräne vergießen werde. — Das Wetter war schön. Wir machten einen kleinen Spaziergang durch die Straße, die ungewöhnlich belebt war. Mehrere Sans-Culottes rannten an uns mit dem Rufe: Es lebe die Nation! vorüber. Dann kamen kleine Trupps zu Pferde, dann ungeheuer große, zahllose Volksmassen. Da erfaßte auch mich die Furcht. — Gehen wir lieber, sagte ich zu Madame Danton. Jetzt lachte sie und zwar über meine Furcht, obgleich ihr anzusehen war, daß auch sie sich fürchtete. Darauf sagte ich zu ihrer Mutter: „Adieu, bald werden Sie die Sturmglocke hören." In ihrer Wohnung angekommen, gewahrte ich, daß Jeder sich bewaffnete. Mein Camille, mein theurer Camille, trug eine Flinte. O Gott! Ich verbarg mich in den Alkoven, bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen und fing zu weinen an. Und doch wollte ich nicht so viel Schwäche zeigen, um Camille vor all diesen Leuten zu bitten, er möge sich in dies Alles nicht hineinmischen; ich zog es vor, den günstigen Augenblick abzulauern, um ihm dies Alles zu sagen, ohne von Andern gehört zu werden. Ich schilderte ihm meine Befürchtungen. Er suchte mich zu beruhigen, dadurch, daß er mir versprach, bei Danton zu bleiben. Erst später erfuhr ich, auch er habe sich der Gefahr ausgesetzt. Fréron

war fest entschlossen, zu sterben. Ich bin müde dieses Lebens, sagte er, und wünsche nichts sehnlicher als den Tod. In jeder Patrouille, die vorüberzog, glaubte ich ihn zum letzten Male zu sehen. Ich verkroch mich in den Salons, wo kein Licht brannte, um nichts von Allem, was um mich vorging, zu sehen. Die Patrioten verließen Dantons Haus. Niedergebeugt, aufgelös't mußte ich mich auf ein Bett niederlegen, und so oft ich sprechen wollte, schwatzte ich dummes Zeug. Furcht und Angst hatten meine Sinne gelähmt. Bald darauf begab sich auch Danton zu Bett. Seine Miene verrieth nicht die geringste Unruhe. So nahte Mitternacht; man kam mehrmals, um ihn zu holen; endlich begab er sich nach dem Stadthause. Bald darauf begann die Sturmglocke der Cordeliers zu läuten. Allein und in Thränen gebadet, lag ich auf den Knieen und vernahm mit Entsetzen die Töne der verhängnißvollen Glocke. Endlich kehrte Danton zurück. Mehrmals kamen Leute, um uns bald gute, bald schlimme Botschaften zu bringen. Aus ihrem Gespräche glaubte ich entnehmen zu können, daß sie beschlossen hatten, nach den Tuilerien zu ziehen. Es war mir, als müßte ich jeden Augenblick ohnmächtig niedersinken. Madame Robert fragte Jeden, welcher kam, wo ihr Mann sei. — Stirbt er, sagte sie zu mir, dann mag auch ich nicht länger leben. Aber dieser Danton, er, der an Allem Schuld ist! Stirbt mein Mann, dann bin ich das Weib, das ihn ermordet! — Camille kehrte auf eine Stunde in meine Arme zurück, um mich zu beruhigen. Er war erschöpft und schlief auf meiner Schulter ein. Madame Danton schien darauf gefaßt, jeden Augenblick die Nachricht zu erhalten,

daß ihr Mann getödtet sei. Gegen Morgen wurden Kanonen abgefeuert. Sie hörte es, erbleichte und sank in Ohnmacht. — Was soll aus uns werden, mein armer Camille! Ich hatte nicht mehr die Kraft aufzuathmen. O mein Gott, wenn es wahr ist, daß Du existirst, so rette Menschen, die Deiner würdig sind. Wir wollen, großer Gott, was es auch kosten möge, frei werden!"

Lucile, die sich hier so naiv in der ganzen Schwäche des Weibes zeigt, war eine Heldin im Augenblicke des Todes.

Man muß sie sehen im Momente der Entscheidung, wo zwischen Desmoulins und seinen Freunden berathen ward, ob er im Alles mit sich fortreißenden Strome des Schreckens den gefährlichen, ihm wahrscheinlich den Tod bringenden Schritt wagen solle, im Convente die Freiheit der Presse und der Rednerbühne, die durch die Gefangennehmung seines Freundes Fabre d'Eglantine gewaltsam erstickt worden war, zurückzuverlangen.

Treten wir ein in diesem Augenblicke der Gefahr in jenes bescheidene, glorreiche Haus, in welchem dieser Schritt beschlossen ward*). Im ersten Stockwerke wohnte Fréron, im zweiten Camille Desmoulins und seine reizende Lucile. Ihre Freunde waren erschreckt herbeigeeilt, um sie zu bitten und beschwören, von diesem Vorhaben abzustehen. Alle zeigten ihm den Abgrund, an dem er stand. Ein Mann, der gewiß nicht furchtsam war, General Brune, ein Freund des Hauses, rieth ihm Vorsicht an. Camille versuchte, ohne ihm in Abrede zu stellen, daß er Recht habe, ihn zu bekehren.

*) Es lag in der Straße der Rue de l'ancienne Comédie, in der Nähe der Rue Damphine.

Es war in jenem Augenblicke, wo Fréron, Camille's Freund, Lucile's glühender Anbeter, ihm die Nachricht von dem Siege und den Gefahren Toulons mitgetheilt hatte. Auch Camille war und wollte ein Held sein. „Edamus et bibamus," sagte er zu Brune, der mit ihm das Frühstück theilte, „cras enim moriemur!" Er sagte diese Worte auf lateinisch, damit Lucile sie nicht verstehe. Aber nichts destoweniger sprach er von seiner Hingebung und von dem Beschluß, den er gefaßt, mit so rührender, hinreißender Wärme, daß Lucile ihn umarmte mit dem Ausrufe: „Laßt ihn, laßt ihn. Camille erfülle seine schöne heilige Mission; er ist's, der Frankreich retten wird, und die, welche anders denken, sollen nicht meine Chocolade trinken."

Die siebente Nummer des „Vieux cordelier", so dreist auftretend gegen die Gewaltschritte der beiden Regierungs-Ausschüsse, die achte Nummer, eine Anklage gegen Robespierre enthaltend, verwickelten ihn in Dantons Prozeß und gaben seinem Gegner die Waffen in die Hand, auch ihn unter das Messer der Guillotine zu schicken.

Der ungeheure Antheil, den dieser Prozeß hervorgerufen hatte, die zahllose Volksmenge, die mit gespannter Erwartung den Justizpalast umlagerte und so günstig für die Angeklagten gestimmt war, berechtigten zu dem Glauben, daß diese Gefangenen, wenn es ihnen gelänge, ihren Kerker zu verlassen, das Volk mit sich fortreißen würden. Der Kerker aber bricht die Energie der Menschen. Keiner von Allen hatte eben so wenig Waffen als Muth.

Den Letztern gab ihnen ein Weib. Camille's junge Frau irrte, in Schmerz versunken, um die Kerker im Luxem-

bourg umher. Dort befand sich ihr Gemahl, ihr über Alles geliebter Camille, wie festgebannt an den Gitterstäben, um mit seinen Augen sie zu suchen und ihr die herzzerreißendsten Dinge, die jemals die Seele eines liebenden Weibes gefoltert haben, zu schreiben. Mehr als je fühlte sie gerade in diesem schrecklichen Momente, wie groß und heftig ihre Liebe zu ihm sei. Jung und hübsch, konnte es ihr früher Vergnügen machen, sich im Stillen von General Dillon und Fréron bewundert und angebetet zu wissen. Und dieser Fréron war in Paris und doch wagte er nichts für sie zu thun. Dillon wohnte im Luxembourg, trank wie ein echter Irländer und spielte Karten mit dem ersten Besten, der ihn besuchte, und dachte nicht an das Unglück jener armen Frau, deren Schönheit er noch kurz vorher so reizend fand.

Camille war verloren für Frankreich und für Lucile. Das fühlte sie und das bestimmte sie, mit ihm zu sterben.

Am ersten Tage der Gefangennehmung ihres Gatten hatte sie sich an Robespierre's Herz gewendet und ihn in dem Briefe, den sie ihm schrieb, daran erinnert, daß er ein Zeuge ihrer Hochzeit gewesen und ihr erster Freund gewesen sei, daß Camille rastlos für Robespierre's Ruhm gearbeitet und schon darum ein besseres Schicksal verdient habe. Sie schloß diesen Brief mit den Worten einer Frau, die sich jung, reizend und bemitleidenswerth fühlt und der das Leben so theuer ist, daß sie nur ungern stirbt:

Uns Beide wirst Du tödten, denn Ihn treffen heißt auch mich tödten, mich, die Du einst geliebt hast*).

*) Viele wollen wissen, Robespierre habe sie früher heirathen gewollt.

Es erfolgte keine Antwort. Darauf schrieb sie an Dillon: „Man spricht davon, wieder September zu machen*). Soll da ein Mann von Herz sich nicht wenigstens vertheidigen dürfen?"

Die Gefangenen errötheten über die Lehre, die ihnen ein Weib gegeben, und beschlossen zu handeln; doch wollten sie dann erst den Versuch zum Entfliehen aus dem Kerker wagen, wenn Lucile, sich in die Reihen des Volkes werfend, die Masse zur Befreiung derselben angefeuert habe.

Dillon, brav, aber geschwätzig und indiskret, erzählte dies, etwas angetrunken, einem gewissen Laflotte, mit welchem er Karten spielte. Laflotte hörte es und machte ihn immer gesprächiger. Laflotte war Republikaner; hier aber, eingesperrt, ohne Ausweg, ohne Hoffnung, fühlte er sich schrecklich versucht. Er denuncirte nicht den Abend (3. April), wartete die ganze Nacht und zögerte vielleicht noch. Am Morgen aber erkaufte er den Preis seiner Freiheit mit der Schmach, den Plan der Gefangenen zu verrathen. Mit dieser unwürdigen Waffe erwürgte man Danton, Camille Desmoulins und einige Tage später Lucile und mehrere andere Gefangene im Luxembourg, die von dem ganzen Plane nichts gewußt hatten.

Die Einzige, die von allen Angeklagten großen Muth zeigte, war Lucile Desmoulins. Sie blieb unerschütterlich und zeigte sich würdig des Namens ihres Gemahls. Sie erklärte, zu Dillon und zu den Gefangenen gesagt zu haben,

---

*) Anspielung auf die Niedermetzelung der Gefangenen im Abbaye-Gefängniß.

daß, weil man wieder einen 2. September beabsichtige, es Jedermanns Pflicht sei, sein Leben zu vertheidigen.

Diese Aussage brachte sie aufs Schaffot. Es gab keinen Menschen, welcher Meinung er auch angehören mochte, dessen Herz bei der Hinrichtung Lucile's nicht geblutet hätte. Sie war weder eine Corday, noch eine Roland; sie war nichts als eine einfache Frau, dem Ansehen nach ein junges Mädchen, ja fast noch ein halbes Kind. Und ach, was hatte sie verbrochen? Sie wollte einen Geliebten, ihren Gatten, ihren guten Camille, den Anwalt des Menschengeschlechts, aus den Mauern seines Kerkers befreien, sein Leben vom Tode retten. Dieses reizende, unerschrockene Weib starb für die Tugend, für die Erfüllung heiliger Pflicht aufopfernder Gattenliebe.

Ihre Mutter, die gute und noch immer schöne Madame Duplessis, erschreckt von dem Allen, was sie nicht begreifen konnte, schrieb in der Angst ihres Herzens an Robespierre, um ihr Kind zu retten. Auch sie wagte ihn zu erinnern, daß er Lucile einst geliebt und sogar heirathen gewollt. Liebst Du sie noch, dann rette sie, so hatte das Herz der Mutter gefleht.

Doch auch darauf war keine Antwort erfolgt. Robespierre fürchtete sich bloßzustellen.

Doch alle Welt verabscheute diese kalte Vorsicht, diese gefühllose Klugheit. Jeder litt und büßte. Im ganzen Volke machte sich Eine Stimme (eine von Jenen, welche Unglück bringen) hörbar. Alle Welt sagte sich tief empört: Das geht zu weit!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bevor wir uns trennen von dem hellleuchtenden Bilde herzergreifender Weibesliebe, sei uns vergönnt, hier den letzten Brief mitzutheilen, den Camille Desmoulins aus den Mauern seines Kerkers an seine Lucile geschrieben hat.

Aus dem Gefängniß des Luxembourg, Duodi Germinal, 5 Uhr Morgens.

Der wohlthätige Schlaf hat meine Leiden aufgehoben. Man ist frei, wenn man schläft: man fühlt nicht den Schmerz seiner Gefangenschaft. Der Himmel hat sich meiner erbarmt. Es war nur ein Augenblick: ich sah Dich im Traume. Der Reihe nach umarmte ich Dich, unsern Horace und Durousse, der bei uns war; unser Kleiner aber hatte durch einen Fluß, der sich darauf geworfen, ein Auge eingebüßt, und der Schmerz, den ich über dieses Unglück empfand, hatte mich aufgeweckt. Ich fand mich im Kerker wieder. Es begann ein wenig zu tagen. Da ich Dich nicht länger sehen und Deine Antworten vernehmen konnte, (denn Du und Deine Mutter hatten im Traume mit mir gesprochen), stand ich frühzeitig auf, um mit Dir zu sprechen und Dir zu schreiben. Doch als ich das Fenster öffnete, hat der Gedanke an meine Einsamkeit, der Anblick der scheußlichen Gitterstäbe, der Gedanke an die Riegel meines Kerkers, der mich von Dir trennt, die ganze Standhaftigkeit meiner Seele besiegt. Dann bin ich in Thränen ausgebrochen und schluchzend habe ich in meinem Grabe ausgerufen: Lucile, Lucile, o meine theure Lucile, wo bist Du? (An dieser Stelle seines Briefes gewahrte man die Spur einer Thräne.) Gestern Abend hatte ich einen ähnlichen Augenblick gehabt, als ich im Garten

Deine gute Mutter erblickte. Unwillkührlich war ich an den Gitterstäben meines Fensters auf die Knie gesunken und hatte meine Hände gefaltet, als wollte ich ihr Mitleid anflehen. Ich habe sie seufzen gehört, ich habe ihren Schmerz und ihre Thränen gesehen; ich sah, wie sie ihren Schleier senkte, weil sie den Anblick meines Kerkers nicht länger ertragen konnte. — Wenn Ihr wiederkommt, dann bitte ich, Euch etwas mehr in meine Nähe zu setzen, damit ich Dich besser sehen kann. Es ist, wie mir scheint, keine Gefahr dabei. Meine Brille taugt nicht viel; ich möchte, daß Du mir eines von jenen Gläsern kauftest, wie ich ein Paar davon vor sechs Monaten besaß. Begehre Nummer 15; der Kaufmann weiß, was dies sagen will; vor Allem aber, Lolotte, bitte und beschwöre ich Dich bei meiner ewigen Liebe, mir Dein Bild zu schicken. Daß Dein Maler Mitleid mir mir habe, mit mir, der dies Alles nur darum leidet, weil er zu viel Mitleid mit Andern gehabt. Bitte ihn, daß er täglich zwei Mal komme, damit ich Dein Bild so bald als möglich erhalte. In dem Schrecken meines Gefängnisses wird der Tag, an dem ich Dein liebes, süßes Bild erhalte, ein Fest, ein Tag der Freude und des Entzückens sein. Bis dahin sende mir einstweilen eine Locke Deiner schönen Haare, auf daß ich sie an mein Herz, an meine Lippen drücke. Sieh, meine theure Lucile, wie Dein Camille in die Zeit seiner ersten Liebe zurückgekehrt ist, in jene schöne Zeit, wo einzig und allein nur das, was von Dir kam, für ihn Interesse besaß. Gestern, als der Bürger, der Dir meinen Brief überbracht hatte, zu mir zurückgekehrt war, eilte ich ihm mit der Frage entgegen: „Nun, habt Ihr sie gesehen?“ ganz so, wie ich einst den Abbé Landreville ge-

fragt, und es gewährte mir Genuß, ihn zu betrachten, gleichsam, als ob auf seiner Person und seinen Kleidern etwas von Deiner Gegenwart, etwas von Dir haften geblieben wäre *). Dieser Mann hat eine mitleidige Seele, weil er Dir meinen Brief ungesäumt überbracht hat. Ich werde ihn, wie mir scheint, täglich zwei Mal, des Morgens und des Abends sehen. Dieser Bote unserer Schmerzen wird mir jetzt eben so theuer sein, als wäre er in früheren Tagen der Bote unseres Glücks gewesen. — In meinem Kerker habe ich einen Spalt entdeckt: ich habe mein Ohr darauf gelegt, gelauscht und seufzen gehört; ich habe einige Worte gewagt und die Stimme eines Kranken gehört, der sehr zu leiden schien. Er fragte mich nach meinem Namen: ich sagte ihm, wie ich heiße. O mein Gott! rief er bei diesem Namen aus und sank auf sein Bett zurück, von dem er sich kurz vorher erhoben hatte. Deutlich erkannte ich die Stimme Fabre d'Eglantine's. — Ja, ich bin Fabre, sagte er zu mir. Wie aber kommst denn Du hieher? Ist die Contre-Revolution gemacht? — Doch wagten wir nicht länger mit einander zu sprechen aus Furcht, daß der Haß uns selbst um diesen schwachen Trost beneide, und daß wir, wenn man uns hörte, getrennt und in noch engere Kerker gesteckt würden. Hier habe ich wenigstens ein Zimmer mit einem Ofen, und das meinige wäre ziemlich erträglich, wenn ein Gefängniß dies überhaupt sein kann. Aber, theure Freundin, Du hast keinen Begriff von dem, was eingesperrt sein heißt, ohne zu wissen,

*) Es ist merkwürdig, daß ganz denselben Gedanken Goethe's Werther an seine Lotte schreibt. E. M. O.

weshalb, ohne bisher verhört worden zu sein, ohne ein einziges Journal zu erhalten. Das heißt leben und todt sein zu gleicher Zeit, das heißt nur leben, um zu fühlen, daß man eingesargt ist. Man sagt, daß die Unschuld ruhig und muthig ist. Ach, meine theure Lucile, mein angebetetes Weib, sehr häufig ist meine Unschuld so schwach und muthlos, wie die eines Gatten, eines Vaters, eines Sohnes. Ja, wenns noch Pitt oder Coburg wären, die mich so grausam behandeln, daß aber meine Collegen mich eingekerkert haben, daß Robespierre den Befehl unterzeichnet hat, und daß die Republik, nachdem ich Alles für sie gethan, dies für mich thut, das ist's, was mich am tiefsten schmerzt. Das also ist der Preis, den sie mir für so viele Dienste und Opfer zuerkannt hat! In den Kerker eintretend, habe ich Hérault de Séchelles, Simon, Ferroux, Chaumette, Antonelle gesehen. Sie alle sind weniger unglücklich: Keiner von ihnen ist in geheimer Haft. Nur ich bin's, ich, der ich mich seit fünf Jahren so vielem Haß und so vielen Gefahren zum Wohle der Republik hingegeben, ich, der mitten in der Revolution seine Reinheit bewahrt und keinen Andern in der ganzen Welt um Verzeihung zu bitten hat als Dich, meine theuere Lolotte, und die Du ihm großherzig gewährt hast, weil Du weißt, daß mein Herz, trotz meiner Schwächen, Deiner nicht unwürdig ist. Ich bin's, der von Menschen, die sich Republikaner und meine Freunde genannt, in den Kerker, in strengen Verwahrsam geworfen ist, als ob ich ein Feind der Republik, ein Verräther wäre. Sokrates trank den Schierling; doch ließ man ihm wenigstens den Trost, in seinem Gefängniß seine Frau und seine Freunde zu sehen. Wie weh thut es mir,

mich von Dir getrennt zu sehen. Hart genug wäre der größte Verbrecher gestraft, entrisse man ihn einer Lucile anders als durch den Tod, der den Schmerz einer solchen Trennung nur einen Augenblick empfinden läßt; aber ein Verbrecher, der den Tod verdient, wäre nie Dein Gatte geworden, und Du hast mich ja blos darum geliebt, weil ich nur das Glück meiner Mitbürger gewollt .... Eben ruft man meinen Namen: die Abgeordneten des Revolutionstribunals kommen, um mich endlich zu verhören.

Sie begnügten sich nur Eine Frage an mich zu richten, die: ob ich gegen die Revolution conspirirt habe? Welch ein Hohn, welch ein Spott! Kann man den reinsten Republikanismus tiefer beleidigen, schmerzlicher kränken, als durch solchen Verdacht? Daraus errathe ich das Loos, das meiner harrt. Lebe wohl, meine Lucile, meine theure Lolotte, mein guter Wolf *). Ueberbringe das letzte Lebewohl von mir meinem armen, unglücklichen Vater. Du siehst in mir ein Beispiel der Barbarei und des Undanks der Menschen. Meine letzten Augenblicke werden Dich nicht entehren. Du siehst, daß meine Furcht nicht ohne Grund war, und daß unsere Vorgefühle immer eintreffen. Ich habe ein Weib, ein tugendhaftes, himmlisches Weib geheirathet; ich war ein guter Gatte, ich war ein guter Sohn und wäre auch ein guter Vater gewesen; es ist ein Wunder, daß ich in fünf Jahren so viele Abgründe der Revolution überstiegen hatte, ohne hineinzustürzen, und daß ich noch jetzt athme und mein Haupt mit Ehren stützen darf auf das Kopfkissen meiner

*) Mon bon loup, war sein Lieblingsausdruck.

Schriften, die, obgleich mehr als zahlreich, alle dieselbe Menschenliebe, denselben Wunsch athmen, meine Mitmenschen frei und glücklich zu machen, Schriften, die das Beil der Tyrannen nicht vernichten kann. Ich sehe jetzt wohl, daß die Macht fast alle Menschen berauscht und daß Alle wie Dionys von Syracus sagen: „Die Tyrannei ist eine schöne Grabschrift.“ — Aber tröste Dich, untröstliche Witwe! Ruhmwürdiger wird die Grabschrift Deines armen Camille sein: es ist die des Brutus und Cato, der Tyrannenmörder. O meine theure Lucile, ich war geboren, um Dichter zu sein und Dich glücklich zu machen und mit Deiner Mutter, Deinem Vater und einigen Freunden, die unserm Herzen theuer sind, ein Otahaiti zu schaffen. Ich hatte mir eine Republik geträumt, die alle Welt angebetet hätte. Ich konnte nicht glauben, daß die Menschen so ungerechte Bestien sind. Wie konnte ich vermuthen, daß einige leichte Scherze, die ich mir in meinen Schriften gegen meine Collegen, die mich dazu provocirt, erlaubt hatte, die Erinnerung an alle Dienste, die ich ihnen jahrelang geleistet habe, vergessen machen würden. Ich verhehle mir nicht, daß ich als ein Opfer meiner Freundschaft für Danton sterbe. Ich danke meinen Meuchelmördern, daß sie mich mit ihm und Philippeaux sterben lassen. Und weil unsere Collegen feig genug sind, uns zu verhaften und ihr Ohr den Verläumdungen zu öffnen, die ich nicht kenne, die aber plumper als plump sein müssen, so sehe ich ein, daß wir als Opfer unseres Muthes, als Opfer unserer Wahrheitsliebe fallen. Wir dürfen das Zeugniß mit uns nehmen, daß in uns die letzten Republikaner sterben. Verzeihung, geliebte Freundin, mein wahres einziges Leben,

das ich seit dem Augenblicke unserer Trennung eingebüßt, Verzeihung, Lucile, daß ich mich so lange mit mir selbst beschäftigt habe. Viel eher hätte ich darauf bedacht sein sollen, die Erinnerung an mich in Dir zu verlöschen, meine Lucile, meine süße Loulou, mein gutes Huhn! Ich beschwöre Dich, nicht länger in der Nähe meines Kerkers zu verweilen. Rufe mich nicht durch den Schrei Deiner Klagen; sie würden mir selbst im Grabe das Herz zerreißen. Lebe für unser Kind, für unsern Horace! Sprich mit ihm von mir. Später wirst Du ihm sagen, was er jetzt noch nicht verstehen kann. Ach, wie würde ich ihn geliebt haben! Aber trotz meiner Höllenpein glaube ich an Gott. Mein Blut wird meine Fehler, die Schwächen der Menschlichkeit, sühnen und Gott wird mich für das, was gut in mir war, für meine Tugenden und für meine Liebe zur Freiheit jenseits des Schaffots belohnen, dadurch, daß ich eines Tages Dich wiedersehen werde, Dich, meine Lucile! Leb' wohl, Loulou, lebe wohl, mein Leben, meine Seele, meine Gottheit hier auf Erden! Adieu, Lucile, meine theuere Lucile! Leb' wohl, Horace! Leb' wohl, mein guter Vater! Ich sehe, wie der Strom des Lebens rasch an mir vorüberzieht. Ich sehe nur noch Dich, Lucile! Ich schließe Dich in meine Arme, meine Hände drücken die Deinigen und mein Haupt ruht auf Dir! — Leb' wohl, Lucile, leb' wohl!

XXVII.

Die Hinrichtungen der Frauen — Dürfen Frauen hingerichtet werden?

Diese Hinrichtungen der Frauen waren schrecklich. Die einfachste Politik hätte das Schaffot wenigstens für die Frauen abgeschafft. Diese Frauen-Hinrichtungen haben, mehr als alles Uebrige, die Republik getödtet.

Mit dem Tode der Charlotte Corday, die so ruhig, unerschrocken und erhaben starb, begann eine Art neuer Religion.

Die Hinrichtung der Dubarry, die, schon halb todt vor Angst, um Mitleid schrie und sich nur mit Gewalt zur Guillotine schleppen ließ, erweckte von Neuem alle Fasern des menschlichen Mitleids. Das Messer, sagt man, vermochte nicht, ihren fetten Hals zu durchschneiden. Die zuschauende Menge ward von tiefem Schauder ergriffen.

Aber der furchtbarste Schlag war die Hinrichtung der Lucile. Keine von allen erregte mehr Wuth, mehr Bedauern, mehr Rachedurst, als diese.

Man bedenke es wohl, daß eine Gesellschaft, die sich nicht um die Erziehung der Frauen bekümmert, so gut als verloren ist. Die preventive, vorbeugende Arznei ist hier um so nothwendiger, als die curative, heilende hier rein unmöglich ist. Den Frauen gegenüber giebt's kein

sicheres Mittel der Bezähmung und Bestrafung der Verbrechen. Schon das einfache Gefängniß ist bei ihnen schwierig. „Quis custodiet ipsos custodes?“ Sie verführen Alles. Kein Riegel ist stark genug ihrer Verführung gegenüber. Aber noch gefährlicher ist's, sie dem Volke auf dem Schaffot zu zeigen. Eine Regierung, die diese Thorheit begeht, guillotinirt dadurch sich selbst. Die Natur, die, erhaben über alle Gesetze, die Liebe und Fortdauer des Menschengeschlechts regelt, hat eben dadurch in die Frauen das (beim ersten Blick absurd erscheinende) Geheimniß gelegt: Sie sind zwar verantwortlich, aber nicht bestrafbar. In jeder Revolution sind die Frauen heftiger, ränkesüchtiger und häufig weit schuldbeladener als die Männer. Aber in dem Augenblick, wo man sie dafür bestrafen will, bestraft man sich selbst. Qui les punit, se punit! Was sie auch immerhin verbrochen haben, in welchem Lichte sie auch immerhin erscheinen, sie zerstören den Glauben an Gerechtigkeit und machen sie uns verhaßt. Jung, kann man sie nicht bestrafen. Warum? Eben weil sie jung, liebe-, glück- und fruchtbringend sind. Alt, kann man ebenfalls nicht bestrafen. Warum? Eben weil sie alt, d. h. Mütter gewesen und als solche heilig geblieben sind und weil ihre grauen Haare jenen Eurer eigenen Mutter gleichen. Sind sie gesegneten Leibes, dann wagt die armselige Gerechtigkeit kein einziges Wort zu sagen: an ihr ist die Reihe, sich zu bekehren, sich zu demüthigen und, wenn's sein muß, sogar ungerecht zu sein. Hier ist eine Macht, die dem Gesetze trotzt; ist das Gesetz hartnäckig, desto schlimmer; es erscheint dann schrecklich, grausam, gottlos. — Die Frauen selbst werden vielleicht gegen diese Ansicht pro-

testiren und nicht einverstanden sein, daß wir sie, um sie dem Schaffot zu entziehen, für immer als minderjährig und unzurechnungsfähig erklären. Sie werden sagen, daß sie handeln und auch alle Folgen ihrer Handlungsweise dulden wollen. Was ist dann zu thun? Nicht unser Fehler ist's, daß die Natur sie nicht schwach, wie man sagt, sondern gebrechlich und nach bestimmten Zeiträumen krank geschaffen und sie schon dadurch von den vielen harten, anstrengenden Functionen der politischen Gesellschaft entfernt gehalten hat. Aber nichts desto weniger haben sie auf diese Functionen einen ungeheuern und allzuhäufig einen unheilbringenden Einfluß, wie sich dies bei allen Revolutionen in Frankreich bestätigt hat. Die Frauen sind's, welche die Entwickelung dieser Revolutionen gehemmt und verkümmert haben. Ihre Intriguen haben Alles geleitet und ihre Todten haben oft noch eindringlicher als die Lebenden zu Gunsten der Contre-Revolution gesprochen.

Bei dem Allem vergesse man nicht das Eine: Wenn sie durch ihr Temperament, welches Leidenschaft heißt, im Gebiete der Politik gefährlich sind, so erscheinen sie uns weit geeigneter, als die Männer, im Bereiche der Verwaltung. Ihre sitzende Lebensart und die Sorgfalt, die sie Allem, was sie unter ihren Händen haben, angedeihen lassen, der ihnen angeborene Hang, den Ansprüchen, die man an sie macht, zu genügen, Jedem zu gefallen, Alle zufrieden zu stellen, dies Alles macht aus ihnen vortreffliche Staatsdiener. Heutzutage merkt man dies in der Administration der Posten, die in Frankreich größtentheils in weiblichen Händen ruht. Die Revolution, die Alles umschuf und den

Mann in die activen Laufbahnen warf, würde die Frau zweifelsohne zu den sitzenden Arbeiten der Bureaux verwendet haben. Unter den Angestellten beim öffentlichen Wohlfahrtsausschusse finden wir — eine Frau.

Wir unserer Seits halten es für nöthig, hier hinzuzufügen, daß wir mit den in diesem Capitel ausgesprochenen Ansichten des französischen Autors wenig oder gar nicht einverstanden sind. Warum sollte das Weib für jede seiner Handlungen nicht eben so zurechnungsfähig und bestrafbar als der Mann sein? Blos darum, weil das Geschlecht, dem die Frau angehört, Kinder zeugt? Diese zu weit getriebene Philanthropie scheint uns nicht nur falsch, sondern — was noch schlimmer ist — nicht frei von sentimentaler Lächerlichkeit, oder wenn Herr Michelet dies lieber hört — nicht frei von lächerlicher Sentimentalität. Nach der Logik des Herrn Michelet wären dann nur unfruchtbare Frauen zurechnungs- und bestrafungsfähig, während jede andere Frau, wenn sie nur Kinder in die Welt gesetzt hat, ungestraft sündigen dürfte. C'est plus que ridicule — c'est cocasse!

E. M. O.

XXVIII.

Katharina Théot, die Mutter Gottes. — Robespierre-Messias. (Juni 1794.)

Es war die Zeit des Fanatismus. Das Uebermaß der Gemüthsbewegungen hatte den kalten, ruhigen Verstand gebrochen, gebeugt und entmuthigt. Ueberall sah man — ohne von der Vendée zu sprechen — ein Wunder nach dem andern. In Artois war ein Gott erschienen. 94 standen die Todten aus ihren Gräbern auf. Im Lyonnais hatte eine Wahrsagerin großen Zulauf. Hunderttausend gläubige Seelen ergriffen den Wanderstab und zogen fort, ohne zu wissen, wohin. In Deutschland verbreiteten sich die unzähligen Secten der Illuminaten nicht nur durch alle Schichten des Volks, sondern selbst bis in die höchsten Klassen der Gesellschaft. Selbst der König von Preußen war Illuminat. Aber kein Mensch in ganz Europa erregte die Aufmerksamkeit dieser Mystiker in höherem Grade, als Maximilien Robespierre. Sein ganzes Leben, seine Erhebung zur höchsten Macht durch die Gewalt seiner Feder, was war dies Anderes, als ein Wunder und vielleicht das erstaunenswürdigste von all diesen Wundern? Es kamen ihm Briefe zu, die ihn geradezu für einen Messias erklärten. Andere sahen deutlich am Himmel die Constellation Robespierre. Am 2. August 1793 bezeichnete der Präsident der Jacobiner

Robespierre, ohne ihn zu nennen, als den Heiland, welchen Frankreich erwartet. Unzählig viele Leute hatten sein Portrait wie ein Heiligenbild bei sich aufgehängt. Frauen, ja selbst Generale, trugen ein Miniaturbild von Robespierre auf ihrem Herzen, küßten und beteten es wie ein Bild des Heilands an. Das, was noch mehr Staunen erregte, war: daß Jene, die ihn beständig und in nächster Nähe sehen konnten, daß seine heiligen Frauen, u. A. eine Baronne Chalabre, die gleichzeitig sein geheimer Polizeispion war, ihn wie ein Wesen anderer, höherer Art betrachteten. Versunken im Anschauen seiner Tugenden falteten sie die Hände und flüsterten, bebend voll Ehrfurcht:

— Ja, Robespierre, Du bist unser Heiland!

Von dem kleinen (jetzt niedergerissenen) Hotel, in welchem der Sicherheitsausschuß residirte, nach den Tuilerien, in welchen der Wohlfahrtsausschuß seine Sitzungen hielt, führte ein dunkler Corridor. Hieher kamen die Agenten der Polizei, um ihre versiegelten Pakete niederzulegen, von hier trugen kleine Mädchen die Briefe und Pakete zu der großen Scheinheiligen des zukünftigen Heilands, zu jener Madame Chalabre, deren Sohn Spielbank-Unternehmer im Palais royal war.

Der bittere Cevenne, Rabaud-Saint-Etienne, hatte sehr gut errathen, daß dieser lächerliche Mummenschanz, diese Umgebung scheinheiliger Betschwestern, die Geduld Robespierre, dieses Puppenspiel zu ertragen, der verwundbare Fleck, die Achilles-Ferse sei, an der dieser Held sterblich war. Sirey-Dupré griff diese Ferse in einem witzigen, geistreichen Weihnachtsliede an, und Fabre d'Eglantine benützte dieselbe Idee

zu einem Lustspiele, das bald darauf, wie der Autor selbst, von der Bühne verschwand.

Aber um die Anklage klar und bestimmt abzufassen, bedurfte es einer Thatsache und einer Gelegenheit, sie zu ergreifen. Robespierre gab sie selbst.

In seinem Polizeitriebe unersättlich neugierig auf Alles, was sich auf seine Feinde, auf die Mitglieder des Sicherheitsausschusses bezog, deren Macht er zu brechen Willens war, durchsuchte er gern die Cartons dieses Ausschusses. Hier fand er die auf die Herzogin von Bourbon bezüglichen Papiere, nahm sie und weigerte sich, sie wiederzugeben. Das Comité verschaffte sich eine Abschrift davon und gewahrte, daß diese Angelegenheit, die ihm so sehr am Herzen lag, eine Angelegenheit des Illuminismus war.

Aber welch geheimen Grund hatte Robespierre, die Illuminaten zu beschützen und zu verhindern, daß deren Angelegenheit nicht gerichtlich verfolgt werde?

Diese Secten sind den Politikern niemals gleichgiltig gewesen. Der Herzog von Orleans hatte sich sehr tief mit den Freimaurern und den Tempelherren eingelassen und es heißt sogar, er sei Großmeister der Letztern gewesen. Die Jansenisten, die, verfolgt, eine geheime Gesellschaft bildeten, zogen durch die ungewöhnliche Geschicklichkeit, mit der sie die geheimnißvolle Veröffentlichung der „Nouvelles ecclésiastiques“ bewerkstelligten, die ganz besondere Aufmerksamkeit der Jacobiner auf sich. Die sinnreich ausgedachte Schilderung, die jenen Mechanismus entschleierte, war im Jahre 90 die einzige Zierde der Bibliothek der Jacobiner. Robespierre wohnte von 89 bis 91 in der Rue de Saintonge

au Marais, in der Nähe der Rue de Touraine, fast an der Thür jenes Allerheiligsten, in welchem die überspannten Köpfe des sterbenden Jansenismus ihre letzten Wunder gewirkt hatten. Die Hauptsache war, die Frauen an das Kreuz zu schlagen. Es war leicht vorauszusehen, daß der Herrschaft des Schreckens eine Verschlimmerung des Fanatismus folgen werde. Wer aber sollte daraus Vortheil ziehen?

Im Schloß der Herzogin von Bourbon predigte ein Adept, der Karthäuser Dom Gerle, Robespierre's College zur Zeit der constituirenden Versammlung, derselbe Mann, der die ganze Assemblée in Erstaunen setzte dadurch, daß er als Sache, die sich gleichsam von selbst verstand, verlangte, daß der Katholicismus zur Staatsreligion erklärt werde. Dom Gerle verlangte zu derselben Zeit, daß die Versammlung die Wahrheit der Weissagungen einer Närrin, der jungen Susanne Labrousse, anerkenne. Dom Gerle war seitdem mit seinem frühern Collegen Robespierre immer in Verbindung geblieben. Er besuchte ihn oft und ehrte ihn wie einen Schutzheiligen und, wahrscheinlich, um ihm zu gefallen, wohnte auch er bei einem Schreiner. Dom Gerle hatte von Robespierre ein Certificat unverdächtigen Bürgersinns erhalten.

Der Karthäuser war, obgleich guter Republikaner, nebenbei auch Prophet. In einer Bodenkammer des Quartier latin war ihm die Sehergabe eingehaucht worden durch eine alte Frau, die man die Mutter Gottes hieß. Katharine Théot (dies war ihr Name) ward in ihren Mysterien von zwei jungen, hübschen Frauen unterstützt, von denen die Eine, welche brünett war, die Sängerin, die Andere,

welche blond war, die T a u b e hieß. Sie verschafften der Dachkammer der alten Mutter Gottes zahlreichen Zuspruch. Es kamen Royalisten, Magnetiseure, Schwachköpfe, Spitzbuben und allerhand Narren zu ihr. Bis zu welchem Puncte konnte ein so ernster Mann wie Robespierre sich mit diesem Mummenschanze eingelassen haben? Das weiß man nicht. Man weiß nur, daß das alte, halb blödsinnige Weib drei Armstühle hatte: einen weißen, einen rothen, einen blauen; auf dem ersten thronte sie, auf dem zweiten, der zu ihrer Linken stand, Dom Gerle, der sich ihren Sohn hieß. Für wen aber ward der dritte Armstuhl, der Ehrenplatz, der zur Rechten der Mutter Gottes stand, aufbewahrt? War's nicht für einen ältern Sohn, f ü r d e n H e i l a n d, w e l c h e r k o m m e n s o l l t e, f ü r d e n M e s s i a s, d e r n i c h t F r a n k r e i c h b l o s, s o n d e r n d a s g a n z e M e n s c h e n g e s c h l e c h t r e t t e n s o l l t e?

Wie lächerlich diese Sache auch an und in sich selbst sein konnte, so zeigte sie doch zwei Puncte, aus welchen sich der Versuch einer plumpen Association zwischen dem christlichen Illuminismus, dem revolutionären Mysticismus und der Gründung einer neuen Propheten-Herrschaft herausfinden läßt.

Das erste Siegel des Evangeliums war die Verkündigung des Worts; das zweite die Spaltung der Culte; das dritte: d i e R e v o l u t i o n, das vierte: d e r T o d a l l e r K ö n i g e, das fünfte: d i e V e r e i n i g u n g a l l e r V ö l k e r, das sechste: der Kampf des Würgengels, das siebente und letzte Siegel endlich: d i e A u f e r s t e h u n g d e s a u s e r w ä h l t e n S o h n e s d e r M u t t e r G o t t e s

und das allgemeine, durch die Propheten beschützte Menschenwohl.

Wo aber wird am Tage der Auferstehung die Mutter Gottes sein? Auf ihrem Throne, zwischen den Propheten, im Pantheon.

Der Spion Sénart, der sich in die Mysterien dieses neuen Cultus einweihen ließ, um die Mutter Gottes zu verrathen und sie festzunehmen, fand bei ihr, wie er aussagte, ein in ihrem Namen an Robespierre gerichtetes Schreiben, in welchem sie ihn ihren ersten Propheten, den Sohn des höchsten Wesens, den Erlöser, den Messias nennt.

Die beiden Gascogner, Barrère und Vadier, die den malitiösen Bericht über diese Entdeckung abfaßten, der bald darauf von den Ausschüssen in den Convent geschleudert ward, hatten nicht verfehlt, als Ingredienzien in den Hexenkessel allerhand fremdartige Dinge und darunter auch ein Bild vom kleinen Capet, das man in Saint-Cloud gefunden hatte, beizumischen. Dies Bild des Dauphins gab den Vorwand, im Berichte von Royalismus und von beabsichtigter Wiederherstellung des Königthums zu sprechen. Der Convent, ganz confus gemacht, wußte Anfangs nicht, was er davon glauben sollte. Erst nach und nach begriff er. Aus dem dumpfen, düstern Vortrage Vadier's fühlte er die mächtige Komik dieses Schwankes heraus. Der Spaß im Munde eines Mannes, der seine ernste Miene zu behaupten weiß, reißt zu unwiderstehlichem Gelächter hin. Der Eindruck war so mächtig, daß der Convent, selbst unter dem Beile der Guillotine, darüber aus vollem Halse hatte lachen

müssen. Man wand sich auf den Bänken ... vor Gelächter. Und im allgemeinen Enthusiasmus ward beschlossen, daß dieser Bericht gedruckt und, in hunderttausend Exemplaren abgezogen, an die vierzigtausend Gemeinden der Republik, an alle Verwaltungsbehörden und an die Armeen versandt werde, um ganz Frankreich Kunde zu geben vom Erscheinen des neuen Messias.

Nichts hat unmittelbarer und mächtiger zum Sturze Robespierre's, als die Verbreitung dieses lügenhaft ausgeschmückten Berichtes beigetragen.

Der Mann des Schreckens war dadurch zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters herabgesunken*).

*) Ueber die Mysterien dieser sogenannten Mutter Gottes und über ihren Plan, Robespierre zum Messias des Menschengeschlechts zu proclamiren, existiren zwei, selbst in Frankreich ziemlich seltene Schriften. Die Eine „Vie privée de Catherine Théos, mère de Dieu, agée de 78 ans." (Paris, ohne Jahreszahl.) ist von dem Polizeicommissär Chenon, der das erste Protocoll bei ihrer Verhaftung aufgesetzt hat. Die zweite Schrift „Mystères de la mère de Dieu dévoilés" (Paris 1795) ist von Joachim Vilate. E. M. O.

XXIX.

Die Damen Saint=Amaranthe (Juni 1794).

Jene Geschichte von der Mutter Gottes hing mit einer andern, noch weniger begründeten Anklage zusammen, deren Gegenstand ebenfalls Robespierre war.

Man suchte das Gerücht zu verbreiten, der Apostel der Jacobiner sei so weit gegangen, Proselyten selbst in den Spielhäusern und Schülerinnen unter jenen Damen zu suchen, die bei sich Spieler empfingen.

Absichtlich, boshafter und verläumderischer Weise verwechselte man Robespierre den Aeltern mit dem jüngern Robespierre, der diese Häuser allerdings zu besuchen pflegte.

Augustin Robespierre, Advokat, leichtsinniger Schwätzer und Lebemann, der allen Vergnügungen nachlief, fühlte nicht, wie der hohe und schreckenerregende Ruf seines Bruders ihm die Nothwendigkeit auferlegte, sein eigenes Betragen zu zügeln. In seinen Missionen, wo sein Name ihm eine große und schwierige Rolle zu spielen verlieh, wachte er viel zu wenig über seinen Ruf. Ueberall, und selbst in den Clubbs, erschien er am Arme einer höchst zweideutigen Frau.

In Folge seiner Jugend und seines guten Herzens hatte er die Hoffnung genährt, es werde seinem Bruder gelingen, die Revolution zu besänftigen. Er selber zeigte in der Provence Milde und Menschlichkeit, indem er die Girondistischen Gemeinden schonte. Selbst in Paris besaß er den Muth,

mehrere der Contre-Revolution verdächtige Personen und unter Andern den Director der geistlichen Verwaltungsbehörde, (den nachherigen Schwiegervater von Geoffroy-Saint-Hilaire) zu retten.

In der Uebereilung seines antiterroristischen Eifers ließ er sich häufig dazu hinreißen, die heftigen Vertheidiger der Schreckensherrschaft zum Schweigen zu bringen. Im Jura-Departement, zum Beispiel, wies er den Volksvertreter Bernard de Saintes in die Schranken der Menschlichkeit zurück. Dieser ergreifende Auftritt flößte den Contre-Revolutionären jenes Departements ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm ein. Sie sagten sich, wie einer der Ihrigen, Charles Nodier, berichtet: „Wir genießen des Schutzes der Herren von Robespierre."

In Paris besuchte der jüngere Robespierre ein ungemein verdächtiges Haus im Palais royal, gegenüber dem Perron, an der Ecke der Rue Vivienne, das alte Hotel, in welchem früher der Philosoph Helvétius gewohnt. Dieser Perron war, wie man weiß, der Mittelpunct der Agioteure und Börsenschwindler, der Wechsel- und Assignaten-Agenten, der Frauen- und Mädchen-Kuppler. Ringsum waren prachtvolle Spielhäuser, mit Aristokraten angefüllt. Wir haben in einem der vorhergehenden Kapitel gezeigt, wie alle alte, abgenutzte Parteien, je nach dem Maßstabe ihrer Auflösung, im Palais royal zwischen Freudenmädchen und Roulettes gestorben sind. Hier endeten die Mitglieder der Constituante, die Talleyrands, die Chapeliers. Hier hausten die Orleanisten. Hieher kamen viele von der Gironde. Dem jüngeren Robespierre, verwöhnt durch seine mit prinzlichem Luxus

ausgeführten Missionen, gewährte es Vergnügen, in diesen Kreisen einige Ueberreste der alten Gesellschaft wiederzufinden.

Das Haus, in welchem er zu spielen pflegte, ward von zwei royalistischen und nebenbei sehr hübschen Frauen gehalten. Die Tochter zählte siebenzehn, die Mutter kaum vierzig Jahre. Letztere, Frau von Saint-Amaranthe, Witwe, wie sie sagte, eines am 6. October getödteten Garde-du-Corps, hatte ihre Tochter mit einem jungen Manne vermählt, dessen Name eine anrüchige Rolle in den Annalen der französischen Polizei spielt. Fräulein von Saint-Amaranthe hatte Herrn v. Sartine, den Sohn des Ministers der Pompadour, welchen Latude unsterblich gemacht, geheirathet.

Frau von Saint-Amaranthe genirte sich nicht, unter den Augen der Spieler, die ihr Haus besuchten, die Bildnisse Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens hängen zu lassen. Dieses royalistische Aushängeschild fügte ihrem Hause keinen Schaden zu. Die Reichen blieben Royalisten. Die Damen aber trugen Sorge, daß es ihnen nicht an hohen Beschützern fehle, die der herrschenden Partei angehörten. Die kleine Saint-Amaranthe ward vom Jacobiner Dessieux geliebt, einem Agenten des unter Chabots Leitung stehenden Sicherheitsausschusses, einem vertrauten Freunde Proly's, mit dem er ein und dasselbe Zimmer bewohnte, einem Freunde des famosen (von Wien nach Paris übergesiedelten) Jacobiner-Bankiers Junius Frey, der seine Schwester mit Chabot verheirathet hatte. Das Alles kam zur Sprache beim Prozesse Dessieux's, der mit Proly in den Prozeß der Hébertisten verwickelt war.

Nachdem Dessieux mit Hébert, am 24. März 1794, hin-

gerichtet worden war, erließ Saint-Just eine Note gegen jenes Spielhaus, welches Dessieux besucht hatte, und in Folge dieser Note (Comité de sûreté, registre 642, 10. Germinal) wurden am 31. desselben Monats die beiden Saint-Amaranthe und Sartine eingekerkert.

Aber eben so gut als Dessieux war auch der jüngere Robespierre ein Freund dieses Hauses. Diesem Umstande hatten sie, ohne Zweifel, zu verdanken, daß sie ziemlich lange ohne Urtheil im Gefängniß blieben. Der Sicherheits-Ausschuß, an den man sich hätte wenden müssen, um deren Freilassung zu erlangen, war von jenem Umstande sehr wohl unterrichtet. Hier fand er ein Schwert gegen seinen Feind. Herrlicher Fang! Die Sache, geschickt gedreht, konnte Robespierre, den Sittenprediger, als Beschützer der Spielhäuser erscheinen lassen.

Robespierre? Aber welcher von Beiden? Man hütete sich zu sagen: der Jüngere. Die Sache hätte dann all' ihren Werth verloren.

Maximilien wird bald davon unterrichtet, ohne Zweifel durch seinen Bruder selbst, der ihm Alles beichtet. Er sieht den Abgrund und schaudert.

Soll er zu den Comités gehen? Oder ließen die Comités ihn rufen, um ihn darüber zu vernehmen? Man weiß dies nicht. So viel aber ist erwiesen, daß am Abende des 25. Prairial (14. Juli) sich zwischen Maximilien Robespierre und den beiden Comités zwei schreckliche Dinge ereigneten.

Er überlegte, daß die Sache nicht mehr zu ändern sei, daß Widerstand von seiner Seite die Wirkung dieser An-

klage nur vergrößern würde. Er beschloß aus dieser falschen Anklage Nutzen zu ziehen und von den Comités, gleichsam als Entschädigung für ihre vereitelte Bosheit, eine neue, ausgedehntere Vollmacht zu erhalten, die ihm vielleicht dazu dienen könnte, die Comités zu unterjochen, jedenfalls aber einen entscheidenden Schritt vorwärts zu thun auf der von ihm betretenen Bahn gerichtlicher Dictatur.

In dem Augenblicke also, in welchem der alte Vadier ihm mit der Miene des Ausforschers sagte: „Morgen müssen wir den Bericht über die Angelegenheit Saint-Amaranthe abfassen,“ machte Robespierre weit weniger Einwürfe, als Jener vermuthet hatte.

Jedermann glaubte Robespierre eng verbunden mit der Saint-Amaranthe, die er, allem Anscheine nach, gar nicht gekannt hat. Die Unwahrscheinlichkeit der ganzen Intrigue hielt Niemanden von der Ausführung derselben zurück. Alle fanden es natürlich, daß dieser düster-ernste, grausam bewegte, unaufhaltsam seiner tragischen Bestimmung entgegeneilende Mann eben so gut, wie Bertrand Barère, auch ein Marquis der Schreckensherrschaft, solch ein Haus besuchen könne, um sich daselbst in der Gesellschaft anrüchiger Frauen zu zerstreuen, aufzuheitern und zu belustigen. Die wüthende Leichtgläubigkeit verblendete die Augen seiner Gegner. —

— — — — — — — — — — — — —

Im Juni ging mit ungewöhnlich großem Pompe die feierliche Hinrichtung der sogenannten Meuchelmörder Robespierre's und darunter auch die der beiden Amaranthe vor sich.

Das Drama dieser mit ganz besonderer Sorgfalt in Scene gesetzten Execution zählte vierundfünfzig Personen, die alle jene Kleidung trugen, welche bis zu diesem Tage einzig und allein Charlotte Corday getragen hatte, das unheimliche rothe Hemde, womit das Gesetz ausdrücklich die Vatermörder und Jene bekleidete, welche die Väter der Nation, die Volksvertreter, gemeuchelmordet hatten. Der unabsehbar lange Zug brauchte drei volle Stunden, um von der Conciergerie nach dem Revolutionsplatze zu gelangen, und die Hinrichtung selbst währte eine ganze Stunde.

Auf diese Weise hatte das Volk, während dieser vier langen Stunden, die gehörige Zeit und Muße, die Meuchelmörder Robespierre's zu zählen, zu betrachten, zu prüfen und deren ganze Geschichte kennen zu lernen.

Die Karren der Verurtheilten wurden von Kanonen und einer Unzahl von Truppen begleitet. Es war ein pomphaftes, schreckenerregendes Schauspiel, wie es die gute Stadt Paris seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. nicht mehr gesehen hatte.

— Und dies Alles, sagte man sich, um einen Mann zu rächen? Und was würde man mehr thun können, wenn Robespierre König wäre?

Unter den Verurtheilten befanden sich fünf hübsche Frauen, von denen drei noch ganz jung waren. Das war es hauptsächlich, was die Aufmerksamkeit, die Theilnahme, das Mitleid des Volkes erregte; das war's, was man nicht verdauen konnte. Und rings um diese Frauen ihre ganze Familie: Frau von Saint-Amaranthe mit ihrer Tochter

und ihrem Schwiegersohne; die Renault*) mit allen ihren Angehörigen; auf jedem dieser Henkerkarren ein vollständiges Trauerspiel mit gegenseitigen Thränen und herzzerreißenden Abschiedsscenen. Madame Saint-Amaranthe, Anfangs entschlossen und stolz, ward, je näher sie dem Richtplatze kam, immer schwächer und sank jeden Augenblick in Ohnmacht.

Den höchsten Antheil aber erregte eine Schauspielerin des italienischen Theaters, Mademoiselle Grandmaison. Einstmalige Maitresse Sartine's war sie ihm, trotz seiner Verheirathung mit der jungen Saint-Amaranthe, bis zum letzten Augenblicke treu geblieben. Nur ihm zu Liebe hatte sie sich ins Verderben gestürzt, um wenigstens den Trost zu haben, mit ihm an einem und demselben Tage, in einer und derselben Stunde zu sterben. Weib und Geliebte befanden sich auf demselben Karren; die beiden Unglücklichen, die der

---

*) Cécile Renault, Tochter eines Pariser Papierhändlers, gereizt durch das Beispiel Charlotte Corday's, hatte den Entschluß gefaßt, Robespierre zu ermorden. Sie fand ihn nicht zu Hause; doch ward sie, verdächtig durch ihre Unruhe, festgenommen. Vor Gericht erklärte sie, sie habe ihn nicht ermorden, sondern sich blos überzeugen wollen, wie ein Tyrann aussehe. Aber nicht sie allein, auch die Aeltern und Anverwandten des zwanzigjährigen Mädchens büßten Ceciliens Unklugheit auf dem Schaffot. — An demselben Tage, an welchem sie bei Robespierre erschienen war, hatte ein gewisser Lamiral ein Attentat auf Collot d'Herbois gewagt. Man schloß daraus auf eine weitverzweigte Verschwörung. An demselben Tage, wo Ceciliens Haupt unter der Guillotine sank, ward auch Lamiral hingerichtet. E. M. O.

Tod zu Schwestern gemacht, starben in einer und derselben Liebe zu einem und demselben Manne, dem in ihrer Mitte der Weg zum Tode nicht schwer zu werden schien.

In der Menge kreiste das schrecklich verläumderische Gerücht, Saint-Just, in Liebe entbrannt zur jungen Saint-Amaranthe, die seine Neigung schnöde zurückgewiesen, habe aus Eifersucht und Wuth sie denuncirt. Alles aber war erstaunt, daß Robespierre die beiden Saint-Amaranthe, die man für seine Freundinnen ausgeschrieen, verlassen und, ohne Einspruch zu thun, dem Messer der Guillotine überliefert hatte.

Alle Bedingungen des Schreckens und der Lächerlichkeit schienen in dieser Angelegenheit vereint zu sein. Der Sicherheits-Ausschuß, von dem das Ganze arrangirt worden war, hatte dabei die Grenzen des Lustspiels und der Tragödie weit überschritten und alle großen Vorbilder beider Genres verdunkelt. Das Unwandelbare und Vorwurfsfreie, in seiner Nacktheit gezeigt zwischen zwei Masken — das war für die Bosheit, die Alles glaubt und Alles gierig verschlingt, ein gefundener Fraß. Philosoph beim Schreiner der Rue Saint-Honoré, Messias unter den alten Weibern der Rue Saint-Jacques und Spielhaus-Unterhalter im Palais royal . . . diese drei verschiedenartigen Rollen in Einer Reihe unter dem bleichen Antlitze des unbarmherzigen Sittenrichters auftreten zu lassen, hieß Shakespeare demüthigen und Molière besiegen.

Das Volk, gleichzeitig nachdenkend über den feigen Egoismus, der die, die ihm gedient, verließ, über die ungeheure Schlauheit dieses Messias, dieses neuen Heilands,

blos sein eigenes Ich rettend, seine Apostel an Judas verrathend, gab sich im Innern der tiefsten Verachtung dieses Heuchlers hin.

Der arme Robespierre! Er, der noch gestern Dictator, Papst und Gott gewesen war, sank heute zum Gegenstande allgemeinen Hasses herab.

Dies war der ätzende, beißende, brennende Eindruck, den die Verläumdung auf die geschickt darauf vorbereiteten Seelen gemacht. Er, der sich sein ganzes Leben hindurch vager und häufig gänzlich falscher Anklagen bedient hatte, um seine Feinde zu stürzen, er selber sollte als ein Opfer der Verläumdung, die er so oft gegen Andere angewendet, in dieselbe blutbefleckte Grube fallen, die er Andern gegraben hatte.

Die Colporteure, die unvermeidlichen, unausstehlichen Ausschreier, die hier die heilige Guillotine, die vierundfünfzig Rothmäntel, die Meuchelmörder Robespierre's ausschrieen, boten noch viel lauter heulend die Geheimnisse der Mutter Gottes aus. Ein dichter Platzregen kleiner Pasquille und Pamphlete, Millionen stechender Fliegen, erzeugt im Augenblicke des Ungewitters, flogen unter diesem Titel in allen Straßen umher. Diese Austräger, Maratisten, Hébertisten, ihre Patrone fortwährend beklagend, verkündeten mit höllischem Geschrei den Bericht, der auf Befehl des Convents in hunderttausend Exemplaren verbreitet ward.

Robespierre's Commune ließ diese Schreier arretiren; aber der Sicherheits-Ausschuß gab sie augenblicklich wieder frei. Dadurch noch wilder gemacht, schrieen sie jetzt um so

wüthender. Vom Convente bis zu den Jacobinern, selbst vor dem Hause Duplay, in welchem der Gegenstand dieser Pamphlete wohnte, ertönte ihr Schrei, der die Fenster erbeben machte. Der ungeheure Zorn des Père Duchesne schien von Neuem aufgelebt zu sein, um siegend durch die tausend zügellosen Rachen und gewundenen Mäuler der Colporteure wie ein Triumphgeschrei ausgerufen zu werden.

XXX.

Indifferenz am Leben. Schnellzündende Liebe in den Gefängnissen (93—94).

Die überreiche Verschwendung, womit man die Todesstrafe angewendet, hatte die gewöhnliche Wirkung, eine erstaunenswerthe Gleichgiltigkeit am Leben, hervorgebracht.

Der Schrecken war eine Art Lotterie geworden. Er traf nur zufällig und sehr häufig nicht den Richtigen, wodurch er oft ganz seine Absicht verfehlte. Dies große Blutopfer, diese furchtbare Anhäufung von Haß, ging rein verloren. Verwirrt und instinktartig fühlte man die Unnützlichkeit dessen, was geschah. Und daher kam diese große, allgemeine Entmuthigung, diese rasche, unheilschwangere Entsittlichung, eine Art moralischer Cholera.

Ist aber einmal der moralische Nerv zerstört, dann ereignen sich zwei entgegengesetzte Dinge. Die Einen, entschlossen zu leben um jeden Preis, setzen sich im vollsten Schmutze fest. Die Andern, von Langeweile, Ekel und Abscheu ergriffen, eilen dem Tode entgegen oder thun wenigstens nichts, um ihm zu entgehen.

So war es in Lyon gewesen. Die allzuhäufigen (von Joseph Chalier decretirten) Hinrichtungen hatten die Zuschauer allmählig gänzlich abgestumpft. Einer von ihnen sagte, heimkehrend:

— Was soll ich thun, damit auch ich guillotinirt werde?

In Paris waren fünf Gefangene den Gensd'armen entschlüpft. Was thaten sie? Sie Alle wollten ins Vaudeville gehen, um vor ihrem Tode noch einmal aus vollem Halse lachen zu können. Einer von ihnen kehrte freiwillig zum Tribunale zurück.

— Können Sie mir sagen, wo unsere Gensd'armen sind? Ich konnte sie nicht wiederfinden. Geben Sie mir Auskunft, an wen ich mich jetzt zu wenden habe, um je eher je lieber hingerichtet zu werden.

Diese und ähnliche Anzeichen bewiesen nur zu klar und deutlich, daß der Schrecken sich abgenutzt hatte. Diese Auflehnung gegen die Natur vermochte sich nicht länger zu halten. Die Natur, die unbezähmbare Natur, die nirgends kräftiger, als gerade in den Gräbern keimt, stieg aus dem großen Grabe siegreich unter tausend neuen, unerwarteten Formen herauf. Der Krieg, der Schrecken, der Tod, Alles, was gegen sie zu sein schien, verlieh ihr neue Triumphe. Die Frauen entwickelten nie mehr Kraft und Seelenstärke als gerade zu dieser Zeit. Sie waren es, welche die Männer anspornten, dem Tode muthig ins Auge zu schauen. Die Härte des Gesetzes machte die Schwächen der Schönheit gleichsam legitim. Während sie die Gefangenen trösteten, gestanden sie dreist: „Bin ich heute nicht gut, dann ists morgen schon zu spät." Morgens begegnete man jungen, hübschen Milchgesichtern, welche zu den Mächtigen des Tages liefen, um ihr Mitleid für jene Gefangenen, deren Loos sie interessirte, in Anspruch zu nehmen. Das Mitleid führte sie oft zu weit. Trösterinnen außerhalb oder Gefangene im

Innern, Alle gaben sie sich den Tröstungen der Liebe hin. Schwanger zu sein hieß, für Letztere, eine Chance, sich am Leben zu erhalten.

Unablässlich ward ein Wort wiederholt und auf Alles angewendet. Die Natur! Der Stimme der Natur folgen. Ueberlassen wir uns der Natur. Erst 95 folgte auf das Wort „nature" das Wort und der Begriff „la vie".

Man schauderte, der Natur nicht zu genügen: man ergriff sie im Durchgange, man geizte mit den Brotkrumen, die sie übrig ließ. Man stahl dem Verhängnisse Alles, was sich verbergen ließ. Da gab's keinen Schatten mehr von weiblicher Zurückhaltung. Gefangenschaft war für sie, in diesem Sinne, eine vollständige Freilassung. Die ernstesten Männer, die anständigsten Frauen überließen sich kindischen Paraden und Verspottungen des Todes. Ihre Lieblingserheiterung war die vorläufige Wiederholung ihres letzten Lebensactes, der Versuch ihrer letzten Toilette und die Quasi-Einübung der Ruhe, des Anstands und der Anmuth, die sie selbst bis zum Schaffot hinauf zur Schau zu tragen entschlossen waren. Diese traurigen Todes-Paraden rissen manche unter ihnen oft zu den allerkühnsten Schauausstellungen ihrer körperlichen Reize hin. Man wollte, daß Jedermann das bedaure, was dem bleichen Tode anheimfällt. Selbst in der finstern Conciergerie, dort, wo man nur hinkam, um zu sterben, wollte man die letzten Augenblicke genießen und . . . leben. Die Nacht und der Tod bewahrten das Geheimniß der letzten Stunden.

Ebenso beeilte und überstürzte man die Geschäfte. Die Assignaten flößten kein Vertrauen ein; kein Mensch hielt sich für sicher, länger zu dauern, als das Papiergeld. Die Verbindungen wurden auf gut Glück gewagt, gebrochen und von Neuem angeknüpft mit außerordentlicher Hast und Schnelligkeit. Das Dasein hatte sich, so zu sagen, in Dampf aufgelöst. Es gab nichts Solides, Festes mehr: Alles war flüssiges Gas!

Lavoisier versuchte um diese Zeit, einen großen neuen Gedanken festzustellen und zu beweisen: daß fest, flüssig und gashaltig nichts anderes als drei verschiedene Formen einer und derselben Substanz sind.

Was ist der physische Mensch und das Leben? Ein zu einem festen Körper verdichtetes Gas!

XXXI.

Untergang aller Parteien durch die Frauen.

Wenn die Frauen Anfangs der revolutionären Begeisterung neuen Aufschwung gaben, so waren auch sie es, die, unter dem Drange blinden Mitleids, frühzeitig genug ihr Scherflein beitrugen zur Reaction. Und selbst damals, als ihr Einfluß auf den Gang der Revolution die höchste Achtung eingeflößt hatte, waren sie es, die häufig den Untergang der Parteien herbeiführten.

Lafayette, durch die Uneigennützigkeit seines Characters, durch das Beispiel Amerika's und durch Jefferson's Freundschaft ein ächter Republikaner, ward zurückgehalten durch den Einfluß schmeichlerischer Frauen, die ihn umgarnten, vor Allem durch den Einfluß seiner eigenen Frau, deren scheinbare Resignation, deren Schmerz und Tugend mächtig auf sein Herz einzuwirken verstand. In ihr hatte er stets einen beredten Anwalt des Königsthums um sich, beredt durch den stummen Thränenerguß. Sie war untröstlich darüber zu sehen, daß ihr Gemahl sich zum Kerkermeister des Königs gemacht hatte. Eine geborene Noailles, hatte sie mit ihren Verwandten ihre Jugend im Kloster der Miramionen, an einem der bedeutendsten Heerde des royalistischen Fanatismus, verlebt und endlich schloß sie damit, daß sie ihren Mann, der nach und nach durch sie ein Vertheidiger des Königs-

thums geworden war, verließ und sich nach der Auvergne zurückzog.

Die Sieger Lafayette's, die Girondisten, sind, wie wir gesehen haben, nicht minder durch den Einfluß der Frauen compromittirt und ihrem Untergange entgegengeführt worden. Wir haben gesehen, wie Vergniaud's Genie sich einschläfern und entnerven ließ durch die allzu süßen Töne des Harfenspiels der Mademoiselle Candeille.

Robespierre, fälschlich angeklagt durch den Leichtsinn seines Bruders, war mit Recht verdächtig geworden durch die abgöttische Anbetung, die er sich ruhig gefallen ließ, durch den lächerlichen Fetischdienst, womit er sich durch seine Scheinheiligen umringen ließ. Der Cultus, den ihm die Mutter Gottes, Katharine Théot, angedeihen ließ, hat mehr, als man glaubt, zu dessen Sturze beigetragen.

Wenn wir von den Republikanern zu den Royalisten übergehen, so drängt sich uns ganz dieselbe Beobachtung auf. Die Unklugheiten der Königin, ihre Heftigkeit, ihre Fehler, ihre Verbindungen mit dem Auslande trugen mehr als alles Uebrige dazu bei, den Sturz des Thrones zu beschleunigen.

Die Vendéerinnen arbeiteten frühzeitig am Zustandekommen und Umsichgreifen des Bürgerkrieges. Aber die blinde Wuth ihres Eifers war auch eine jener Ursachen, woran die Folgen desselben gescheitert sind. Ihre Hartnäckigkeit, der großen Armee zu folgen, die im October 93 die Loire überschritt, trug mehr als alles Andere dazu bei, sie zu paralysiren. Der Schuldigste aller Vendéer, Herr v. Bonchamps, hatte seine ganze Hoffnung in die Verzweiflung, in die Kraft, die Jene verleihen würde, gesetzt. Er hatte,

als er seine Festung, sein sicheres Bocage, verließ, sich der Hoffnung hingegeben, die Vendée würde Frankreich, dessen Heere an den Grenzen standen, überrumpeln und vom Joche der Republik befreien können. Diese wilde Eberjagd bedurfte der Blitzeseile, eines schreckenerregenden Anstoßes, der kräftigen Entscheidung von Seiten der Männer und Soldaten. Bonchamps hatte nicht vorausgesehen, daß zehn bis zwölftausend Weiber sich an die Fersen seiner Vendéer ketten und ihnen nachfolgen würden. Diese Frauen hielten es für zu gefährlich, im Lande zurückzubleiben. Abenteuerlich und von demselben Eifer beseelt, der sie zur Entzündung des Bürgerkriegs entflammt hatte, waren sie entschlossen, auch alle Wechselfälle und Gefahren desselben zu theilen. Sie schwuren, besser und schneller zu marschiren, als die Männer, und waren entschlossen, bis ans Ende der Welt zu ziehen, um ihre bedrohten Altäre zu retten. Die Einen, (Frauen, welche bis dahin eine sitzende Lebensweise geführt) die Andern, (Nonnen, wie die Aebtissin von Fontevrault) schwärmten in ihrer Einbildung für den unbekannten Reiz eines Kreuzzuges, für ein freies, kriegerisches Leben. Und warum sollte, wenn es anders Gottes Wille war, die Revolution, so schlecht vertheidigt durch die Männer, nicht besiegt werden können durch die Frauen, deren Fanatismus den höchsten Gipfel erreicht hatte?

Eine dieser Frauen, die bis dahin eine stille, fromme Nonne gewesen war, befragt, was sie davon hoffe, daß auch sie sich diesem confusen Heere anschließe und alle Gefahren desselben zu theilen entschlossen sei, erwiderte ganz kriegerisch:

— Ich ziehe mit, um dem Convente Furcht einzujagen.

Viele dieser Vendéerinnen glaubten, daß die Männer, weniger leidenschaftlich, weiblicher Anregung bedürften, um deren Muth aufrecht zu halten und deren Thatkraft anzustacheln. Sie zogen mit, um ihre Männer und Geliebten anzufeuern und ihren Priestern Muth und Vertrauen zum Herrn der Heerschaaren einzuflößen.

Beim Uebergange über die Loire waren nicht genug Barken da, um diesen großen Nachtrab von Frauen hinüberzuführen. Wartend benutzten sie die Zeit, um zu beichten. Die Priester, ausruhend auf den Hügeln des Ufers, hörten deren Beichte und ertheilten ihnen für alle Gräuel, die sie den Feinden des Thrones und der Altäre gegenüber auszuüben entschlossen waren, im Voraus Absolution und alle Segnungen der beleidigten Kirche. Diese Segenausgießung en masse wurde plötzlich durch einige ins Blaue abgefeuerte Schüsse der republikanischen Kanonen getrübt. Einer dieser frommen Beichtväter ergriff das Hasenpanier. Die Beichtende holt ihn ein, hält ihn zurück und verlangt: Zuerst Absolution, mein Vater! — Nimm sie, meine Tochter, und laß mich los. Sie aber, damit nicht zufrieden, hielt ihn an seiner Kutte zurück und zwang ihn dem Feuer Trotz zu bieten.

Aber wie unerschrocken auch diese Frauen immerhin waren, nichts desto weniger blieben sie für das Heer ein großes Hinderniß. Außer fünfzig großen Wagen, in welchen sich einige Hunderte von ihnen zusammengedrängt hatten, gab es Tausende, die auf Karren, zu Pferde und zu Fuße mitzogen. Viele schleppten sogar ihre Kinder mit. Mehrere darunter waren hochschwanger. Bald fanden sie die Männer ganz anders, als sie es beim Abmarsche gewesen waren.

Die Tugenden des Vendéers hielten an dessen Gewohnheiten fest. Außerhalb seiner Häuslichkeit war er sehr bald außer Rand und Band. Sehr bald sank das Vertrauen, das er in seine Anführer und in seine Priester gesetzt. Die Ersteren hielt er in Verdacht, entfliehen und sich einschiffen zu wollen. In den Reihen ihrer Priester offenbarten sich die Streitigkeiten, die Schurkerei des Bischofs von Agra, die Ränke Berniers, ihre bis dahin nur im Verborgenen ausgeübten Unsittlichkeiten in ihrer ganzen cynischen Nacktheit. Das Heer verlor da seinen Glauben. Es gab da keine Mitte. Gestern noch fromm und gottesfürchtig, begann man heute schon zu zweifeln und nichts mehr zu respectiren.

Die Vendéerinnen bezahlten auf schreckliche Weise den Antheil, den sie am Bürgerkriege gehabt. Ohne von den Noyaden, von den Ertränkungen en masse zu reden, die bald nach deren Ausrücken erfolgten, wurden nach der Schlacht bei Mans einige dreißig dieser Frauen niedergeschossen. Viele Andere, es ist wahr, wurden durch die republikanischen Soldaten gerettet, die, den zitternden Schönen ihren Arm reichend, sie galant aus der Klemme rissen. Viele verbargen sich, so gut es ging, bei den Familien in der Stadt. General Marceau*) rettete in seinem Cabriolet eine junge

*) François Severin Desgravier Marceau war, nach Aussage aller Geschichtsschreiber, einer der ritterlichsten Charactere der Revolution. Mit 22 Jahren Brigadegeneral, ein Freund Klebers, stach seine reine uneigennützige Vaterlandsliebe wohlthuend von der Habgierigkeit und Grausamkeit der meisten andern Revolutions-Generale ab. In einem Alter von 27 Jahren starb er auf dem Felde der Ehre. E. M. O.

hübsche Vendéerin, die in der Schlacht all die ihrigen verloren hatte. Es schien ihr wenig an ihrem Leben und an ihrer Rettung gelegen. Sie that nichts, um ihren Retter in seiner menschenfreundlichen Absicht zu unterstützen. Sie ward vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. — Einige unter ihnen heiratheten diejenigen, die sie aus dem Getümmel der Schlacht gerettet hatten; aber diese Heirathen fielen größtentheils nicht glücklich aus, denn bald erwachte im Herzen der fanatischen Frauen der alte Haß von Neuem.

Ein junger Beamter von Mans, Goubin, fand am Abende der blutigen Schlacht*) ein armes Mädchen, das sich hinter einer Thür verborgen hatte und nicht wußte, wo sie sich ein Obdach suchen sollte. Er selber, noch fremd in der Stadt, wußte kein Haus, in welchem er sie sicher glaubte; aus diesem Grunde nahm er sie zu sich. Diese Unglückliche, bebend und zitternd vor Furcht und Kälte, mußte sich in sein Bett legen. Da sein Gehalt nur 600 Francs betrug, bewohnte er ein kleines Zimmer, in dem sich nichts mehr als ein Bett und ein Stuhl befand. Acht Nächte hinter einander schlief er auf dem Stuhle. Dadurch abgemattet und erkrankt, erlaubte ihm das Mädchen, angekleidet an ihrer Seite zu ruhen. Unnöthig zu sagen, daß er das that, was sein mußte. Ein glücklicher Zufall erlaubte dem Mädchen, bald darauf zu ihren Aeltern heimzukehren. Es fand sich,

*) Die Schlacht von Mans ward am 13. Dezember 1793 geschlagen. E. M. O.

daß sie reich, von vornehmer Familie und, was darum um so erstaunenswerther ist, eingedenk der Dienste war, die ihr der arme Teufel von Commis geleistet hatte. Sie ließ dem jungen Bürger Goubin sagen, sie wolle ihn heirathen.

„Ich danke, Bürgerin," erwiderte er, „ich bin Republikaner. Die Blauen müssen blau bleiben!"

XXXII.

Die durch die Frauen bewirkte Reaction im halben Jahrhundert, das der Revolution gefolgt ist.

Nach dem 9. Thermidor (nach dem Sturze Robespierre's) hatten mehrere Ursachen zusammengewirkt, um die Reaction zu beschleunigen.

Die außerordentliche Ausdehnung der revolutionären Herrschaft, die Abgespanntheit einer Folge von Dingen, die dem Geiste wie dem Herzen die härtesten Opfer auferlegt hatte. Das Mitleid, das sich Aller bemächtigte, war unwiderstehlich.

Kein Wunder also, daß die Frauen, mitleidsvoller als die Männer, die mächtigsten Triebfedern, die thätigsten Agenten der Reaction wurden.

Die von der Revolution verlangte Vernachlässigung des Costüms und der Toilette, die Annahme der volksthümlichen Sprache und Gewohnheiten, das „Débraillé" jener Epoche war mit dem Namen Cynismus gebrandmarkt worden. In Wahrheit hatte die republikanische Gewalt in ihrer wachsenden Strenge allen Ständen die Strenge der Sitten als Gewährschaft des Bürgersinns auferlegt.

Eine Art moralischer Censur ward nicht allein durch die Obrigkeit, sondern mehr noch durch die populären Gesellschaften ausgeübt. Mehr als ein Mal wurden Ehebruchs-

Prozesse vor die Gemeinde und vor die Jacobiner-Clubbs gebracht. Die Eine wie die Andern entschieden, daß jeder unmoralische Mensch in den Augen der Republik verdächtig ist. Dies war eine folgenschwere Bezeichnung, mehr gefürchtet als irgend eine andere Strafe.

Keine Regierung hat härter als die Republik die öffentlichen Mädchen verfolgt. Bälle und Spiele (damals gleich bedeutend mit Prostitutionshäusern) waren fast gänzlich verschwunden.

Die Salons, in welchen bis 92 die Frauen so sehr geglänzt hatten, schlossen sich vor 93.

Die Frauen fühlten sich wie vernichtet. Unter dieser wilden Regierung blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig, als Gattinnen und Mütter zu sein, was nicht Allen unter ihnen genügen wollte.

Der 9. Thermidor entzügelte alle Leidenschaften. Noch an demselben Tage begann ein wildes Bacchanal.

Auf dem langen Spazierwege, den man Robespierre machen läßt, um ihn zum Schaffot zu führen, war nichts schrecklicher als der Anblick der um jeden Preis gemietheten Fenster. Unbekannte Gestalten, die sich bis dahin verborgen gehalten, waren mit Einem Male wieder ans Licht getreten. Eine Welt reicher Wollüstlinge und verworfener Geschöpfe brüstete sich mit auffallendem Luxus auf den Balcons, an welchen der Zug vorüberkam. Namentlich boten die Frauen ein nicht zu duldendes Schauspiel dar. Schaamlos und, unter dem Vorwande der Juli-Hitze, halb entblößt, Hals und Busen mit Blumen geschmückt, auf den Sammet der Balcone gelehnt und mit halbem Körper auf die Saint-Honoré-

Straße hinabgebeugt, schrieen sie mit greller Freude: Zum Tode, auf die Guillotine mit dem elenden Tyrannen, der alle unsere Freuden gestört hat! An diesem Tage legten sie dreist wieder ihren großen Staat an und Abends wagten sie wieder in der Gesellschaft ihrer leichter aufathmenden Anbeter zu soupiren. Niemand legte sich mehr Zwang an.

Einen Tag darauf verließ Sade sein Gefängniß *).

Als der Zug der Verurtheilten vor dem Hause des Schreiners Duplay ankam, führten die Schauspielerinnen eine Scene auf. Wie Furien umtanzten sie den Karren, auf welchem der Feind ihrer Ausschweifungen, mit zerschmetterter Kinnlade, sich befand. Ein Kind spritzte mit einem Besen aus einem mit Ochsenblut gefüllten Eimer Blutstropfen gegen das Haus, in dem er gewohnt hatte. Robespierre schloß die Augen, um nichts von Allem zu sehen.

Abends rannten die nämlichen Bacchantinnen nach Saint-Pélagie, wo die Mutter Duplay gefangen saß, um

*) Alphonse Marquis v. Sade, der berüchtigte Verfasser der „Justine" und anderer schaamlosen Romane, war während der Schreckensherrschaft Secretär der Volksgesellschaft der „Pikenmänner" und auf Robespierre's Antrag, des Moderantismus verdächtig, in den Kerker des Madelonnettes geworfen worden. Robespierre haßte diesen Elenden, weil er überzeugt war, daß dessen obscönen Romane mehr als alles Andere zur Demoralisation der Gesellschaft beigetragen hatten. Entschlossen, ihn bei der ersten Gelegenheit hinrichten zu lassen, sagte er zu Saint-Just: Ich ziehe es vor, ihn in ein Narrenhaus zu sperren, weil es Augenblicke giebt, wo ich ihn zu schlecht für die Guillotine halte. E. M. O.

ihr in die Ohren zu schreien, daß sie die Witwen der Schlachtopfer Robespierre's seien. Sie ließen sich durch die erschreckten Gefängnißwärter die Pforten des Kerkers öffnen, erwürgten die alte Frau und hingen sie an der Gardinenstange auf.

Paris ward mit Einem Male, trotz der herrschenden Hungersnoth, wieder heiter und froh. Das Palais royal wimmelte wieder von Spielern und Freudenmädchen und andern Damen, die, halb nackt, mit Jenen in der Schaustellung ihrer Reize zu wetteifern schienen. Dann öffneten sich jene „Bals des victimes“, wo der schaamlose Luxus in den ausschweifendsten Orgien seine falsche Trauer umherwälzte. Der gefühlvolle Mensch speculirte, seufzend, auf die Assignaten und Nationalgüter. Die „bande noire“ beweinte mit heißen Thränen Anverwandte, die sie nie besessen hatte. Die Marquisinnen und die Gräfinnen, die royalistischen Tänzerinnen und Schauspielerinnen, aus den Gefängnissen und aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechend, arbeiteten, ohne sich zu schonen, an ihrer großen, gemeinschaftlichen Aufgabe, den Schrecken zu royalisiren. Sie umstrickten die Terroristen, bezauberten die Thermidoriens, trieben deren Hand zum Morde und gaben ihnen das Messer in die Hand, um der Republik die Adern zu öffnen und sie verbluten zu lassen. Viele von den Montagnards, wie Tallien, Bentabole, Rovère, verheiratheten sich mit Damen aus dem alten Adel. Der Fleischer Legendre, lange Zeit abgemagert wie ein zur Ader gelassener Ochse, ward von Neuem wüthend unter dem Stachel der Mademoiselle Contat; diese boshafte Susanne des Beaumarchais'schen Figaro's warf

diesem Stiere ihr Strumpfband zu und trieb ihn mit gesenkten Hörnern mitten durch die Reihen der Jacobiner.

Hier wollen wir einhalten. Das Alles ist nicht mehr die Revolution. Dies Alles ist der Anfang der langen Reaction, die seit einem halben Jahrhundert fortdauert und fortdauern wird bis zu dem Tage, wo Frankreich sich erinnern wird, daß die Freiheit kein leerer Schall, sondern ein im Herzen des Volkes tief gewurzelter Glaube, die Religion der Zukunft, ist.

Schluß.

Der hauptsächlichste Fehler dieses Buches ist der, daß es nicht das erfüllt, was sein Titel verspricht. Es schildert nicht die Frauen der Revolution, sondern nur einige Heldinnen, einige mehr oder minder berühmte Koriphäen derselben. Es preis't einzelne hervorstechende Tugenden; aber es verschweigt eine Welt verborgen gebliebener Opfer, die um so ruhmwürdiger sind, weil sie dafür keinen Ruhm einernten gewollt. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ihr Frauen, die Ihr dies Buch leset, betrachtet mit Ernst die ersten und die letzten Seiten desselben.

Was findet Ihr in den ersten?

Empfänglichkeit und Mitgefühl für die Leiden der menschlichen Gesellschaft stürzte Euch 89 in die Arme der Revolution. Ihr fühltet Mitleid mit der Welt und erhobet Euch zu der Höhe, Euch und Eure Familie dem Wohle des Ganzen zum Opfer zu bringen.

Und was zeigt Euch das Ende?

Dieselbe Empfänglichkeit, dasselbe Mitgefühl, aber Abscheu vor dem Blute und die unruhige Besorgniß und Liebe für die Erhaltung Eurer Familie stürzen Euch in die Reihen der Reaction.

Wir sagen: Abscheu vor dem Blute! Aber vergeßt nicht, daß der weiße Schrecken von 1795 und 1815 mehr Blut durch Meuchelmord, als das Jahr 1793 durch seine Schaffots vergossen hat.

Vergleichet auch, wenn ich Euch bitten darf, das Leben Eurer Mütter und das Eurige: ihr Leben, so reich an edlen Leidenschaften und an heldenmüthigen Werken, und das nichtige, langweilige, thatenlose Leben, in welchem Eure Tage dahinrauschen. Fragt Euch, welchen Antheil Ihr genommen, welche Rolle Ihr in diesem elenden halben Jahrhundert der Reaction gespielt habt?

Eure Mütter liebten die Starken und Lebenden. Ihr aber Ihr liebet die Todten.

Lebende nenne ich Diejenigen, deren Handlungen und Werke die Welt erneuern, die sie durch ihre Thätigkeit in Bewegung setzen, erfüllt von dem großen Athemzuge, der das Segel des Jahrhunderts schwellt, erfüllt von jenem mächtigen Lebensfunken, welcher Vorwärts! heißt.

Und die Todten? So nenne ich jene unnützlichen, kraft- und saftlosen Männer, deren Frivolität Euch erfreut, wenn Ihr zwanzig Lenze zählt, jene gefährlichen Menschen, die Euch, wenn Ihr älter werdet, in die Laufbahn scheinheiliger Ränke einführen und Eure Seele mit ziellosen Aufregungen und unfruchtbarer Langweile erfüllen.

Seht Ihr nicht dort unten die schwarzen Wolken, die über Eurem Haupte bald zu bersten drohen? Hört Ihr nicht unter Euren Füßen die Erschütterungen des Erdbodens, das dumpfe Grollen der unterirdischen Vulcane, die unheilverkündenden Seufzer der beleidigten Natur?

Dieser dumpfe Friede, der für Euch eine Zeit des Schmachtens und der Träume war, ist für alle Völker ein Alp gewesen, der sie niedergedrückt. Dieser Friede hat seine Endschaft erreicht. Ich kenne Euer Herz und weiß, daß Ihr dafür Dank wißt dem alten Gotte, der das schwere bleierne Siegel bricht, unter welchem die Welt verschmachtet ist.

Vergeßt, daß Ihr Töchter des Friedens seid, und erinnert Euch Eurer heldenmüthigen Mütter, die in den Tagen der Gefahr nicht müde geworden sind, dem Vaterlande und der Freiheit große, edle Opfer zu bringen, Opfer, die sie unsterblich gemacht.

Zeigt, daß Ihr würdig des Ruhmes Eurer Mütter seid!

Druck der Teubner'schen Officin in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Michelet, Jules,

Die Frauen der französischen Revolution

Brüssel ; Leipzig 1854

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10423036-1